Vaterländisches Lesebuch

für

die obern Klassen in den Volksschulen Bayerns.

Erste Abtheilung.

Des Buches der Anschauung Fortsetzung.

Von

Ludwig Solereder,
Lehrer an der Dompfarrschule zu München.

Preis: ungebunden 21 Kreuzer.

München 1863.
Im Königlichen Central-Schulbücher-Verlage.

Druck von F. Straub in München.

Vorerinnerung.

Indem über Tendenz und Behandlung dieses Lesebuches auf das Vorwort des Buches der Anschauung hingewiesen wird, möge hier nur bemerkt sein, daß dem geographischen Unterrichte, der in die Schilderungen eingeflochten, das Landkartenzeichnen zum Grunde liegt, zu welchem im Buch der Anschauung das Verständniß und die Vorübungen angebahnt und durchgeführt wurden durch Planzeichnen des Schulzimmers ꝛc., des Gartens, des Marktplatzes, durch Zeichnen der Heimathkarte ꝛc.

Was von den Schülern gezeichnet werden soll, wird zuerst von dem Lehrer auf die große Schultafel vorgezeichnet. Sehr zu empfehlen für die Hand der Schüler ist das in der Kunst-Anstalt von Dr. Wolf und Sohn in München erschienene „Skizzenblatt des Königreiches Bayern. Preis 3 Kreuzer.“

Inhalts-Verzeichniß.

Sommer.

Frühling.

1. Gott grüße dich.

Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht vom Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet.

J. Sturm.

2. Frühlings Einzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust,
Und kramt zusammen seinen Wust,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart,
Nach solcher wilden Buben Art,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der Frühling klopft und pocht ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zu Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde.
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein pausebackig rothes Kind,
Und bläst, daß Alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit gold'nen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall!
Und horch, — und horch, — ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingsluft;
Geschwinde, geschwinde!

W. Müller.

3. Der April.

Hinaus, hinaus! Schon pfeift im Baum der Vogel und singt und ruft: „Ihr Kinder, kommt in's Freie!“ Der Frühling wirft so lichte Strahlen her in's off'ne Fenster; schöne warme Luft zieht weich und lockend durch die engen Gassen. Da ruft der Vater auch den Kindern zu: „Kommt, kommt in's Freie!“ — Aus dem Thor der Stadt strömt Alt und Jung; ein Jeder will spazieren zu seinem Garten, will dort sä'n und pflanzen. Doch kaum sind sie im Felde, hui! da zieht es grau am Himmel auf; die Sonne duckt sich schnell hinter Wolken, und der böse Winter streckt, eh' man sich's versieht, die kalten Hände weit über Berg und Thal und schüttet Schnee den Leuten in's Gesicht und giesset Regen auf sie herab und heult im Sturm und Wind: es freut ihn, wie die Menschen vor ihm laufen. —

Da spricht die Sonne: „Nein, das wird zu toll!“ und duldet länger solchen Unfug nicht. Mit einem Ruck reisst sie die Wolken durch und schmilzt den Schnee und trocknet schnell den Regen und lacht auf's neu den Menschen in's Gesicht. Ach,

nur zu kurze Zeit! denn bald von neuem hebt sich der freche Bursch, der Winter, wieder und schnaubt und schneit und tobt nach alter Art. So kämpfen Lenz und Winter, Sonn' und Dunkel; und kann's wohl anders sein? — 's ist ja April.

Reinick.

4. Die ersten Frühlingsblumen.



2. Lungenkraut.

1. Vogelmilch.

Noch sehen die Wiesen und Brachäcker erstorben aus, und durch den kahlen Wald kann das Auge noch weit hin schweifen. Im streubedeckten Waldboden aber ist bereits neues Leben erwacht: liebliche Blumen sind da als Herolde des Frühlings erschienen. Auf trockenen Waldstellen steht das rauhblätterige Lungenkraut (2) mit seinen zuerst rosenrothen und nach dem Oeffnen violett werdenden Röhrenblüthen. Am Saume des Waldes und in Gebüschen und an Hecken geht der zierliche Stern der Vogelmilch (1) auf. Dort, wo das murmelnde Bächlein kleine Versumpfungen bildet, wächst das niedliche Gold-Milzkraut, dessen Aestchen zu gleicher Höhe aufstreben und an ihrer Spitze die grüngelben Blüthen tragen.



Gold-Milzkraut.

Mehr noch als diese drei Frühlingskinder ist die Hain=Anemone verbreitet. Sie bemächtigt sich der fruchtbaren Waldblößen, schreitet die Feldraine entlang, und selbst auf dem noch erstorben liegenden Wiesenrasen ragt der schlanke Stengel mit den drei zierlich gefiederten Blättern und der einzigen Blüthe empor. Die weiße, sternförmige Blume mit dem Büschel goldener Staubfäden um den grünen Stempel



1 Wiesen=Anemone. 2 Hain=Anemone.

nickt gar freundlich ihrer Schwester, der blauen Wiesen-Anemone zu, die wegen des schillernden Glanzes, den ihre herzförmigen, eingekerbten Blätter auf der Unterseite zeigen, auch Leberblümchen genannt wird.

Auf kalkreichem Boden, an Ufern der Bäche und Flüsse, wächst der gemeine Huflattich als erster Schmuck, dessen blätterloser,



Huflattich: 1 blühend, 2 abgeblüht.

bloß mit einigen Schuppen bedeckter Stengel an seiner Spitze eine leuchtend goldgelbe Blume trägt, die mit der des Löwenzahns große Aehnlichkeit hat. Die großen, rundlichen, ausgezackten Blätter schickt er erst später den gelben Blumensternen nach, wenn diese ihre Blüthenköpfchen zu silberweißen Pinseln verwandelt haben. Unter Hecken versteckt und auf dem noch wintergrauen Raine pflücken wir das



2 Schneeglöckchen. 1 Frühlingsknotenblume.

duftende Veilchen, das liebliche, bescheidene Blümchen. — Schneeglöckchen (2) und Frühlingsknotenblumen (1) läuten mit ihren weißen Glocken den Frühling ein. — Wie mit goldenem Schimmer sind die Wiesen von den Schaaren der Schlüsselblumen überdeckt. Am sumpfigen Rande des Wiesenbaches funkelt die kräftige Dotterblume. Ihre strammen, kurzen Stengel tragen in jugendlicher Kraft die glänzenden, herzförmigen Blätter, durchdrungen von saftigem fetten Grün. Nicht weit davon, mehr im Bereiche des Haselstrauches, steht das Scharbockskraut, welches fast nur eine kleine Nachahmung der Dotterblume ist; ihre Blumenblätter sind nur



Dotterblume.

wenig schmäler, und ihre Blätter kleiner und nicht so tief grün gefärbt. — Wohin das Auge blickt, ist überall ein Auferstehungsfest. Alles leuchtet golden; denn fast nur gelbe Blüthen strahlen uns entgegen; weitaus die größere Zahl der ersten Frühlingsblumen prangt in der Farbe der leuchtenden Morgensonnen-Strahlen.



Scharbockskraut.

5. Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: „Heraus, heraus!
Heraus ihr Schläfer in Flur und Haid',
Es ist nicht länger Schlafenszeit!
Ihr Sänger hervor aus Feld und Wald,
Ihr Veilchen erwachet und duftet bald!
Und wer noch schlummert im Winterhaus —
Zum Leben und Weben heraus, heraus!"

So läutet Schneeglöckchen durch's weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;
Und es läutet fort bei Tag und Nacht,
Bis endlich allesammt aufgewacht;
Es läutet noch immer und schweiget nicht still,
Bis auch dein Herz erwachen will.

So öffne nun doch den engen Schrein,
Zeuch aus in die junge Welt hinein;
In das grosse, weite Gotteshaus
Erschwing dich, o Seele, und fleuch hinaus
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süsse Frühlingsgeläut!

Scheuerlin.

---

6. Die Schlüsselblume.

Wenn das Schneeglöckchen den Frühling eingeläutet hat und Anemonen und Veilchen Wald und Wiese schmücken, so läßt auch die Schlüsselblume nicht lange mehr auf sich warten. Auf sonnigen Wiesen blüht sie gesellig in großer Menge und verbreitet wundermilden Honigduft. — Der schlanke, aufrechte Stengel erhebt sich aus



Schlüsselblume.

einer grünen Blätterrose und trägt an seiner Spitze mehrere lieblich-gelbe Blümchen. Jede Blüthe besteht aus fünf herzförmigen Blättchen, die zusammen einen goldenen Trichter bilden. Da, wo der Trichter sich verengt, ist er mit einem dunklen Kränzchen geziert. — Dieser lieblichste der Trichter steckt in einem zierlich ausgezackten grünen Becher, auf dessen Boden, von fünf Staubfäden umgeben, das Pistill sitzt, einem zierlichen Weinfläschchen gar nicht unähnlich. — Die Bienchen und Hummeln fliegen herbei; es schmeckt ihnen gar zu gut der süße Honig aus dem goldenen Trichter und dem

grünen Becher. — Schlüsselblume heißt dies holde Blümchen, weil es gleichsam den Frühling eröffnet und den heitern Himmel und die schöne Blumenwelt uns aufschließt. Primel aber nennt man es, denn Primmel heißt „Erstling des Frühlings.“

---

7. Im Garten.

Die lieben Sonnenstrahlen haben auch in meinem Gärtchen den Schnee hinweggeschmolzen und liegen nun erwärmend auf dem Erdreich. Der Boden dampft; es ist, als athmete er dankbar-freudig, daß ihm die Schneelast hinweggenommen. Zwischen den Erdkrümchen wird es lebendig. Hier dringt ein Pflänzchen wie eine scharfe Pfeilspitze aus dem Boden hervor; dort hebt sich eines gebogen, wie mit vorsichtig gekrümmtem Rücken, aus der Tiefe. Und ob das Keimchen selbst gleich so zart und schwach ist, daß jede ungeschickte Berührung der Menschenhand es zerknickt, so besitzt es dennoch eine wunderbare Stärke.

Um aus der Tiefe, in welcher das Samenkorn oder der Wurzelstock ruht, sich empor zu arbeiten, hatte es nicht selten vielfache Hindernisse zu überwinden. Da war ein Steinchen oder eine quer vorgeschobene größere Wurzel zu umgehen; dort mußte es die lehmige Erde, die von den starkwirkenden Frühlingssonnenstrahlen fast backsteinartig zusammengedörrt war, in ganzen Schollen heben; ja selbst größere Steine bewegte es aus ihrer Lage, um sich einen Ausweg an das Tageslicht zu machen, nach dem sich alles Leben drängt. Bald werden dunkelfarb'ne, sammetreiche Aurikel, würzige Narzissen, süßduftende Hyacinthen, stolze Tulpen, ernste, schneeweiße Lilien, glühende Nelken, bescheidene Nachtviolen, wohlriechende Reseden und aller Blumen Königin, die Rose, mein liebes Gärtchen schmücken. — Ich grüße euch, ihr lieben Pflänzchen, als längst erwartete, bekannte Freunde!

Mit der Pflanzenwelt regt sich aber auch das thierische Leben. Dieselbe Wärme, die den schlummernden Keim im Saatkorn, am

Wurzelstock oder in der Knospe geweckt hat, weckt auch das Leben der zahllosen Geschöpfe, die während des Winters in einem todähnlichen Schlafe geruht haben. Hier gräbt eine Erdbiene ein Loch in den warmen Erdboden, um darin ihr Nest zu bauen. In eiliger Flucht vor mir purzelt dort ein schön kupferroth glänzender Laufkäfer kopfüber herunter, da für seine eiligen, kleinen Beine der vom Aufthauen her noch rauhe Boden äußerst unbequem ist. Ein schwarzer Raubkäfer dagegen verkennt seine Kraft so sehr, daß er seinen langen, schmalen Hinterleib drohend gegen mich emporkrümmt, um mich durch das übelriechende Tröpfchen, was er aus demselben austreten läßt, in die Flucht zu schlagen. Ich lasse ihn lächelnd und seinen Muth anerkennend in Ruhe seine Wege gehen. Da kommt ein großer, stahlblauer Dungkäfer daher gesummt, um sich in dem Dünger niederzulassen und darin seinen Kindern ein Unterkommen nach seinem Appetite zu bereiten. Hier und da entfalten Schmetterlinge in schwerfälligem Fluge ihre mächtigen Flügel in der warmen Sonne. Es sind dies die letzten vom vorigen Sommer; den Winter hindurch waren sie erstarrt in einem Schlupfwinkel versteckt, und nun sind sie wieder aufgewacht, sie und alle die tausend andern Insekten.

Wie das nun Alles kriecht und wimmelt; wie es lichttrunken Halm auf, Halm ab gaukelt und von Knospe zu Knospe eilt, um von dem Safte zu nippen, der aus den braunglänzenden Schuppen quillt! Und wie es dann wieder inne hält, wie um inmitten des Frühlingstaumels sich zu besinnen, die Fühlfäden und Tasten zu prüfen, die Gliedchen zu strecken, das zarte Leibchen blanker zu putzen und in wohligem Gefühl die Flügeldeckel zu lüften und sich träumerisch zu wiegen und zu schaukeln! Welches Summen und Surren, Dröhnen und Schwirren erfüllt die zitternde Luft! Es ist das erste Frühlingsconcert, das von den Insekten gegeben wird, in dem die Hummel den Baß und die Biene die erste Geige spielt. Und je lauter ihre Musik erschallt, desto fleißiger eilen sie von Blüthe zu Blüthe und saugen den köstlichen Nectar.

8. Die Lilien.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weisses Kleid,
Mit gold'nem Staub besä't,
Dass Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht,
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein,
Und trocknet's in dem Wind
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch;
Du denkst: Der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

Spitta.

9. Die Weiden am Bache.

Es stehen zwei Weiden am plätschernden Bach,
Die schliefen wie todt, nun sind sie wach;
Nun haben sie offen die Aeugelein
Und blicken munter in's Wasser hinein.
Sie treiben aus ihrem grünen Haus
Die flockigen, wolligen Blüthen hinaus
Und sagen: „Der liebe Lenz will kommen,
Er hat uns die Binde vom Auge genommen!"

Am Mittag kam ein Bienchen geflogen,
Hat an den Blüthen sich satt gesogen;
Dann sprach's: „Dank für die erste Gabe;
Jetzt eil' ich, daß ich die Königin labe,
Und morgen, wenn weht ein linder Hauch,
So kommen die lieben Schwestern auch,
Geh'n zu Gaste bei euch und summen im Chor
Das erste Frühlingslied euch vor!"

Die Weiden haben's gern vernommen,
„Kommt alle nur, ihr seid willkommen!"
Schön ist's, von seiner Fülle zu geben
Und mit den Guten im Frieden zu leben!

Fr. Hoffmann.

---

10. Morgenlied.

Wer schlägt so rasch an's Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

„Heraus, heraus, du Menschensohn!“
So ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

„Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen,
Und weil du nicht gehört sie hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.“

W. Müller.

---

11. Die Lerche.

Die Lerche in den Lüften schwebt
Und singt den Morgen an;
Vom grünen Feld sie sich erhebt
Und grüsst den Ackersmann.

Gar hoch kann sie sich schwingen,
Dass man's kaum sehen mag;
Dabei hört man sie singen,
Gott loben, Tag für Tag.

Knaben Wunderhorn.

---

12. Kind und Lerche.

Kind: O liebe Lerche, sag nur an,
Was dich so lustig machen kann?
Du säest nicht, du erntest nicht
Und sammelst in die Scheunen nicht,
Und fliegst so hoch und singst so gern,
Als sähst du Gott den Herrn.

Lerche: Der Vater droben sorgt für mich,
Drum sing' ich ihm mein Lied,
Doch viel mehr sorgt er noch für dich,
Drum komm' und singe mit!

Reinick.

---

13. Am Morgen.

Gott, unter deiner Vaterhut
Hab' ich die Nacht so sanft geruht,
Daß ich erquickt nun in die Höh'
Der Morgensonn' entgegenseh'.

Wohin ich blicke, redest du
Mit Wohlthat mir und Güte zu.
Mein erster Hauch sei Lobgesang,
Mein letzter Athemzug sei Dank!

Du gießest Freuden, wie ein Meer,
Um alle deine Kinder her;
Und nur allein der Thor vergißt,
Daß er ein Mensch mit Menschen ist.

Gib, daß ich diesen ganzen Tag
Mich deiner Güte freuen mag;
Wend' Unglück ab, nach deiner Huld,
Und wenn es kommt, gib mir Geduld.

Nur deine Hand theilt Segen aus,
Gib Segen in mein kleines Haus;
Laß gern mich nützen Jedermann,
Und willig helfen, wo ich kann.

Der Erde köstlichster Gewinn
Ist frohes Herz und reiner Sinn;
Und diesen, Vater, schenke mir,
So wall' ich ruhig hin zu dir.

Du hast mir wieder neue Kraft
Zu meinem Tagewerk verschafft,
Verjüngt sind wieder Fuß und Hand,
Zu ihrer Arbeit leicht gespannt.

Wenn einst nach meines Todes Nacht
Zu deinem Licht mein Aug' erwacht,
Dann sing' ich himmlischer erfreut
In jenes Lebens Seligkeit.

Seume.

---

14. Das Bienchen im Frühling.

Es war Frühling geworden; die Sonne hatte den Schnee von den Bergen weggeschienen, die grünen Grasspitzen kamen aus den

welken Halmen hervor, die Knospen der Bäume brachen auf und ließen schon die jungen Blättchen durchscheinen; da wachte das Bienchen aus seinem tiefen Schlafe auf, worin es den ganzen Winter gelegen hatte. Es rieb sich die Augen und weckte seine Kameraden, und sie öffneten die Thüre und sahen, ob das Eis und der Nordwind fortgegangen wären. Und siehe, es war überall heller und warmer Sonnenschein.

Da schlüpften sie heraus aus dem Bienenkorbe, putzten ihre Flügel ab und probirten wieder zu fliegen. Sie kamen zum Apfelbaum und sagten: „Hast du nichts für die hungrigen Bienchen? Wir haben den ganzen Winter nichts gegessen?“ Der Apfelbaum sagte: „Nein, ihr kommt zu frühe zu mir; meine Blüthen stecken noch in der Knospe, und sonst habe ich nichts. Geht hin zu der Kirsche!“ Da flogen sie zu dem Kirschbaum und sagten: „Lieber Kirschbaum, hast du keine Blüthen für uns hungrige Bienen?“ Der Kirschbaum antwortete: „Kommt morgen wieder; heute sind meine Blüthen noch alle geschlossen. Wenn sie offen sind, sollt ihr willkommen sein!“ Da flogen sie zu der Tulpe. Die hatte zwar eine große Blume, aber es war weder Wohlgeruch noch Süßigkeit darin; die Bienchen konnten keinen Honig darin finden. Schon wollten sie traurig und hungrig wieder heimkehren, als sie an der Hecke ein dunkelblaues Blümchen stehen sahen. Es war das Veilchen; das wartete bescheiden, bis die Bienchen kamen. Dann aber öffnete es ihnen seinen Kelch; der war voll Wohlgeruch und Süßigkeit, und die Bienchen sättigten sich und brachten noch Honig mit nach Hause.

Curtman.

---

15. Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen stand eben erst ein Weilchen unten im Thal am Bach; da dacht' es einmal nach und sprach: „Daß ich hier unten blüh', lohnt sich kaum der Müh'! muß mich

überall bücken und drücken, bin so in's Nied're gestellt, sehe gar nichts von der Welt. Drum wär' es ganz gescheit gethan, ich stieg ein Bischen höher hinan." — Und wie gesagt, so gethan. Aus dem Wiesenland mit eigener Hand zieht es ein Beinchen nach dem andern und begibt sich auf's Wandern. „Drüben der Hügel wär' mir schon recht! Wenn ich den erreichen möcht', könnt' ich ein Stückchen weiter seh'n; dahin will ich geh'n!" — Und so, im behenden Lauf, steigt das Veilchen den Hügel hinauf, pflanzt sich dort oben ein im schönsten Sonnenschein. Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden, meint es: „Von allen Landen sieht man hier oben kein großes Stück, man hat keinen freien Blick; aber auf jenem Berge dort, das wär' ein Ort, wo ich wohl möchte steh'n, um in die weite Welt zu seh'n. Drum wär' es noch gescheiter gethan, ich stieg' ein Bischen höher hinan!" Und wie gesagt, so gethan. Aus dem Hügel, wo es stand, zieht es mit eig'ner Hand ein Beinchen nach dem andern und begibt sich auf's Wandern. Doch den Berg hinauf geht es nicht in so raschem Lauf; es muß sich verpusten, muß öfters ruh'n. Endlich mit niedergetretenen Schuh'n, auf beschwerlicher Bahn, kommt's Veilchen oben an, pflanzt sich dort wieder ein im hellen Sonnenschein. „Ei, spricht es, hier ist's schön! — Aber Alles kann man doch nicht seh'n! — So ein Berg ist doch nur ein Zwerg! Auf der Alp' da droben, da wär's eher zu loben; da möcht ich wohl sein! Da guckte ich bis in den Himmel hinein, hörte die Engel musiciren, sähe unsern Herrgott die Welt regieren!" — Und aus dem Berge, wo es stand, zieht es wieder mit eigner Hand ein Beinchen nach dem andern, begibt sich noch einmal auf's Wandern. Die Reise macht' diesmal viel Beschwer; kein Weg, kein Steg war rings umher; dem Veilchen flimmert's vor dem Blick — es schwindelt, es kann nicht wieder zurück; da setzt es die letzte Kraft daran, zum Tode ermattet kommt's oben an. Ach! da war der Boden von Stein, kann mit den Füßchen nicht hinein. Der Wind der bläst so hart; das Veilchen vor Frost erstarrt; es zappelt mit allen Würzlein, bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein, friert sehr an Händen und Beinen, da fängt's bitterlich an zu weinen. Die blauen Bäckchen werden weiß, die Thränen gefrieren

darauf zu Eis. „Ach! wär' ich geblieben im Thale dort!" Das war Blau-Veilchens letztes Wort; darauf sank es um und blieb stumm.

„Hast du im Thale ein sicheres Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus."

Förster.

---

16. Jesus, der Kinderfreund.

Ein Frühlingsabend, hell wie Gluth,
Beschien den grünen Hügel,
Der See, mit waldumkränzter Fluth,
Glich einem gold'nen Spiegel;
Die Schäflein, roth vom Abendstrahl,
Verließen schon das Blumenthal;
Der Schiffer heimwärts dachte,
An's Land sein Schifflein brachte.

Vom Morgen- bis zum Abendroth
Hat Jesus stets gelehret,
Gehoben der Bedrängten Noth,
Und Jedem Trost gewähret.
Des Volkes dichtgedrängte Schaar,
Von der er stets umgeben war,
Zog fort, befreit von Schmerzen,
Und Gottes Trost im Herzen.

Dort schaut ein Greis, heut früh noch blind,
Das Licht der Sonne wieder;
Hier hört zum ersten Mal ein Kind
Der Vögel Abendlieder;
Die Kranken, die man zu ihm trug,
Sind frisch und roth und stark genug,
Ihr Bett nach Haus zu tragen,
Indem sie Gott danksagen.

Und Jesus, ganz ermüdet, sitzt
Am grünen Felsenhange;
Die Rechte, müd vom Wohlthun, stützt
Die röthlich schöne Wange:
So lieblich wie sein Angesicht
Ist wohl die Frühlingssonne nicht,
Die Licht und Lust und Leben
Ringsum der Welt gegeben.

Und sieh — dort in der Ferne stehn,
Voll Andacht und Vertrauen,
Mit ihren Kindlein, zart und schön,
Noch edle, fromme Frauen!
Sie brächten noch die Kleinen gern
Voll Mutterliebe zu dem Herrn;
Die Kinder selbst verlangen,
Den Segen zu empfangen.

Unwillig spricht der Jünger Schaar:
„Er ist schon müd vom Lehren;
Seht ihr nicht, wie geplagt er war?
Müßt ihn nun nicht mehr stören!“
Die Kleinen, die sich so gefreut,
Erfüllet plötzlich Traurigkeit;
Die Mütter seh'n betroffen
Getäuscht ihr süßes Hoffen.

Doch er, der Freund der Unschuld, spricht
Da er das Wort vernommen:
„O wehret doch den Kleinen nicht,
Und laßt sie zu mir kommen!
Denn wahrlich, wahrlich sag ich euch,
Nur solchen ist das Himmelreich!
Wollt ihr es je erreichen,
So müßt ihr ihnen gleichen.“

Von seiner Freundlichkeit gerührt,
Die frommen Mütter weinen,
Und an der Mutter Hand geführt,
Nah'n freudig sich die Kleinen;
Sie drängen sich um seine Knie,
Bei seinem Anblick fühlen sie
Mehr, als in Mutterarmen,
Ihr Herz von Lieb' erwarmen.

Das Kleinste, das sein Arm umschloß,
Es lächelt unerschrocken;
Ein andres spielt auf seinem Schooß,
Vertraut mit seinen Locken;
Die übrigen im Kreise stehn,
Und unverwandt zu ihm aufsehn
Und fromm die Hände falten,
Den Segen zu erhalten.

Und unaussprechlich liebreich gibt
Er ihnen nun den Segen;
Es fühlt, wer je das Gute liebt:
„Gott, Gott ist hier zugegen!"
Es schweigt der Vogel in der Luft,
Die Blumen hauchen süßern Duft,
Die Sonne bleibet stehen,
Den Segnenden zu sehen.

Mit Dankesthränen in dem Blick,
Im Herzen Himmelsfreuden,
Beglückt durch ihrer Kinder Glück,
Die frommen Mütter scheiden;
Zu ihren Kindern jede spricht:
„Vergesset dieses Abends nicht;
O bleibt durch's ganze Leben
Dem Heiland treu ergeben.

Sie blieben in dem Guten treu,
Ihr Thun war — ihn zu lieben;
Sie flohen stets mit heil'ger Scheu,
Was ihn je könnt' betrüben;
Er blieb ihr Freund in jeder Noth,
Schenkt ihnen Himmelstrost im Tod,
Und dann an seinem Throne
Des Himmels Strahlenkrone.

Chr. Schmid.

---

18. Am Charsamstag-Abend in der Kirche.

Die Kirch' ist dunkel, schwarz sind die Altäre,
In Trauer kniet die betende Gemeinde;
Er ruht im Grab, bei düst'rer Lampen Schein,
Er, ohne den sie nicht erlöset wäre.

Und plötzlich heben sich des Grabes Steine;
Der Dom, als ob ihn Himmelslicht verkläre,
Wird leuchtend; es ertönen frohe Chöre,
Es tritt der Gott aus dem verschloss'nen Schreine.

Und durch des Domes volkerfüllte Bogen
Kommt der Erstand'ne selber nun gezogen,
Und Keiner wagt es, zu ihm aufzusehen. —

Wer hier nicht jubelnd niedersinkt im Staube,
Wen Hoffnung nicht durchglüht und Lieb und Glaube,
In dem wird Christus nie mehr auferstehen.

E. v. Schenk.

---

18. Ostern.

Ostern, o Stern!
Leuchtest du wieder
Freundlich hernieder,
Bleibst du auch diesmal der Erde nicht fern?
Sei uns im frommen
Herzen willkommen!
Leucht' uns hinab in die Tiefen der Brust,
Wecke das Leben, belebe die Lust!

Ostern, o Stern!
Komm und erneue
Glauben und Treue,
Geh' uns voran auf dem Pfade des Herrn!
Völker und Lande
Binde durch Bande
Gläubiger Einigung, liebender Kraft;
Glaube nur schirmt uns in irdischer Haft!

Ostern, o Stern!
Quellen und Wälder,
Triften und Felder,
Blüthen und Blumen verkünden dich gern!
Spielende Lichter,
Heitre Gesichter,
Thränen der Augen und Thränen der Flur
Grüssen in dir das Ersteh'n der Natur.

Ostern, o Stern!
Sprenge die Riegel
Schwellender Flügel;
Blume, entsiegle den schlummernden Kern!

Und was du losen
Faltern und Rosen
Väterlich thust mit erquickendem Hauch,
Ueb' es an unseren Herzen doch auch!

G. Seidl.

19. Wandern im Frühling.

Der Mai ist auf dem Wege,
Der Mai ist vor der Thür!
Im Garten, auf den Wiesen,
Ihr Blümchen kommt herfür!

Den Stab hab' ich genommen,
Das Bündelchen geschnürt,
So zieh' ich immer weiter,
Wohin die Strasse führt.

Hoch über mir ziehen Vögel,
Sie zieh'n in lustigen Reih'n;
Sie zwitschern, trillern, flöten,
Als ging's zum Himmel ein.

Schulzen's Liedersammlung.

20. Mai.

Der Mai ist da, der Mai! Jetzt grünt und keimt es überall auf Bergen und in Thälern; die Wiesen sind mit weichem Gras bedeckt, drauf springen Lämmer, Ziegen, muntre Füllen. Die Bäche rieseln lustig durch das Land, und draus zu trinken kommen Hirsch und Rehe. Der Wald schmückt sich mit Laub; Stieglitz und Finken und Nachtigallen bauen drin ihr Nest und singen ihre Lieder Tag und Nacht. Und auch bei uns im Dorf, da baut die Schwalbe

am Fenstersims und zwitschert auf dem Dach, und oben auf der Scheune steht der Storch und klappert vor Vergnügen mit dem Schnabel. Die Schmetterlinge flattern durch den Garten, und an Aurikel hängt die Biene sich und saugt und saugt, es schmeckt so wundervoll!

Wie steht doch ringsum Alles so geschmückt, als müßt ein Festtag sein? — Und richtig, Pfingsten, das schöne Frühlingsfest, es ist gekommen! Der Maibaum steht geputzt mit Strauß und Bändern, die Fiedel schnurrt, es brummt der Baß, es schmettern Trompeten drein. Nun tanzt, was Beine hat, die Alten unterm Zelt, die Kinder draußen am Buchenhag, und selbst die kleine Lise, die eben erst gelernt die Beinchen setzen, sie möcht's den Lämmern gleichthun und den Füllen, und oben sitzt der Hans und bläst dazu.

Reinick.

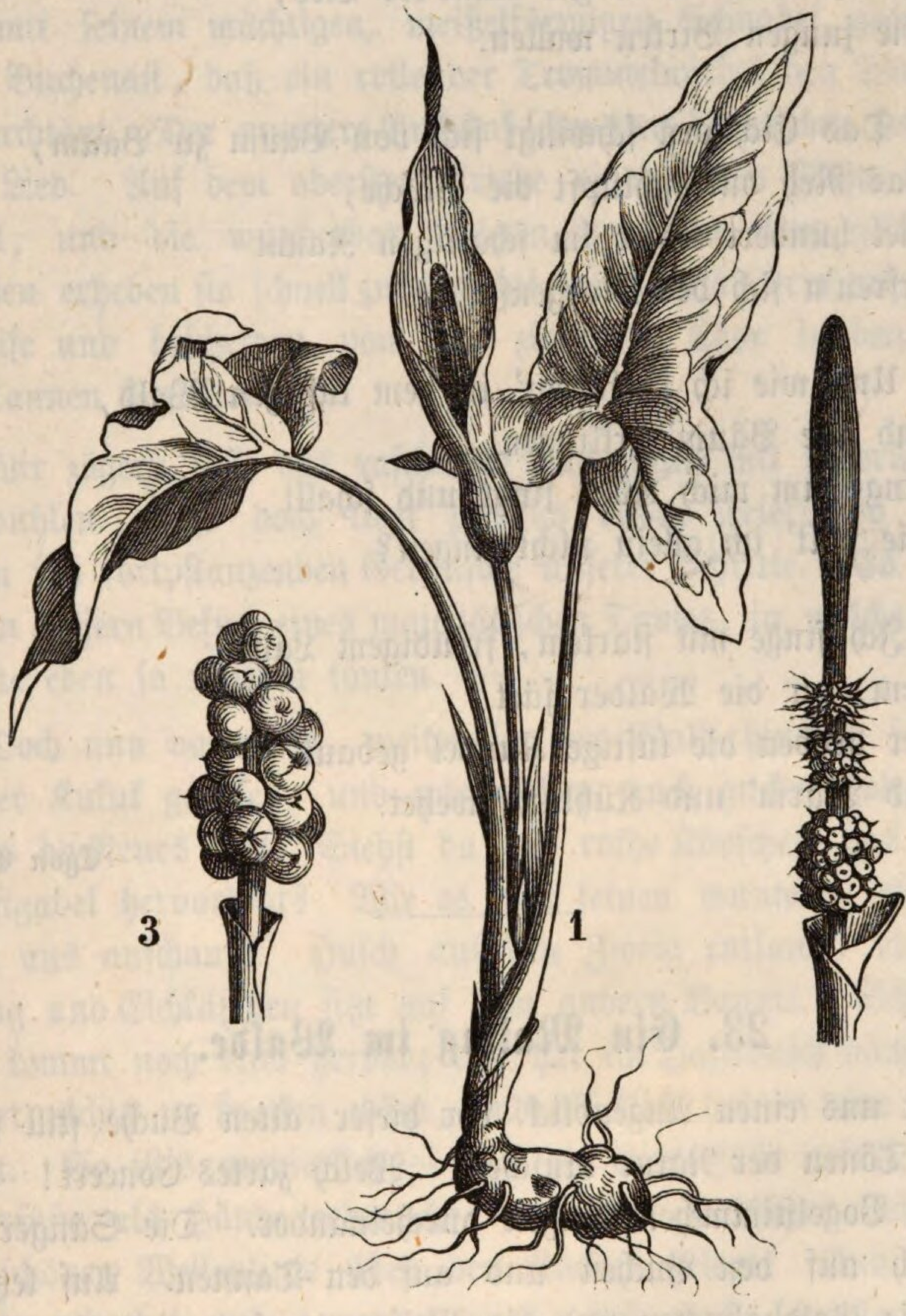
---

21. Der Aaron.

In Hainen und schattigen Laubholzwaldungen blüht im April und Mai die Aaronswurz (1). Mancher Städter würde diese sonderbare Pflanze für ein fremdländisches Gewächs halten und nicht daran denken, daß sie eine Bewohnerin der Wälder aus der nächsten Nähe ist. — Aus der fleischigen, im Boden kriechenden Wurzel erheben sich unmittelbar große, saftige, speerförmige Blätter; in ihrer Mitte steht die sonderbar gestaltete Blüthe, mit der keine unserer deutschen Pflanzen auch nur einige Aehnlichkeit hat. — Eine große, bauchige, oben spitz auslaufende Tüte umschließt wie eine Kapuze einen langen, keulenförmigen, dunkelvioletten Kolben (2); dieser trägt an seinem untern, von der grünen Tüte umrollten Theile die Staubgefäße und die Stempel, aus welchen, wenn der Kolben abgefallen und die Staubgefäße verblüht sind, rothe, ungenießbare Beeren (3) entstehen.

Der Aaron hat in allen seinen Theilen einen sehr scharfen, ätzenden und deßhalb giftigen Stoff, welcher aber in der Hitze sich verflüchtigt. Deßhalb wird der fleischig verdickte Wurzelstock durch

Kochen oder Stoßen eßbar gemacht und von den armen Bewohnern wärmerer Länder gegessen.



Aaron.

22. Der Morgen im Walde.

Ein sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel munt're Lied,
Die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu Baum,
Das Reh durchschlüpft die Büsche,
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreu'n sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit' in dem lustigen Wald,
Und alle Bäum' erklingen,
Rings um mich Alles singt und schallt,
Wie sollt' ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem, freudigem Laut
Dem, der die Wälder säet,
Der droben die luftige Kuppel gebaut
Und Wärm' und Kühlung wehet.

Egon Ebert.

---

23. Ein Maitag im Walde.

Laßt uns einen Augenblick vor dieser alten Buche still stehen und den Tönen der Natur lauschen! Welch zartes Concert! Hundert feine Vogelstimmchen klingen durcheinander. Die Sänger vertheilen sich auf den Buchen und auf den Tannen. Auf letzteren sind es die Goldhähnchen und die Meisen, auf den Buchen die in das bescheidene Lerchenkleid gekleideten Baumschlüpfer und die aschblaue Spechtmeise. Beide gleiten behend und unhörbar an dem glatten Stamme der Buche auf und ab, wobei die langen spitzen Klauen ihrer Füße und die steifen Federchen ihres Schwanzes ihnen

trefflich dienen. Es kommt eben eine Spechtmeise kopfunter den Baum herab und späht mit den blitzenden, schwarzen Augen nach ihrer Lieblingskost, den Insekteneiern.

Da ertönt auch die Trommel des Waldes. Der Grünspecht klopft mit seinem mächtigen, meißelförmigen Schnabel gegen einen dürren Buchenast, daß ein rollender Trommelwirbel den Wald weithin durchtönt. Der muntere Buchfink schmettert dazwischen sein klangvolles Lied. Auf dem obersten Triebe einer hohen Fichte sitzt eine Drossel, und die wunderbar schönen Brusttöne ihrer gefühlvollen Melodien erheben sie schnell zur berechtigten Solosängerin des Waldes, nur leise und bescheiden von dem zirpenden Chor in den Buchen und Tannen begleitet.

Wir zögern fast, das raschelnde Buchenlaub mit unsern Tritten aufzuwühlen. Und doch liegt zugleich etwas Feierliches in dem weithin sich fortpflanzenden Geräusche unserer Schritte. Es erinnert uns an unsern Besuch eines majestätischen Domes, in welchem unsere Schritte eben so weithin tönten. —

Doch nun vorwärts, weiter in den Wald hinein; schon hat uns der Kukuk gerufen, und wir wollen auch gucken und schauen, was es da Neues gibt. Siehst du das rothe Köpfchen, das zwischen der Astgabel hervorlugt? Wie es mit seinen muntern, glänzenden Augen uns anschaut! Husch auf den Zweig entlang, ein kühner Sprung und Eichkätzchen sitzt auf dem andern Baume. Schau, dort unten kommt noch eins hervor; das hat im Haselbusch nachgeschaut, ob dort nichts zu knacken wäre, und glücklich hat es eine Nuß gefunden. So ist's manierlich — auf die Hinterfüße gesetzt, die zwei Vorderfüße als Hände gebraucht, und den buschigen Schwanz in einer schönen Wellenlinie über den Rücken gelegt! Und wie das Nüßlein gedrehet und gewendet wird, fast noch schneller wie auf einer Drechselbank, und wie die Schale rechts und links herumfliegt, und wie schnell der süße Kern unter den kleinen scharfen Schneidezähnen schwindet! Der Herr Nachbar da droben auf dem Ast hat mit seinen großen, braunen Augen längst zugeschauet, vielleicht ist es

das Männchen; nun will es wissen, was das Weibchen gespeist hat, kommt flugs herabgesprungen in drei Sätzen; aber in drei kühnen Sprüngen ist das andere schon wieder oben im grünen Wipfel. Flink eilt das erstere ihm nach, und nun beginnt hoch oben in den Zweigen die lustige, neckische Jagd. Bald rauhe Kehltöne, bald hohes pfeifendes Kreischen ertönt.

In tollen Sprüngen jagen sie sich von Ast zu Ast, Stamm auf, Stamm ab. Jetzt schweben sie fast in der Luft auf dünnen, schwankenden Zweigen in einer Glorie grünen Lichtes; einen Augenblick nur spähen sie nach einem nächsten sicheren Stützpunkte, und im nächsten klammern sie sich nach einem kühnen Sprunge mit ihren scharfen Katzenkrallen schon wieder auf einem unerreichbar scheinenden Aste fest. Kopfüber, kopfunter — patsch, da fällt eins von der Höhe herab. Aber der federleichte Körper fällt nicht hart; verwundert schaut das behende Thierchen sich um, und im Nu ist es wieder zum Baume hinauf! —

Man könnte die kühnen Luftspringer beneiden um ihren Vorzug; wie köstlich muß es sein, in dem grünen Blättermeere zu schweben, zwischen dem blauen Himmel und dem tief unten liegenden Waldesschatten.

Nach Roßmäßler und Grube.

---

24. Ankunft der Sommervögel.

Im Frühling kehren zu uns auch die Vögel wieder zurück, die uns im Herbste verlassen hatten. Was mag sie wohl veranlassen, ihr Paradies zu verlassen und den Gefahren einer sturmreichen Reise sich hinzugeben? — Drohender Mangel an Nahrung heißt sie gehen, reisen, kommen.

Im Herbste flogen sie fort von uns, weil die herannahende Kälte ihnen die Insekten raubte. Sie zogen der Wärme entgegen, um eine immer gleiche Temperatur der Luft zu genießen und ihre Tafel mit denselben Speisen besetzt zu finden. Jetzt aber raubt ihnen dort der heiße, verderbenbringende Wind der Wüste die In=

sekten; und wie sie einst im Herbste von der andringenden Kälte nach und nach von uns fortgetrieben wurden, so nöthigt sie jetzt im Gegentheil eine größere Wärme, als ihnen angenehm ist, ihre Heimath wieder aufzusuchen und zu uns zurückzukehren.

Der Fink will wieder seinen heimathlichen Baum, mit dieser Krone, diesen Aesten; die Nachtigall sehnt sich wieder nach ihrem Busch im traulichen Dickicht, die Schwalbe nach dem wohnlichen Gesimse über'm Fenster; das Rothschwänzchen nach dem Balken am Hause; die Grasmücke nach dem verborgenen Strauche, wo sie im verflossenen Jahre ihre Kinder nährte und erzog; der Storch nach dem alten Neste auf dem Dache; der Wiedehopf nach der Höhle im Baume, einem Punkte des Erdballs. —

Endlich ist die Reise vollendet. Wir begrüßen die Ankömmlinge, alte Bekannte, und beobachten sie. Manche kommen in ungeheuern Schaaren, wie mehrere Drosselarten, Kraniche u. s. w. Andere Zugvögel kommen dagegen weit einzelner zurück, ja manche ganz gesondert, wie die Wasserläufer und viele Sumpfvögel. Bei den Finken, Störchen u. s. w. kommen die Männchen eher an, als die Weibchen.

Wie bei den wandernden Hirtenfamilien der Steppe das Haupt voranzieht, um neue Weiden zu suchen, dann zurückkehrt, die Seinigen nachzuführen, und endlich wieder anlangt und am Orte der Wahl unter feierlichem Anrufe die erste Zeltstange in die Erde stößt: so zieht der Storch auch wohl eine, zwei Wochen vor dem Weibchen voraus bei uns ein, um Rundschau zu halten. Und wenn er nun die alte übermooste Dachfirst mit dem verlassenen Neste, wenn er den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wiedergefunden, wenn er die Gegend umher erkundet, dann verschwindet er, um bald wieder mit der Störchin zu erscheinen und unter seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper sie als Herrin einzuführen und sofort das schadhaft gewordene Nest auszubessern oder den Neubau zu beginnen.

Nach H. Pösche.

---

25. Frühlingsglaube.

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder über Meer.
Droben ward der Himmel trüber;
Drunten brausten Sturmeswogen,
Und die Kinder klagten sehr.
Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgends will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken.
Aber ihre Mutter sagt:
„Kinder, bleibet unverzagt!
Fühlt ihr nicht im Tiefsten innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in Jenem ist kein Trug!
Der die Sehnsucht hat gegeben,
Er wird uns hinüber heben
Und auch trösten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde.“

Fröhlich.

---

26. Flurgang.

Blick', o Gott, mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unser Herz erweitert sich,
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand gibt Segen,
Gibt uns Sonnenschein und Regen.

Freudig streuten wir den Samen;
Denn wir streuten ihn im Namen
Dessen, der mit einem Ruf
Erde, Sonn' und Pflanze schuf.
Dein, o Vater, ist der Segen!
Dein ist Sonnenschein und Regen!

Lass mit Frucht den Baum sich schmücken,
Reich an Korn den Halm sich bücken,
An der Rebe Trauben glüh'n,
Wiesen für die Heerde blühn!
Ueberall auf unsern Wegen
Walte väterlich dein Segen!

Schone, Vater! in Gewittern,
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf' in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von bösen Wegen!
Auch dein Donner bringe Segen!

Ruhen lassen wir den Samen
In des Allbelebers Namen,
Der den Leib in Gräber sä't,
Bis er glorreich aufersteht.
Alle Frommen führt dein Segen
Einst dem Erntetag entgegen.

Staudenmaiers Geist des Christenthums.

---

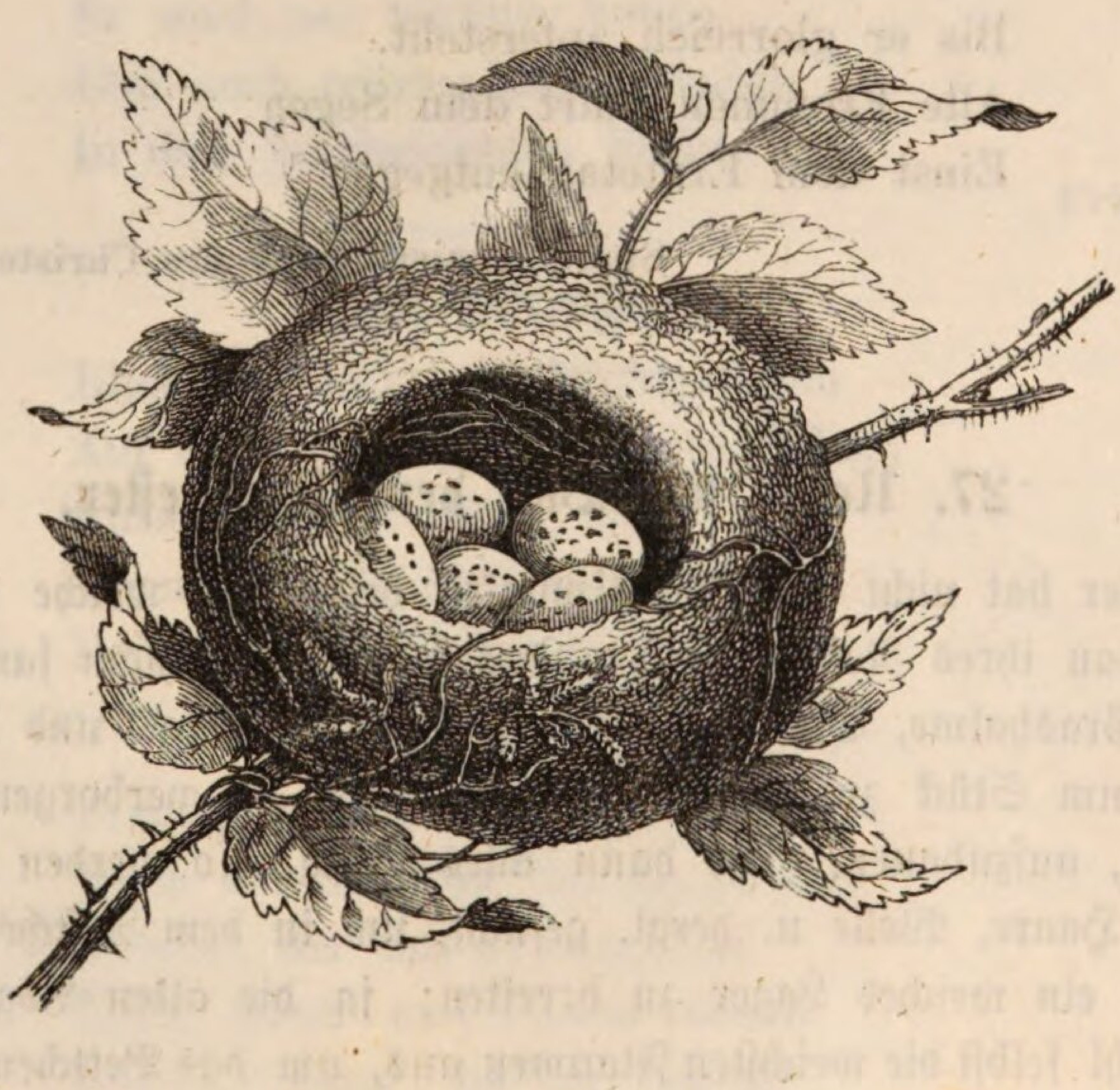
27. Ueber den Bau der Vogelnester.

Wer hat nicht schon die Emsigkeit betrachtet, welche die Vögel beim Bau ihres Nestes an den Tag legen? Mühsam sammelt der Vogel Grashalme, Spänchen, Reisig, Thon u. dergl. und bringt sie Stück um Stück zusammen, um ein Nest an verborgener Stelle versteckt, aufzubauen. Ist dann alles fertig, so werden Stückchen Moos, Haare, Wolle u. dergl. gesucht, um in dem Nestchen für die Kleinen ein weiches Lager zu bereiten; ja die alten Vögel rupfen sich wohl selbst die weichsten Flaumen aus, um das Bettchen möglichst warm zu machen. Sitzt dann das Weibchen über den Eiern, so

übernimmt das Männchen die schwere Sorge, Nahrung herbeizuschaffen und zugleich durch Gesang für Unterhaltung zu sorgen.

Eine Menschenhand, so kunstreich sie auch sein mag, kann kein Vogelnest treu nachbilden, selbst nicht mit den ausgesuchtesten Instrumenten; und das Vöglein macht es in kurzer Zeit mit seinem Schnabel und seinen Füßchen! —

Die Natur hat jede Vogelgattung angewiesen, eine besondere Art von Nest zu bauen. Während ein Finkennest aussieht wie das andere, unterscheidet es sich vom Neste eines Vogels anderer Gattung. Nie lernt ein Vogel durch Beispiele eine andere Art von Nest zu bauen, als ihm die Natur angewiesen hat. Es hat daher jedes Nest eine besondere Eigenthümlichkeit, und einzelne sind für ihren Zweck so bewunderungswürdig angelegt, daß wir nicht genug darüber staunen können.



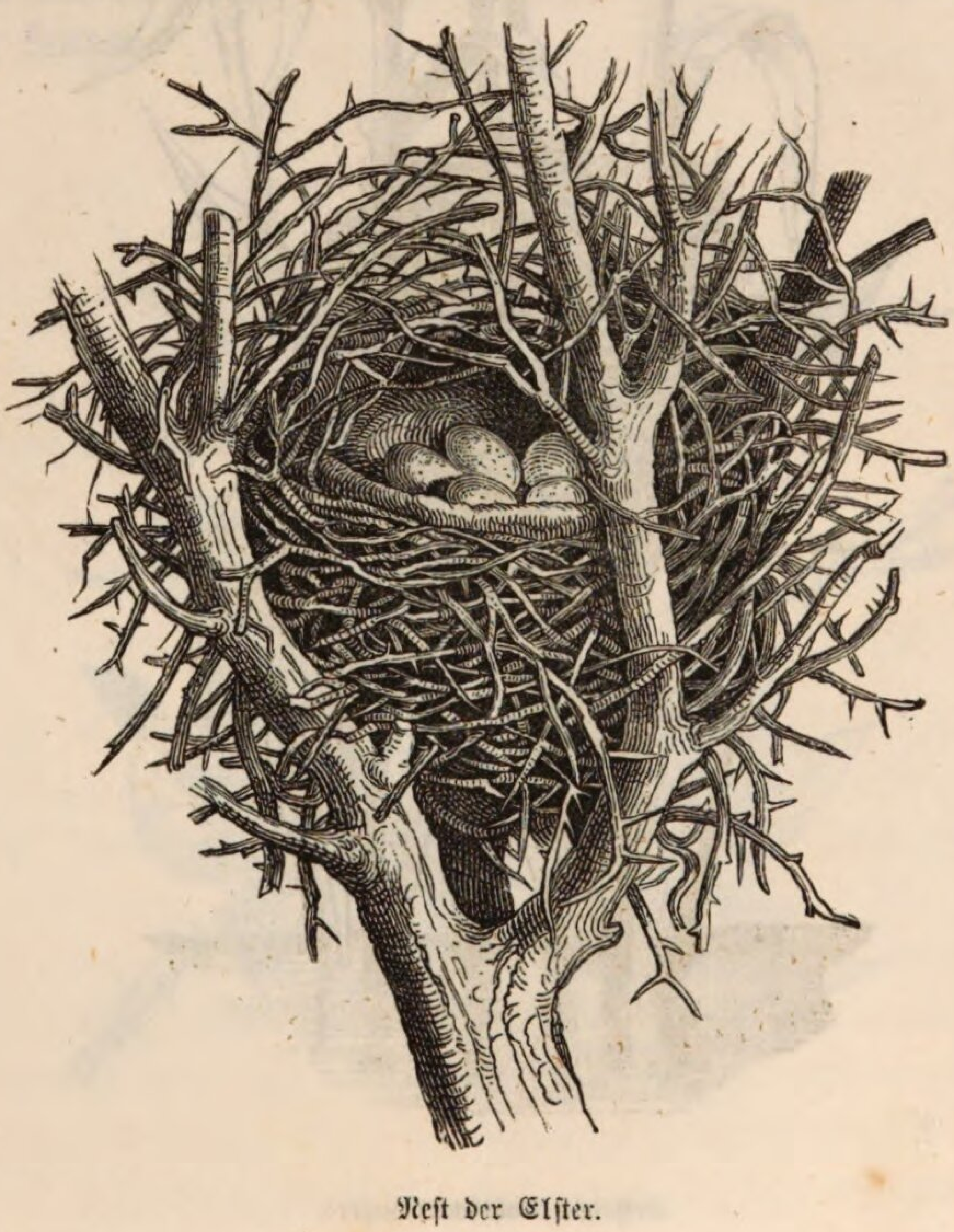
Nest des Goldhähnchens.

Das Finkennest ist rund wie eine Kugel, niedlich wie ein Körbchen; es ist so täuschend am Baumaste angebracht, als wäre es nur ein bemooster Auswuchs desselben. Im Innern fühlt es sich so zart an wie Tuch. — Das Nest des Goldhähnchens ist fast kugelrund und hat oben eine kleine Oeffnung; es ist aus Moos und Flechten dicht gewebt, mit Federn und Pflanzenwolle dicht ausgelegt und an den Spitzen der Aeste oder zwischen den äußersten Gabeln der Gesträuche aufgehängt. — Der Rohrschilfsänger flicht sein Nestchen



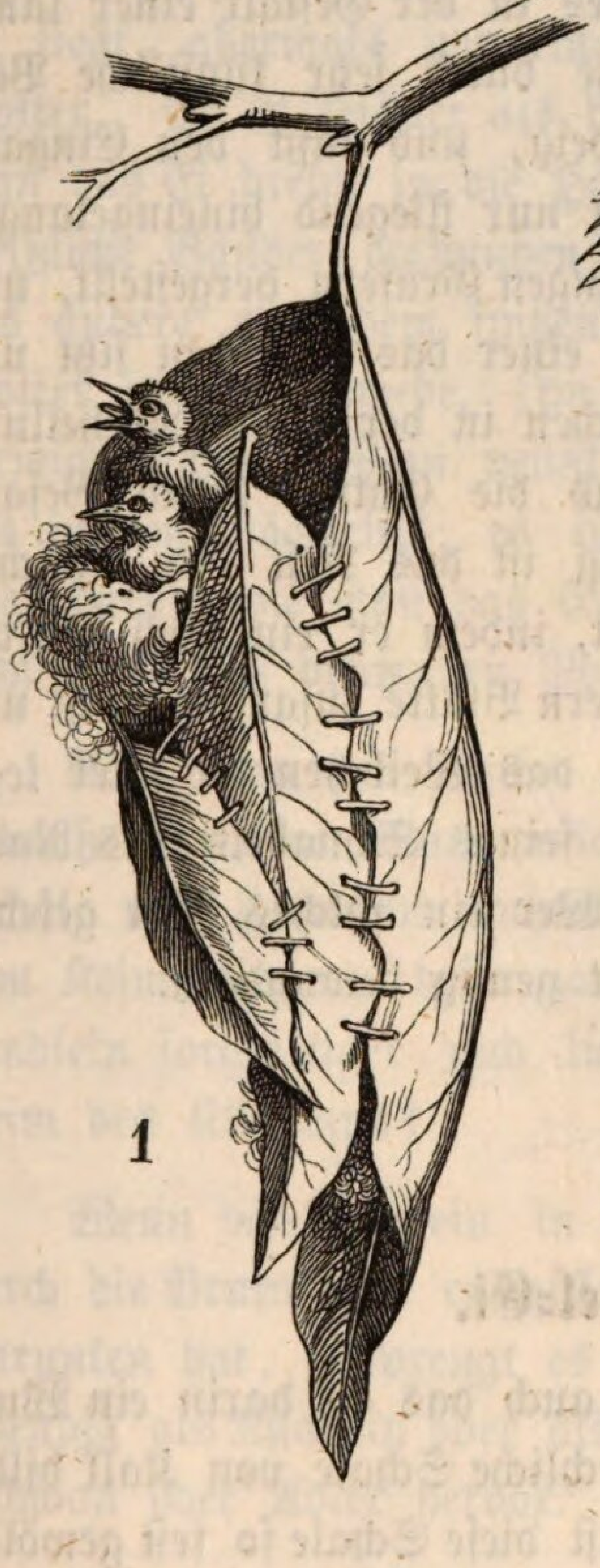
Nest des Rohrschilfsängers.

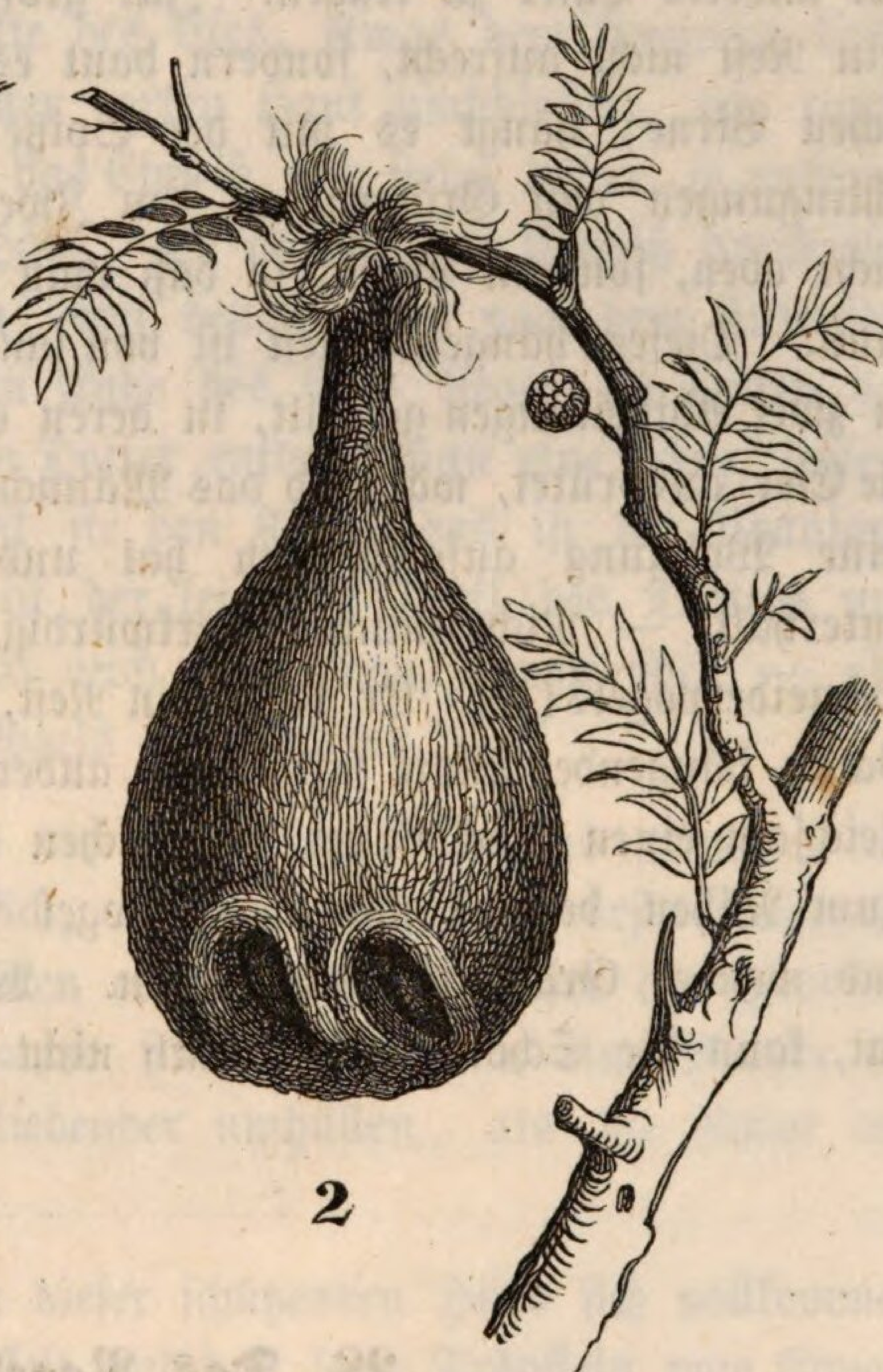
an zwei nahe stehende Schilfrohre kaum mehr als zwei Fuß hoch über dem Wasser; bei bewegtem Winde schaukelt sich die kleine Wiege an dem schwankenden Rohre fast bis zum Wasserspiegel nieder. — Hoch oben in der Krone des Baumes legt die Elster ihr Nest an; es ist aus Dornen und stacheligen Reisern gebaut, damit die Jungen vor den Raubvögeln geschützt seien. So fest ist es in die Zweige verflochten, daß der stärkste Sturm es nicht herabzuwerfen vermag; und damit der Regen nicht so leicht eindringe, ist es auch oberhalb wie mit einem Dache bedeckt. Die Elstern lassen in dem Neste zwei Löcher, eines zum Einschlüpfen, ein zweites, — um den langen Schwanz durchzustecken. — Die Grasmücke baut ihr Nest auf den



Nest der Elster.

Boden oder nur ein wenig erhöht von demselben. Sie sucht sich ein Plätzchen unter einem schützenden Strauche auf, wo dürrgewordenes Gras steht. Hat sie ein solches gefunden, so biegt und flicht sie die dürren Grashalme wie zu einem Gewölbe zusammen und läßt vorn eine Oeffnung zum Aus- und Einschlüpfen. In dieses


1


2

1 Nest des Schneidervogels. 2 Nest des Baja.

natürliche Hüttlein trägt sie eine Menge Haare und Federn und macht ein nettes Bettlein für ihre Jungen. —

Eines der merkwürdigsten Nester aber ist das eines kleinen Vogels in Indien, der unserm Gimpel ähnlich ist (2). Er legt das Nest so an, daß die Affen, Schlangen und Eichhörnchen, die besondern Appetit nach den Eiern und den Jungen haben, dasselbe nicht erreichen können. Zu diesem Zweck baut er sein Nest an das äußerste Ende eines biegsamen Zweiges, der nicht im Stande ist, ein anderes Thier zu tragen. Zur größern Sicherheit stellt er aber sein Nest nicht aufrecht, sondern baut es in der Gestalt einer länglichen Birne, hängt es mit der Spitze durch sehr künstliche Verschlingungen von Gräsern an den Zweig, und läßt den Eingang nicht oben, sondern unten, so daß man nur fliegend hineingelangen kann. Dieses hängende Nest ist von langen Gräsern hergestellt, und in zwei Abtheilungen getheilt, in deren einer das Weibchen sitzt und die Eier ausbrütet, während das Männchen in der andern Abtheilung seine Wohnung aufgeschlagen hat und die Gattin durch Gesang unterhält. — Nicht minder merkwürdig ist das Nest des indischen Schneidervogels (1). Er baut sein Nest, indem er ein noch fest am Baum hängendes Blatt mit einem andern Blatte zusammennäht und gleichsam einen Sack bildet, in welchen das Weibchen die Eier legt. Zum Nähen bedient sich dieser Vogel seines Schnabels als Nadel und weicher Grashalme als Faden. Wer ein solches Nest gesehen hat, kann die Schönheit der Nath nicht genug bewundern.

---

28. Das Vogel-Ei.

Wie das Nest des Vogels, so ist auch das Ei darin ein Wunderwerk der Natur. Eine dünne, zerbrechliche Schale von Kalk bildet die äußere Umhüllung des Eies; doch ist diese Schale so fest gewölbt, daß ein Mann nicht im Stande ist, ein unverletztes Ei der Länge nach in den Händen zu zerdrücken. Die Schale hat zarte Poren,

durch welche Luft eindringen kann. Die Form des Eies ist von großer Schönheit, ebenso die Farbe, bald rein weiß, bald blau, bald grün, bald prächtig gesprenkelt, punktirt oder gefleckt. Zunächst unter der Schale liegt ein dünnes und doch starkes Häutchen, welches das Eiweiß umschließt. Das Eiweiß selbst besteht aus zwei Abtheilungen, einer äußern und einer innern, die ein ähnlich dünnes Häutchen scheidet. Beide Abtheilungen sind durch eine Art Band an die feste Haut des spitzen Endes des Eies befestigt.

Nicht ganz in der Mitte des Eies, etwas dem stumpfen Ende zu, liegt, abermals von einer zarten Haut umschlossen, der runde Dotter. Er ist leichter als das Eiweiß und steigt daher, je nachdem man das Ei dreht, in die Höhe. Er ist mit dem Eiweiß durch zwei weißliche Bänder verbunden, von denen eines nach dem stumpfen, das andere nach dem spitzen Ende des Eies liegt; sie halten den Dotter in der Schwebe. Im Dotter entdeckt man eine kleine, linsenförmige Narbe. Man nennt sie den Keim; das ist der Uranfang des jungen Vögeleins; es ist der leichteste Theil des Dotters und liegt daher, wie man das Ei auch legen mag, immer oben — also dem Leibe des brütenden Vogels am nächsten.

Man kann den Dotter die Wiege des Vögeleins nennen; das Eiweiß ist seine Muttermilch, denn es ist seine erste Nahrung. Schale und Häutchen umhüllen es schützend; je näher die Häutchen dem Keime liegen, desto zarter sind sie. Kann eine Mutter ihr Kindlein sorgfältiger und liebender umhüllen, als die Natur den Keim des Küchleins?

Wenn das Vöglein in dieser schützenden Hülle sich vollkommen durch die Brutwärme entwickelt und das letzte Tröpflein vom Eiweiß getrunken hat, zersprengt es mit großer Kraft die Schale und tritt lebendig als Küchlein oder als junges Zaunköniglein oder als junger Schwan oder Adler hervor.

A. Werfer.

29. Eine Vogelgeschichte.

Ich hatte im vorigen Sommer zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrscheinlich erst ganz kürzlich ihr Nest verlassen hatten; denn sie saßen im Busch auf einem Zweig nebst sieben Geschwistern in einer Reihe und ließen sich von den Alten füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein seidenes Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis ins Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, hast du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich im Gebüsch verschwunden, so daß mein Suchen nach ihnen vergebens war.

Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieselbe Stelle, und da ich die Locktöne eines Rothkehlchens hörte, vermuthete ich ein Nest in der Nähe, welches ich nach einigem Umherspähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich in diesem Nest, neben beinahe flüggen jungen Rothkehlchen, auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die sich hier ganz gemüthlich untergethan hatten und sich von den Rothkehlchen füttern ließen.

Ich war im höchsten Grade glücklich über diesen höchst merkwürdigen Fund. Da ihr so klug seid, dachte ich bei mir selber, und euch so hübsch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rothkehlchen sich euer so hilfreich annahmen, so bin ich weit entfernt, so gastfreundliche Verhältnisse zu stören; im Gegentheil wünsche ich euch das allerbeste Gedeihen.

Eckermann's Gespräche.

---

30. Noch eine Vogelgeschichte.

Einst hatte ich einen jungen Hänfling gefangen, der schon zu gross war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen

wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt, und der aussen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: Wenn der Junge sieht, wie der Alte frisst, so wird er vielleicht auch an's Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that aber nicht so, sondern er öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es sein eigenes.

Ferner brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zusammen in einen grossen Käfig that, und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke that, und die von ihr gleichfalls adoptirt und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen setzte ich noch ein Nest mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein und ferner noch ein Nest mit jungen Plattmönchen.

Diese alle nahm die Grasmücke an und fütterte sie und sorgte für sie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiseneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern; und wo nur immer eine hungrige Kehle sich öffnete, da war sie da. — Ja noch mehr! — Auch das eine indess herangewachsene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleinern zu füttern, zwar noch spielend und etwas kinderhaft, aber doch schon mit entschiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun.

Eckermann's Gespräche.

---

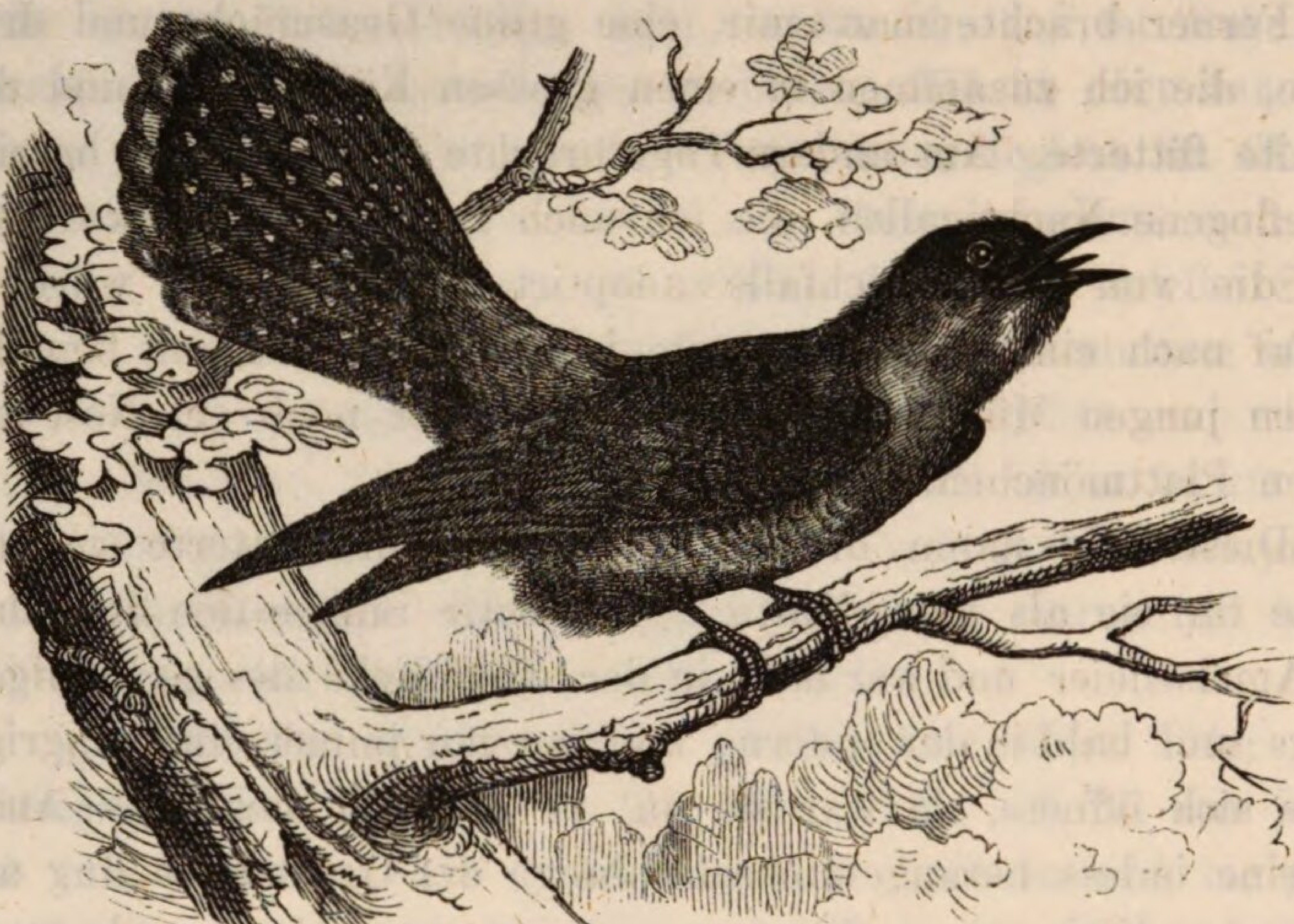
31. Ihr lieben Vöglein singt nur fort!

Ihr lieben Vöglein singt nur fort,
So lang's vermag die kleine Brust;
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings süßer Lust.

Und sänget ihr auch ewig fort,
Viel tausend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könntet singen nie genug! —
So schön hat Gott die Welt gemacht!

v. Redwitz.

32. Der Kukuk.



Wenn der Schnee schmilzt und die Baumknospen schwellen, dann läßt sich im Walde auch bald der Kukuk hören. Aus fernem, fernem Lande, weit über das Meer und Gebirg her, aus Aegypten, ist dieser Frühlingsbote gekommen; zu höchst auf einem Baumwipfel sitzt er und verkündet mit hängenden Flügeln, mit gehobenem, fächerförmig ausgebreitetem Schwanze und unter zierlichen Verbeugungen den Eintritt des Frühlings. — Wer hört nicht gerne den einfachen Ruf des Kukuks? Alt und Jung erfreut sich an ihm, und der Mensch läßt sich durch Wanduhren und allerlei Spielzeug für kleine und große Kinder den lieben, traulichen Ton desselben wiederholen. —

Jedermann spricht vom Kukuk als einem weltbekannten Vogel, und dennoch wird es Viele geben, die ihn in ihrem Leben noch nicht gesehen haben. Der Kukuk ist nämlich ein sehr scheuer, mißtrauischer und wilder Vogel; kaum nähert man sich einem Baume, von dem sein Ruf erklungen, so hat er sich schon lange wieder davongemacht und ist mit raschem, schwimmendem Fluge auf einen andern Baum geflogen und läßt von dort sein Kukuk! Kukuk! erschallen. Wer es darauf abgesehen hätte, dem Rufe nachzugehen, könnte im Walde hübsch in die Irre geführt werden!

Der Kukuk ist ungefähr so groß wie eine Turteltaube; Kopf, Rücken und Flügel sind aschgrau, Brust, Bauch und Schwanz aber weiß mit schwarzen Querflecken. Seiner gelben Kletterfüße wegen wird er in die Familie der Spechte gezählt. Er nährt sich von Baumraupen, Mücken, Käfern und Libellen und nimmt im Nothfall auch mit Beeren vorlieb. Die Kukuke lieben das dichteste Gebüsch zum Aufenthalte; selten trifft man in einem weiten Umkreise mehr als ein Paar; denn diese Vögel weichen einander gerne aus.

Der Kukuk brütet seine Eier nicht selbst aus und kümmert sich auch nicht um seine Nachkommen, sondern überläßt diese Mühe und Sorge den kleinen Singvögeln. Will das Weibchen ein Ei legen, so späht es mit scharfem Auge unablässig die Nestchen der Grasmücken, Bachstelzen und anderer kleinen Singvögel aus, um seine Eier in dieselben zu legen. Da das Kukuksweibchen weiß, daß ihm alle kleinen Vögel gram sind und es necken und verfolgen, wie sie immer können, so harrt es, bis die Alten ausgeflogen sind, fliegt dann pfeilschnell her, macht nöthigenfalls Raum im Nestchen, indem es ein paar Eierchen herauswirft, setzt sich auf das Nestchen und legt sein Ei ab. Ist das Nestchen aber in einem Baum- oder Steinloch, so kriecht es mit der größten Mühe hinein und zwängt sich wieder heraus. Wo es gar nicht zukommen kann, da legt es das Ei in's Gras, faßt es mit dem Schnabel und steckt es in das Nest, worauf sich das Kukuksweibchen heimlich und in aller Eile wieder davonmacht. Nie legt der Kukuk mehr als ein Ei in dasselbe Nestchen; zwei Kukuke könnten die Pflegeeltern nicht sättigen.

Merkwürdig ist, daß für den jungen Kukuk Feuchtigkeit und Trockene, Hitze und Kälte durchaus gleichgiltige Dinge sind. Das Nest der Grasmücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurchweht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kukuk gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunkönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, so daß kein Lüftchen hindurchringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt, und nur eine kleine Oeffnung zum Hinein- und Hinausschlüpfen des sehr kleinen Vogels gelassen. Man sollte denken, es müßte in heißen Junitagen in solcher geschlossener Höhle eine Hitze zum Ersticken sein. Allein der junge Kukuk gedeiht darin aufs beste. Und wiederum, wie anders ist das Nest der jungen Bachstelze! Der Vogel lebt am Wasser, an Bächen und in allerlei Nassem. Er baut sein Nest auf feuchten Triften in einem Büschel von Binsen. Er scharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, so daß der junge Kukuk durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachsen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich.

Das Ei des Kukuks ist nicht größer als ein Sperlingsei und wird von den Pflegeeltern mit der größten Sorgfalt ausgebrütet. Der dem Eilein entschlüpfte sehr kleine Kukuk wächst außerordentlich rasch und die Pflegeeltern haben über den entstandenen größeren Vogel eine solche Freude und für ihn eine solche Zärtlichkeit, daß sie sich fast zu Tode plagen, um den jungen gefräßigen Kukuk einigermaßen zu sättigen; sie denken nur an ihn, füttern nur ihn, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zu Grunde gehen und aus dem Neste verschwinden. Es dauert sehr lange, bis der Kukuk sein vollständiges Gefieder hat und fähig ist, das Nest zu verlassen und sich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Ist er aber auch längst ausgeflogen, so verlangt er doch fortwährend gefüttert zu werden, so daß der ganze Sommer darüber hingeht, und die lieben Pflege-

eltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und auch an eine zweite Brut nicht denken. —

Sobald der junge Kukuk sein niederes Nest verlassen und seinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher sagt, daß er da sei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch die gelbe Bachstelze fliegt hinauf; ja der Zaunkönig, der gewohnt ist, nur in niedern Hecken und dichten Gebüschen zu schlüpfen, überwindet seine Natur und erhebt sich, dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eichen. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, ist mit dem Füttern treuer, während die Uebrigen nur gelegenheitlich mit einem guten Bissen herbeifliegen. —

Die Liebe der kleinen Insektenvögel zum jungen Kukuk ist so groß, daß, wenn man einem Neste nahe kommt, in welchem ein junger Kukuk gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wissen, wie sie sich geberden sollen. Besonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, so daß er fast wie in Krämpfen am Boden flattert. Man hat Beispiele der rührendsten Treue, mit der die kleinen Vögel für ihr Pflegekind besorgt sind. So versäumte z. B. eine Bachstelze die Zugzeit im Herbste, um mit größtem Fleiß ihren jungen Kukuk zu erhalten, der in einem Baumloche steckte und darin zu groß gewachsen war, um wieder herauszukommen.

Durch seine ungeheure Raupenvertilgung ist der Kukuk ein wahrer Hüter und unbezahlbarer Wohlthäter unserer Wald- und Obstbäume. Es ist daher thöricht ihn zu schießen.

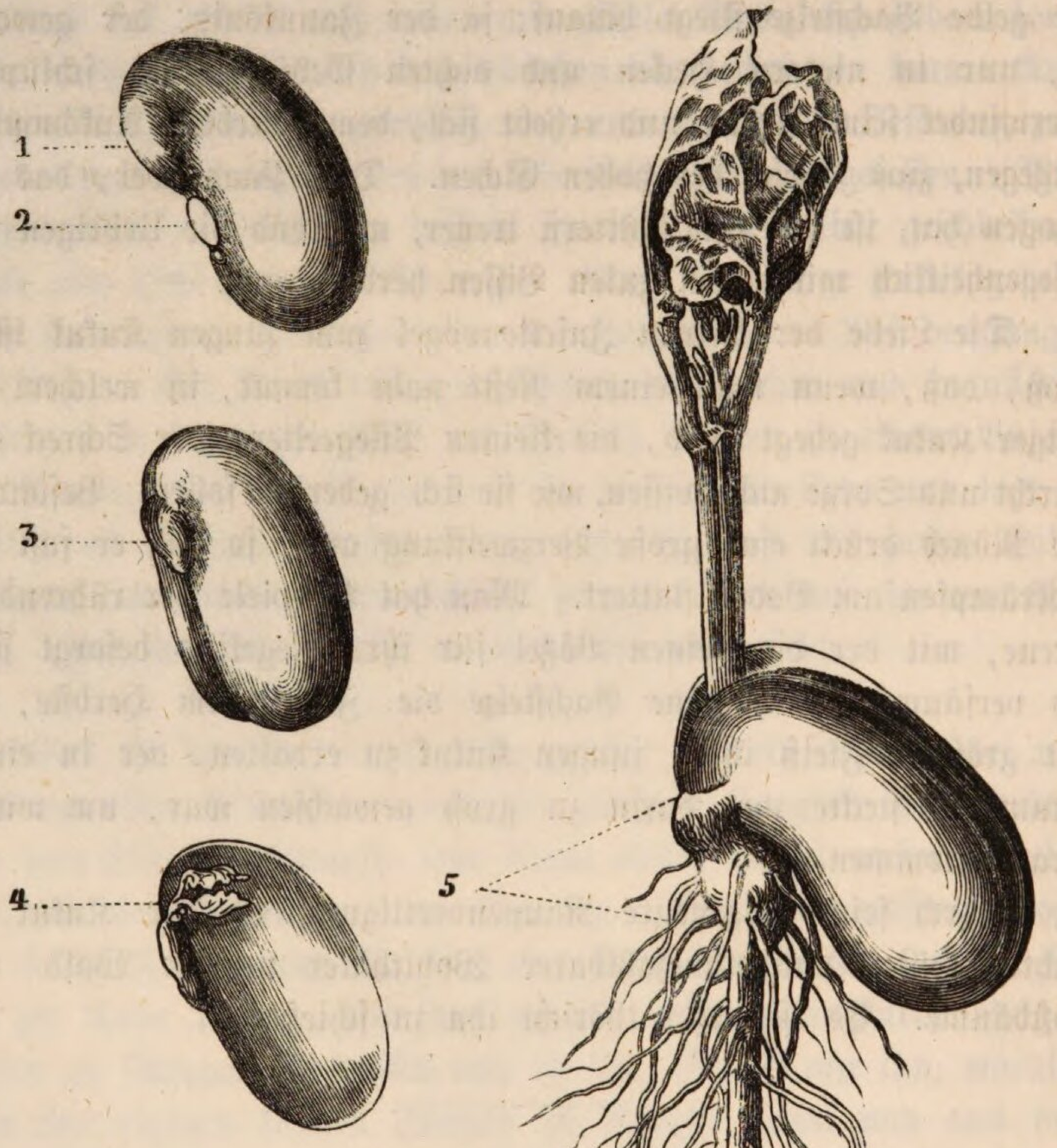
---

33. Das Samenkorn.

Wie das Ei aus Schale, Eiweiß und Dotter besteht, so besteht auch ein jedes Samenkörnlein aus drei Theilen, nämlich aus der Schale, den Samenlappen (Kern) und dem Keimchen. Am besten

lernen wir diese drei Theile unterscheiden, wenn wir eine Bohne einige Stunden lang in Wasser legen. Dadurch quillt die Bohne auf, und die äußere Samenhaut, die Schale, läßt sich leicht abstreifen.

Haben wir dieses gethan, so werden wir wahrnehmen, daß der enthäutete Same aus zwei Hälften besteht, die nur an einer



Schmink=Bohne.

1 durchscheinendes Würzelchen; — 2 Narbe; — 3 enthäutete Bohne mit dem Würzelchen, — 4 der eine der beiden Samenlappen mit dem Keime, der aus dem Federchen und dem Würzelchen besteht; — 5 ein Keimpflänzchen der Bohne, innerhalb des punktirten Dreiecks das ehem. Würzelchen.

kleinen Stelle mit einander zusammenhängen. Gerade diese kleine Stelle aber ist das Wesentlichste des Samenkorns; es ist dies das Keimchen, aus dem die künftige Pflanze entsteht.

Das Keimchen hängt außen an den zwei Samenlappenhälften als ein kleines, rundes Würzelchen herab; dieses Würzelchen ist jedoch nur die eine Hälfte des Keimchens; die andere liegt zwischen den beiden Samenlappen verborgen und hat die Gestalt einer winzigen Glockenblume. Man heißt diesen Theil das Federchen; es besteht aus zwei wunderniedlichen Blättchen, an denen man durch ein Vergrößerungsglas selbst das Blattgerippe wahrnehmen kann.

Wenn man die beiden Samenlappen einer gequellten Bohne behutsam theilt, so sieht man das Keimchen deutlich in seiner ganzen Gestalt; Würzelchen und Federchen sind durch einen kleinen Knoten getrennt. Dieser Knoten ist der Grenzpunkt zwischen dem oberirdischen und unterirdischen Theile der künftigen Pflanze.

Wird das Samenkörnchen in die Erde gelegt, so brütet der warme Sonnenstrahl aus dem Keimchen eine junge Pflanze, gerade so, wie aus dem Dotter des Eies durch die Wärme des brütenden Vogels ein junges Vögelchen ersteht. Pflänzchen und Vöglein haben in der Schale, die wie ein eng umschließendes Gewand sie umhüllt und schützt, schon Nahrung zu sich genommen, bevor sie das Tageslicht erblicken; der Vogel verzehrt das weiche Eiweiß, und das Keimchen zehrt an den mehligen Samenlappen, die durch das Eindringen von Thau und Regentropfen zu einem zarten Müschen für das hungrige Keimchen verwandelt werden. Würden wir dem Ei das Eiweiß nehmen, so würde der Vogel sterben, ehe er aus der Schale hervorkommt, und nähmen wir dem Keimchen den Samenlappen, wie dies das Würmlein zuweilen thut, so müßte es ebenfalls zu Grunde gehen.

Hat sich der Vogel an dem Eiweiß gekräftigt, so durchbricht er mit dem Schnabel die harte Schale, und wenn ihm die Schwingen gewachsen sind, so fliegt er befreit nach oben in die Lüfte.

Auch das Keimchen will nicht immer in seinem dunkeln Kämmerlein bleiben; Thau und Regen haben die Samenlappen aufgequellt

und helfen dem Keimchen die Hülle zersprengen. Das Federchen strebt nun nach oben und schaut auch bald aus der dunklen Erde heraus, wie ein Vöglein aus seinem Neste; aber je mehr es sich anstrengt, in die Höhe zu kommen, und je kühner es sich über die Erde emporhebt, desto mehr strengt sich auch das Würzelchen an, in die Erde hinabzusteigen; es dringt abwärts in den Boden unter allen Umständen, der Same mag bei dem Keimen gelegen haben, wie er wolle.

Immer weiß das Würzelchen seinen Weg nach unten zu finden, und wird es daran gehindert, so biegt und krümmt es sich so lange, bis es ungestört seinem Triebe in die Tiefe folgen kann.

Es ist aber recht gut, daß es dies so von selbst thut; wie sollte der Säemann mit dem Säen fertig werden, wenn er erst jedes Samenkorn gehörig zurecht legen müßte! — Je mehr Blätter und Zweige das junge Pflänzchen in die Luft ausstreckt, desto mehr Arme breitet auch das Würzelchen nach rechts und links in die Erde aus, um sich immer fester und fester anklammern zu können.

Manche Samenkörnlein haben eine wunderbare Keimkraft. Mumienweizen, welcher in den Pyramiden Aegyptens aufgefunden wurde, hat, ausgesäet, nach mehr als 2000 Jahren Früchte getragen. — Oft sieht man Erdhaufen, welche bei Eisenbahnbauten u. dergl. von abgetragenem Waldboden aufgefahren worden sind, in kurzer Zeit über und über mit Pflanzenarten überdeckt, die weit umher vergebens gesucht werden. Woher sind diese wohl so plötzlich gekommen? Die Samenkörner haben vielleicht Jahrhunderte unter dem Waldboden geschlummert und jetzt, da sie an das Licht und die Luft aufgewühlt worden, ist ihre Keimkraft erwacht, und sie sind zu Pflanzen erwachsen. —

Wer eine Bohne recht angesehen hat, wird sicherlich auch bemerkt haben, daß auf der einen Kante derselben eine kleine Vertiefung ist, die man Narbe nennt. Hieher ging, als die Bohne noch im Innern ihrer grünen, langen Schote lag, ein kleines

Stielchen. Dieses verband nicht nur die Bohne mit der innern Kantenseite der Schote, sondern ließ ihr auch die Nahrung zufließen, welche die Erde dem Stengel, und dieser wieder der Schote täglich zuschickte. Die Bohne sog nun mittelst der Narbe so lang an dem Stielchen, bis sie ihr bleiches Aussehen verloren hatte, zum Keimen reif war und der Schote nicht mehr bedurfte. Da löste sich das Stielchen von dem saugenden Munde ab, die Schote öffnete ihre beiden Thorflügel und entließ die Bohne in's Freie. Treulich hatte sie auch jedes Lüftchen abgehalten und so lange das ihr anvertraute Kind geschützt, bis es ihres Schutzes nicht mehr bedurfte.

So wie die Bohne bis zu ihrer Reife zum Schutz eine Schote erhält, so liegt auch keines der übrigen Samenkörner nackt und bloß da; denn würde es beschädigt, so würde ja keine Pflanze daraus. — Siehe den Apfel! Seine Kerne liegen mitten in seinem Innern verborgen, umhüllt von einer Schale und von saftigem Pflanzenfleisch. Jeder Kern hat eine besondere Stube, und sind es ihrer fünf, so hat auch das Gehäuse des Apfels fünf Stuben. Die Fleischhülle ist genießbar, aber sie wird nicht eher wohlschmeckend, als bis die Körnlein im Innern ihre Reife erlangt haben. Die Kirschen, Pflaumen und Nüsse betten ihre Körnlein mit einer steinharten Schale, die nicht leicht zu sprengen ist, und die Kastanie hat sich sogar nach allen Seiten hin mit spitzigen Stacheln bewaffnet, um den Feind abzuwehren, der sie vorzeitig öffnen will. — Der Tannenzapfen behält seine lieben Körnlein den ganzen Winter hindurch bei sich. Harzige Holzschuppen reihen sich um den Zapfen, wie die Dachschindeln um den Thurm; unter jeder Schuppe liegen zwei Samenkörner, und so fest liegen die Schuppen über einander, daß weder Wind, nach Kälte, noch Schnee, noch Regen zu den Samenkörnlein eindringen kann. — Selbst die zarten Blumen wissen ihre Samenkörnlein zu schützen. Bei Regen und stürmischem Wetter umhüllen sie mit ihren Blättern die Samenbehälter wie mit einem Mantel und öffnen diesen nicht eher, als bis der Himmel wieder heiter, die Luft wieder ruhig geworden ist. Einige Blüthen haben Pfleglinge, welche den heißen Sonnenstrahl nicht ertragen können,

und diese schließen sich, sobald es Mittag wird. Ihre Bewohner ruhen dann im Schatten eines bunten Zeltes, bis die Hitze wieder nachläßt. —

Wenn dann endlich all die Samenkörnlein reif geworden sind, dann fallen die schützenden Blätter der Blüthen ab, dann zerplatzen die Schoten und andere Hüllen, dann öffnen sich geräuschlos die Schuppen der Zapfenfrüchte, und die Samenkörnlein verlassen ihr enges Haus, und Wind und Wasser und Thiere und Menschen sind geschäftig, sie überall hin zu verbreiten.

---

34. Gott verlässt die Seinen nicht.

Ein reicher junger Herr aus England, welcher sich zu Göttingen aufhielt, ritt an einem heitern Wintertage nach Nordheim, einer kleinen Stadt, die zwei Meilen von seinem Wohnorte entfernte war. Als er daselbst ankam, sah er eine Menge Menschen die Rathhaustreppe hinaufsteigen. „Was gibt's denn da oben?" dachte er, gab sein Pferd ab und stieg auch mit hinauf. In der grossen Rathhausstube war eine Versteigerung oder ein Verkauf, wobei dem, der das meiste Geld bot, die Sache überlassen wurde.

Der junge reiche Herr wusste nicht, was man verkaufen wollte, er hörte aber, dass eben Jemand 399 Thaler geboten hatte. Sogleich dachte er: du willst doch die 400 voll machen, und bot 400 Thaler. Und siehe, da Niemand mehr geben wollte, wurde ihm der Kauf zugeschlagen. „Aber," fragte nun der betroffene Jüngling, „was habe ich denn eigentlich erstanden? Ich weiss gar nicht, wovon die Rede war!" — „Ein Haus! ein Haus!" schrieen die Leute mit grossem Lachen. „Nun gut," versetzte er, „das kann man ja brauchen; aber nun führt mich auch hin, dass ich sehe, welches Haus jetzt mein ist, und was ich für mein Geld bekomme."

Der Rathhausdiener schritt ihm voran, und viele Leute folgten nach. Als man nun in einer engen Gasse angekommen war, stand der Rathdiener vor einem kleinen Hause still und sprach: „Hier dies ist Ihr Eigenthum. Es thut mir leid, dass es nicht grösser und schöner ist.“ — „Nun,“ sagte der junge Herr, „um 400 Thaler kauft man freilich kein Schloss.“ Er trat in das Haus; ach, da fand er in der armseligen Stube eine alte Frau sitzend, die gar bitterlich weinte und die Hände über einem Gebetbuche faltete. „Was fehlt Dir, gutes Mütterchen?“ fragte er, „warum weinst Du und thust so kläglich?“ — „Ach, Gott erbarme sich!“ schluchzte sie, „jetzt verkaufen sie auf dem Rathhaus mein Häuschen, weil ich meine Schulden nicht bezahlen kann. Ich soll hinaus, du lieber Gott, und weiss nicht, wohin. Ich arme, alte, kranke Frau! Wer wird mich aufnehmen, wenn es Gott nicht thut? O, wenn ich doch lieber gestorben wäre, dann könnten sie ja die Hütte nehmen, die harten Menschen!“ —

„Sei ruhig, gute Mutter,“ sprach der edle Engländer, „Dein Haus soll Dir kein Mensch nehmen. Ich habe es gekauft und schenke es Dir wieder. Von meinem Kaufgelde werden Deine Schulden bezahlt werden, und Du kannst in Frieden leben. Erlaubst Du aber, so will ich mir in Deinem Hause ein kleines Stübchen zurecht machen lassen, und so oft ich nach Nordheim komme, will ich bei Dir wohnen.“

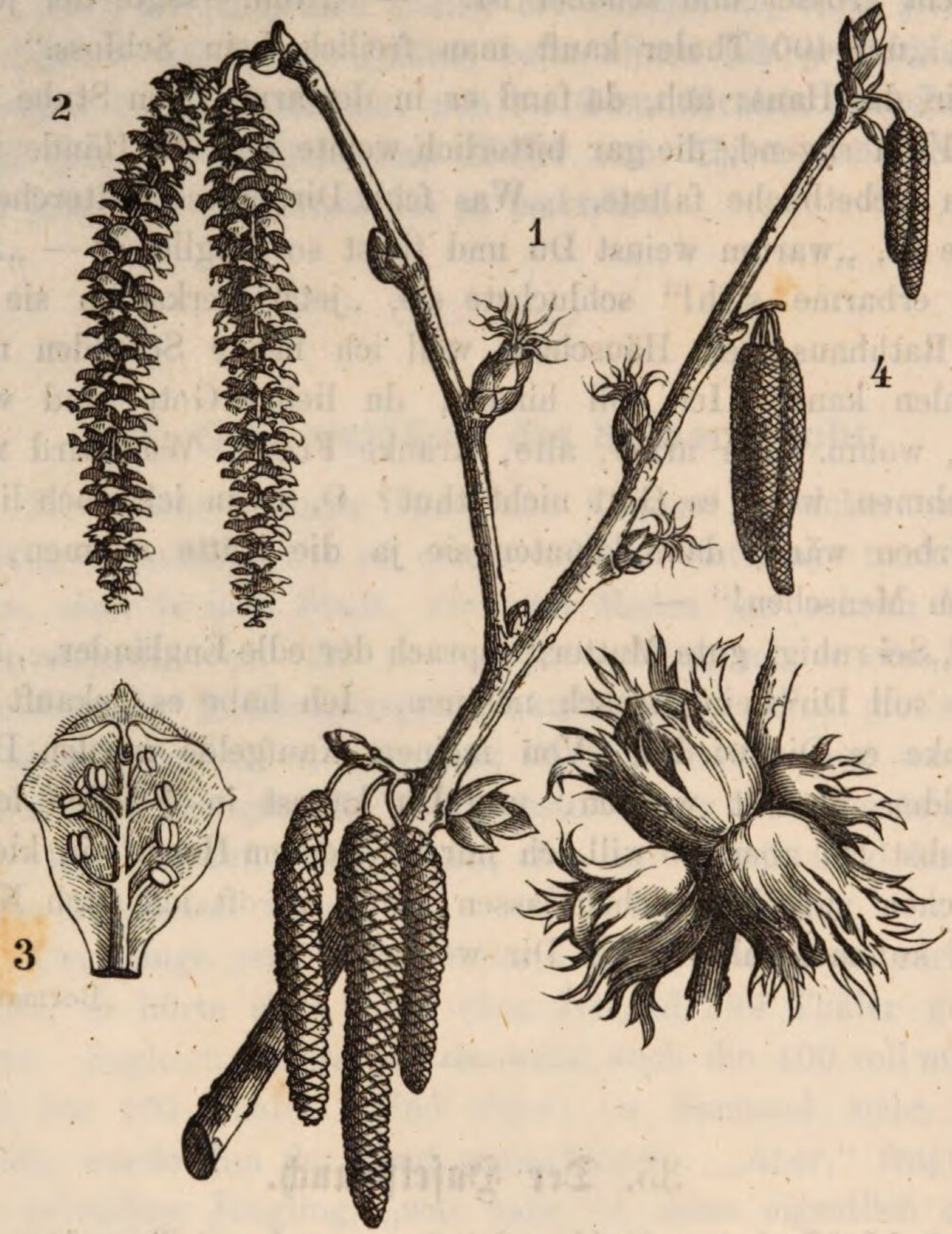
Bormann.

---

35. Der Haselstrauch.

Haselnüsse hat wohl schon Jedes von euch mit Vergnügen aufgeknackt und mit noch größerem verschmauset. Ich wette aber, daß die Wenigsten jemals nachgedacht haben, wie wohl die Blüthen aussehen, aus denen eine Frucht entsteht, welche von den Eichkätzchen und Knaben gleich gerne aufgesucht wird. Nun hört!

An jeder Blüthe unterscheidet man hauptsächlich zweierlei, die Staubfäden und das Pistill oder den Fruchtknoten. Ein jeder Staubfaden trägt an seiner Spitze ein mit Blumenstaub gefülltes



Ein Zweig der Haselstaude.

Kölbchen. Ist der Blumenstaub reif, so zerplatzt das Kölbchen, eine kleine Staubwolke umhüllt die Pflanze, und wenn auch nur ein

einziges von den Millionen Staubkörnchen auf den obern Theil des Fruchtknotens niederfällt, so entsteht dadurch in letzterem auf wunderbare Weise die Frucht oder der Same. Damit aber der Blumenstaub desto sicherer auf dem Fruchtknoten hafte, ist dieser gerade um jene Zeit mit einer klebrigen Flüssigkeit an seiner Spitze bedeckt.

An den Blumen stehen die Staubfäden rings um den Fruchtknoten; es gibt aber viele Blüthen, welche nur allein Staubfäden, wieder andere, die nur Fruchtknoten enthalten. Solche getrennte Blüthen trägt die Haselstaude.

Der Blüthenstaub ist in langen Kätzchen enthalten, die sich schon im Herbste gebildet hatten (4). Ein jedes Kätzchen besteht aus vielen Schuppen, unter denen die Staubfäden mit den Blüthenkölbchen verborgen liegen (3). Als die Blätter fielen, blieben die Kätzchen, muthvoll der Winterkälte trotzend, allein und entblößt am Zweige. Wind, Schnee und Kälte konnten jedoch dem Blüthenstaube nicht zukommen und nicht schaden; denn die Schuppen liegen dachziegelartig und festgeschlossen übereinander. Nun aber, da der milde Frühlingssonnenstrahl alle Keime weckt, dehnt sich auch das Kätzchen nach seiner ganzen Länge aus, gerade so, wie das Kindlein die Gliedchen streckt, wenn es Morgens vom Schlafe erwacht. Die Schuppen sind weit geöffnet, und man sieht deutlich, wie sie rings um einen fadenförmigen Stiel — Achse — stehen (2), und wie jede Schuppe, wie unter einem zierlichen Dächelchen, acht Blüthenstaubkölbchen birgt. Bei dem geringsten Windhauche, bei der leisesten Berührung überpudern sie uns mit gelbem Blüthenstaub. Wenige Tage, nachdem die Staubbeutel ihren Inhalt ausgeschüttet, fallen die Kätzchen vertrocknet ab. Von den Blüthenkätzchen getrennt, tiefer an den Zweigen, findet man einige etwas mehr als die andern Laubknospen angeschwollene Knospen. Sie sind an der Spitze etwas geöffnet und aus ihnen ragen mehrere zarte, purpurrothe Fädchen wie kleine Federbüschchen hervor (1). Das sind die Fruchtknoten, welche den Blüthenstaub auffangen und in denen dadurch die Frucht entsteht. Ein Windhauch trägt den Blüthenstaub der Kätzchen zu den Pistillen hinüber; oft thut dieß auch ein Käfer,

ein Schmetterling oder ein Bienchen, das so eben die Pistille besucht, und welchem von einem kurz vorhergegangenem Besuche bei den Kätzchen der haarige Körper und die Füßchen noch ganz mit Blüthenstaub überpudert sind.

Die Insekten sind überhaupt nebst dem Winde die Vermittler



Die Osterluzei.

bei jenen Blüthen, wo die Blüthenstaubgefäße von den Fruchtknoten getrennt sind. Ja die Natur hat geradezu einige Insekten dazu be=

stimmt, den Blüthenstaub mit dem Pistill in Berührung zu bringen; das soll uns Folgendes erzählen.

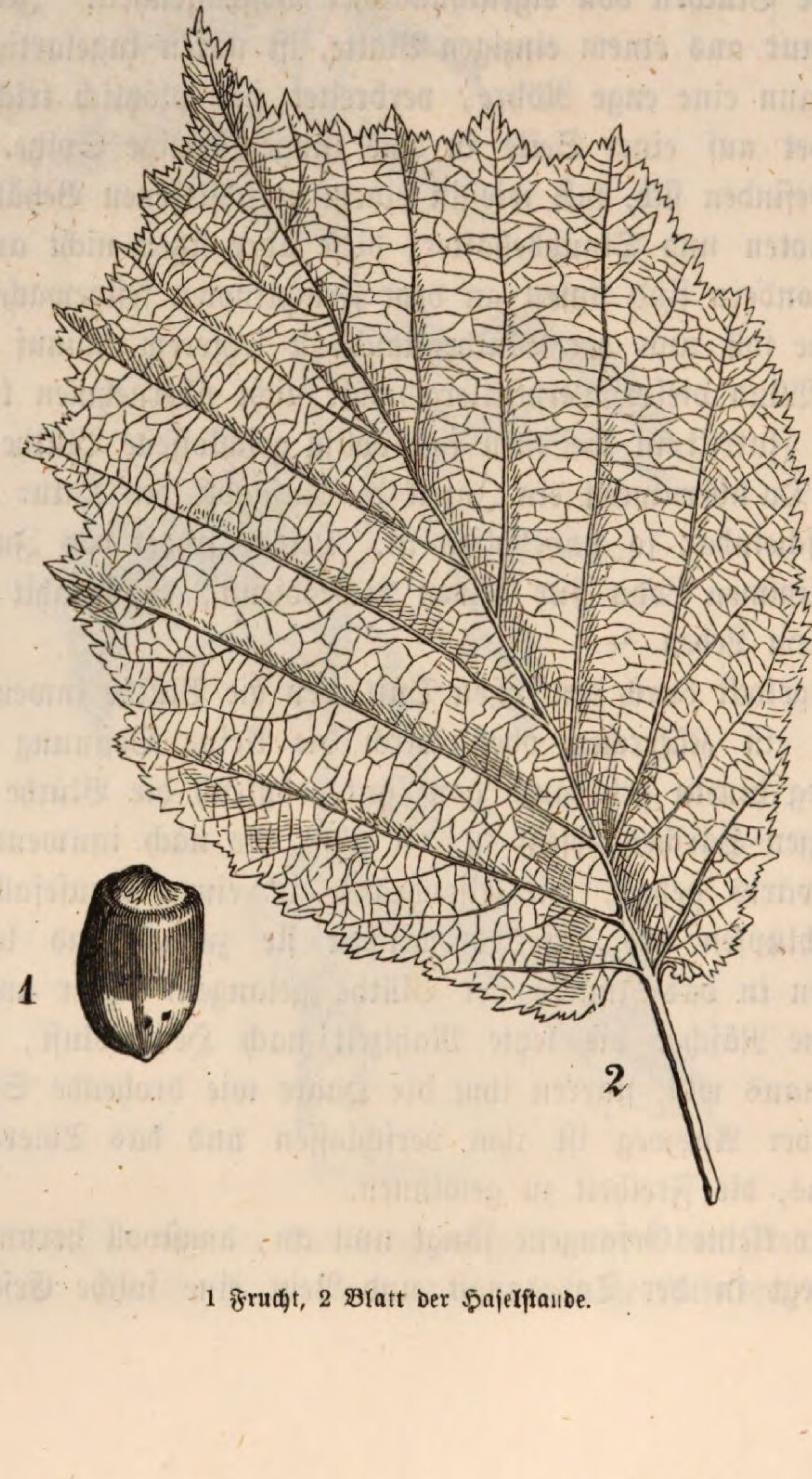
An Zäunen und Kirchhofsmauern, in Hecken und an steinigen Orten blüht von Mai bis Juli die Osterluzei, auch Donnerwurz, Fieberwurz, Bruchwurz, falsche Hohlwurzel genannt. Aus dem Winkel — Achsel — den die Stiele der herzförmigen Blätter mit dem aufrechten, einfachen Stengel bilden, entspringen blaßgelbe Blüthen von eigenthümlicher Beschaffenheit. Jede Blüthe besteht nur aus einem einzigen Blatte, ist unten kugelartig bauchig, bildet dann eine enge Röhre, verbreitet sich plötzlich trichterförmig und endet auf einer Seite in eine zungenförmige Spitze. In der Röhre befinden sich, fast wie in einem verschlossenen Behälter, zwar Fruchtknoten und Staubbehälter; diese aber sitzen nicht auf Staubfäden, sondern sind unten an dem Fruchtknoten festgewachsen.

Wie soll nun der Blüthenstaub zu letzterem hinauf gelangen, da der Wind dieses Vermittlergeschäft nicht übernehmen kann, weil ihm der Zutritt in die oben fast völlig geschlossene Blüthe verwehrt ist? — Da übernimmt ein Insekt die Aufgabe, der Natur zu helfen, wo sie scheinbar so unbeholfen ist. Leider findet das Insekt einen sehr schlimmen Lohn für seinen Liebesdienst; es bezahlt ihn meist mit seinem Leben. —

Angelockt durch den süßen Duft, den die Blüthe inwendig trägt, schlüpft ein Käferchen oben durch die kleine Oeffnung derselben. Der Weg hinein geht auch ganz gut, obgleich die Blüthe inwendig mit langen Härchen besetzt ist, die aber alle nach innwendig hinein und abwärts gehen, wie Eisendräthe in einer Mausefalle. Beim Hineinschlüpfen des Insektes weichen sie zurück und lassen das Thierchen in das Innere der Blüthe gelangen. Hier nun genießt der arme Näscher die letzte Mahlzeit nach Herzenslust, sobald er aber hinaus will, starren ihm die Haare wie drohende Speere entgegen; der Ausweg ist ihm verschlossen und das Thierchen sucht vergebens, die Freiheit zu gewinnen.

Der kleine Gefangene fängt nun an, angstvoll herumzuflattern und erregt in der Todesangst und Pein eine solche Erschütterung

in seinem Blumenkerker, daß die Staubbehälter aufspringen, und der Blüthenstaub herumfliegt und an seinen Bestimmungsort gelangt. Das Thierchen aber erlangt die Freiheit meist nicht wieder; man findet es todt in seinem verschlossenen Gefängniß. Das Insekt stirbt, um die Pflanze fortleben zu lassen.



1 Frucht, 2 Blatt der Haselstaude.

Es gibt viele Leute, die den Haselstrauch nur dann kennen, wenn im Herbste die reifen Nüsse daran hängen. Wir aber wollen ihn auch an seinen Blättern erkennen lernen. — Das Blatt des Haselstrauches ist gerundet, oben breiter als unten und läuft in eine nicht allmählich, sondern schnell vorgezogene, lange Spitze aus. Der Rand ist doppelt sägezähnig, d. h. es zeigt zunächst große Zahnabschnitte, welche wieder kleinere Sägezähne haben. Sägezähne heißt man diese Zähnchen, weil sie denen einer Säge oder dem **m** der deutschen Schreibschrift gleichen. Der untere Theil des Blattes ist da, wo der Blattstiel austritt, etwas herzförmig einwärts gebogen. Das Blatt fühlt sich weichhaarig an; denn es ist, namentlich auf der Unterseite und auf den Verästelungen des Geäders, behaart, was besonders auch vom Blattstiel gilt.

Das Holz der Haselstaude ist schön weiß und eignet sich sehr gut zu Faßreifen, kleinem Geschirrholz, Stöcken, zum Korbflechten, zu Blumentischen, zu Schießpulver und Reißkohlen. Daß mit den Gerten der Haselstaude staubige Kleider und schlimme Buben ausgeklopft werden, ist auch ein alter, weiser Gebrauch. —

---

36. Die Grösse Gottes ist in jedem seiner Werke zu erkennen.

Der Kaiser Trajan liess einst den Rabbi Josua zu sich laden und verlangte, dass er ihm die Gestalt seines Gottes zeige.

„Ihr lehret, dass euer Gott überall gegenwärtig sei; ich will ihn sehen!“

Nur einige Minuten besann sich der Rabbi; dann aber bat er den Kaiser, mit ihm ins Freie zu treten.

Der Kaiser gewährte den Wunsch des Rabbi, und sie begaben sich ins Freie.

Es war ein heller Tag. Die Sonne sendete ihre glänzenden Strahlen zur Erde herab und beleuchtete mit ihrer Pracht Gräser, Bäume und Blumen.

Der Kaiser sprach noch einmal gegen den Rabbi seinen Wunsch aus: „Zeige mir die Gestalt deines Gottes!“

Der Rabbi sprach: „Blick' empor zu dem blauen Himmel und betrachte einmal die grosse, strahlende Sonne, die der Erde alles Schöne und alles Leben spendet.“

Der Kaiser blickte empor; aber sein Auge konnte das Licht der Sonne nicht ertragen.

„Mich blendet der Glanz der hellen Mittagssonne!“ — rief er aus.

„Die Sonne,“ nahm Rabbi Josua das Wort, „ist nur ein Werk des unsichtbaren Gottes! Dein Auge ist zu schwach, um eines seiner Werke anzuschauen, und du willst den Schöpfer dieser Sonne, den Schöpfer des ganzen Erdballs, die Majestät des lebendigen Gottes sehen? — Gott ist allgegenwärtig; aber der Anblick seiner strahlenden Majestät würde uns vernichten.“

J. Kossarsky.

---

37. Am Pfingstfeste.

Geist der Wahrheit, Geist der Liebe,
Den der Herr den Jüngern gab,
Läut're jeden uns'rer Triebe!
Geist der Liebe,
Geist der Wahrheit, komm' zu uns herab!

Geist der Liebe, Geist der Wahrheit!
Nebel hüllt des Menschen Pfad.
Führ' ihn Du zur Sonnenklarheit!
Geist der Wahrheit,
Geist der Liebe, sei uns Licht und Rath!

Unsers Herzens Tugendquelle
Trüben Sinnenlust und Schmerz!
Leidenschaft treibt Well' auf Welle;
O erhelle,
Geist der Lieb' und Wahrheit, unser Herz!

Lass in Sturm und Ungewittern
Uns nicht zagen, guter Geist!
Auch alsdann lass uns nicht zittern,
Wenn den bittern
Kelch dein Friedensbot' uns leeren heisst!

v. Wessenberg.

---

38. Bodengestalt.

Wenn wir im Freien um uns schauen, so sehen wir, daß das Land seiner äußern Gestalt nach eine dreifache Verschiedenheit darbietet. Es bildet nämlich entweder eine Ebene, d. h. einen Landstrich, dessen Theile gleich hoch liegen; oder es stellt sich als eine Erhöhung, oder als eine Vertiefung dar. Erhöhung wird alles genannt, was über dem Boden des Landes hervorragt, Vertiefung, was niedriger als derselbe liegt. Unter den Ebenen gibt es tief und hoch liegende. Erstere heißen Tiefebenen, letztere Hochebenen.

An jeder Erhöhung unterscheidet man drei Theile, nämlich: den Fuß, d. h. den untersten Theil oder den Umkreis; den Scheitel oder den obersten Punkt, und den Abhang oder die Seiten (Böschungen).

Beträgt die senkrechte Erhebung einer Erhöhung weniger als 50 Fuß, so heißt sie Anhöhe; ist sie 50 bis 500 Fuß hoch, so nennt man sie Hügel; mißt sie aber über 500 Fuß, so wird sie Berg genannt.

Liegen mehrere Anhöhen zerstreut auf einer Ebene, so geben sie ihr ein wellenförmiges Ansehen, und man nennt sie deßhalb wellige Ebene. Sind die zerstreut liegenden Erhöhungen Hügel oder Berge, so bekommt die Ebene den Namen Hügel- oder Bergland. Sehr oft sind die Erhöhungen so neben einander gestellt, daß sie die Form eines Haufens annehmen; in diesem Falle nennt man sie, je nachdem es Hügel oder Berge sind, Hügelgruppen oder Berggruppen. Laufen dagegen Hügel oder Berge in einer Richtung

fort, so bilden sie einen Höhenzug, sind sie mit einander verschmolzen, einen Landrücken. Eine Vereinigung von bedeutend hohen oder weit ausgedehnten Bergmassen nennt man ein Gebirge. Erstreckt ein Gebirg sich in die Länge, so bildet es eine Gebirgskette, deren fortlaufender Scheitel Kamm heißt. Die Gipfel der Berge werden Spitze, Kuppe, Koppe, Kegel, Horn, Nadel genannt.

An den Vertiefungen unterscheidet man, wie an den Erhöhungen, drei Theile, nämlich: die Sohle oder den Boden, die Seiten und den Saum oder die obere Grenze der Vertiefung. Befindet eine Vertiefung sich zwischen Bergen und Gebirgen und ist sie von beträchtlicher Länge und Breite, so nennt man sie ein Thal. Man unterscheidet Haupt- und Nebenthäler; letztere münden in erstere.

Vertiefungen, deren Seitenwände sehr nahe beisammen liegen und aus hohen Erd- und Felswänden bestehen, nennt man Schluchten.

Was für eine Gestalt hat der Boden, auf welchem unser Wohnort liegt? Ist er eine Ebene, oder eine wellige Ebene? Eine Tiefebene oder eine Hochebene? Ein Thal? — Wie ist der Boden der nächsten Umgebung unsers Wohnortes gestaltet? Hat er Anhöhen, Hügel, Berge, Hügelland, Bergland, Hügelgruppen, Berggruppen, Höhenzüge, Landrücken, oder Gebirge? — Bestimme die Himmelsgegend nach welcher hin eine Ebene, eine Anhöhe, ein Hügel u. s. w. von deinem Wohnorte aus liegt? — Wo in der Umgegend sind Thäler? Sind es Haupt- oder Nebenthäler? — Gibt es eine Schlucht in der Nähe? Wo liegt sie? Woraus bestehen ihre Seitenwände?

---

39. Die Moder- oder Dammerde.

Laßt uns das lichte Gehölz dort ausroden und schauen, wie der Waldboden beschaffen ist! — Die Säge rauscht, Axtschläge erklingen: die Stämme und Gesträuche werden gefällt und abgehackt.

Nachdem sie von uns weggetragen worden, sehen wir, daß der Waldboden noch mit einer Welt niederer Pflanzen überwachsen ist; Moose und Farren, allerlei Waldkräuter und Gräser bedecken die den Boden bildenden Gesteinbrocken oder sprossen zwischen diesen aus der schwarzen, feuchten, Modergeruch aushauchenden Erde empor. Wir reuten auch diese Pflanzen sorgfältig aus, und vor uns liegt nun der nackte Boden, seiner Pflanzendecke entkleidet. Die Sonne brennt heiß; nach wenigen Stunden erscheint die zwischen den Blöcken hervorschauende Erde durch Austrocknen wesentlich heller gefärbt.

Jetzt Pickel und Schaufel zur Hand, um die tief sich einkrallenden Baumwurzeln mit den Wurzelstöcken, von denen sie ausstrahlen, gründlich auszugraben! Wir staunen, nirgends große Massen von eigentlicher Erde zu finden. So tief wir auch wühlen, wir finden nichts als große und kleine Gesteinblöcke zu einem mauerähnlichen Haufwerk aufgethürmt; dazwischen liegt, wie ein locker verbindender Mörtel, die schwarze Walderde, reich gemischt mit gebräunten, zum Theil noch wohl erkennbaren Blättermumien und Holzstückchen; zwischen diesen treffen wir die fadenförmigen Wurzeln der beseitigten Waldkräuter, reichliche Ueberreste von Käferflügeln und andern Insektentheilen, ja wohl auch lebendige Insekten und Schnecken. Selten stoßen wir zwischen den Steinen auf kleine Räume, die ganz von Walderde ausgefüllt sind, und wenn wir Steine und Erde gesondert aufschütten wollten, so würde die letztere gegen jene nur einen sehr kleinen Haufen geben. Wir treffen sogar hier und da auf leere Räume, in denen ein Thaubeschlag die Steine bedeckt und aus denen Modergeruch hervordringt.

Wir wühlen und wühlen, und immer noch zeigen sich Leichenüberreste von Pflanzen und Thieren. Endlich wird die Modererde weniger; die Blöcke liegen dichter an einander und zeigen sich am Ende als die nur wenig auseinander gewichenen Trümmer eines Felsens, der die Unterlage des Waldbodens bildet, und auf dem alle diese Schichten gelagert waren. Der obere Theil des Felsens ist ganz verwittert, bröckelig und mürbe und zeigt überall Zerklüft-

ungen, in die wir unsere Spitzhacke eintreiben können, so daß es uns nicht schwer wird, das Felsgefüge auseinander zu reißen.

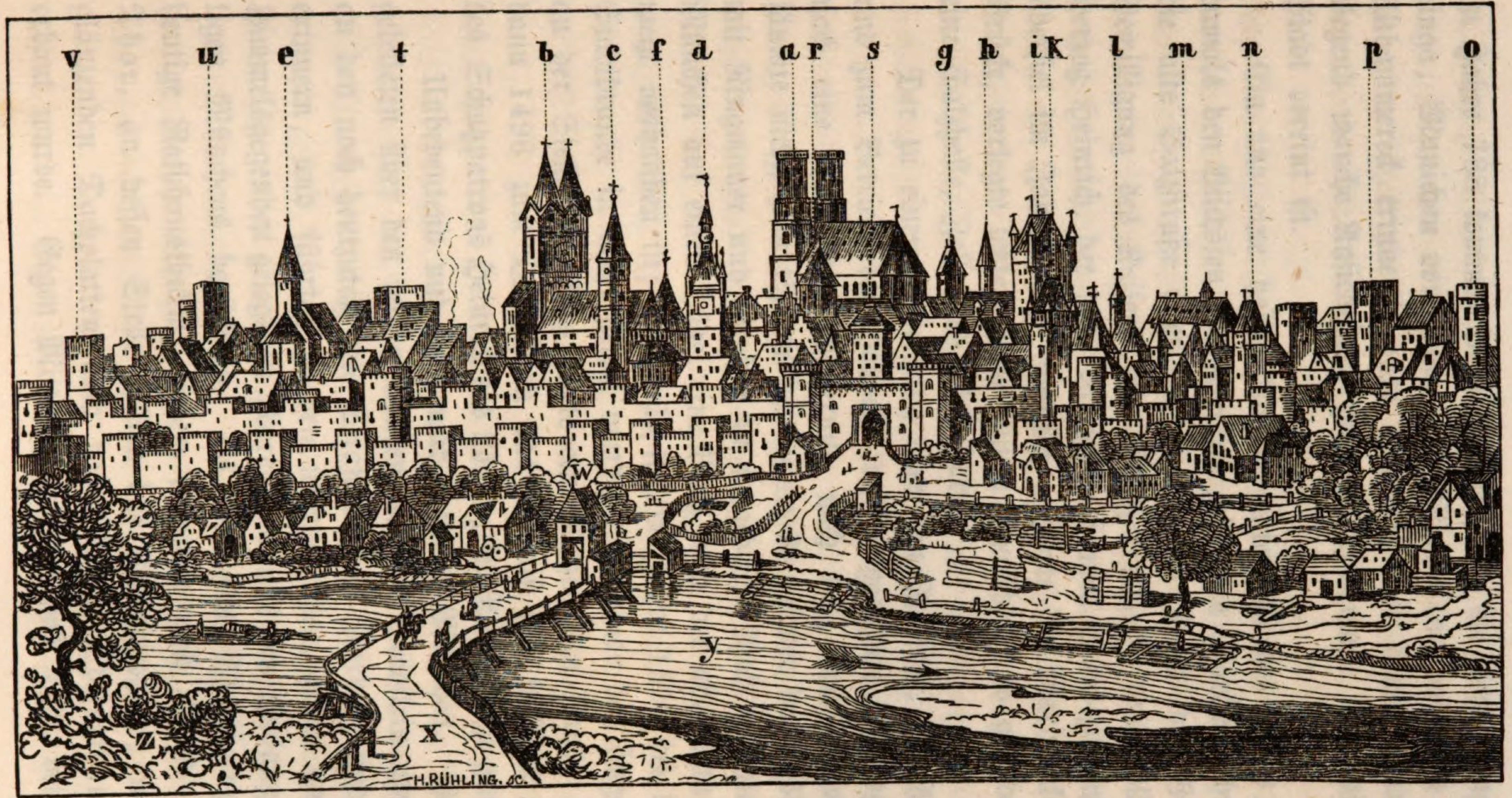
Einst, in uralter Zeit, lag dieser Felsenboden kahl und bloß. Wetter und Frost nagten an seiner Oberfläche. Da fanden sich Flechten ein. Erst waren es Schorfe und Krustenflechten, dann Flechten mit laubartigem Lager. Die Zersetzung des Steins fand nun rascher statt unter dem die Feuchtigkeit zurückhaltenden Flechtenüberzug. Das verwitterte Gestein vermengte sich mit den verwesten Flechten und bildete eine Modererde, auf der sich Moose ansiedelten. Die sich immer wiederholende Verwesung der angesiedelten Pflanzen beschleunigte die Gesteinszersetzung und es entstand ein Gemenge, in dem bald höhere Pflanzengattungen ihren entsprechenden Boden fanden. Blühen und absterben wechselte auch bei diesen in ununterbrochenem Kreislaufe, und die Millionen Pflanzenleichen häuften immer mehr Modermassen, so daß sie endlich Bäumen zum Boden dienten.

Moder- oder Dammerde heißt man diese schwarze Erde, die von vermoderten Ueberresten organischer Körper, namentlich von Pflanzentheilen herrührt. Sie enthält den Nahrungsstoff für die Pflanzen, und von ihrer Tiefe hängt größtentheils die Güte des Bodens ab, mag es nun Wald-, Wiesen- oder Ackerboden sein. Damit ihr aber auch den gelehrten Namen für diese Erdart kennen lernt, so mag hier noch stehen, daß man statt Modererde und Dammerde auch Humus sagt. In alten Baumstöcken im Wald findet ihr die Humuserde häufig als schwarzbraunes Pulver, das wie gemahlener Kaffee oder Schnupftabak aussieht.

---

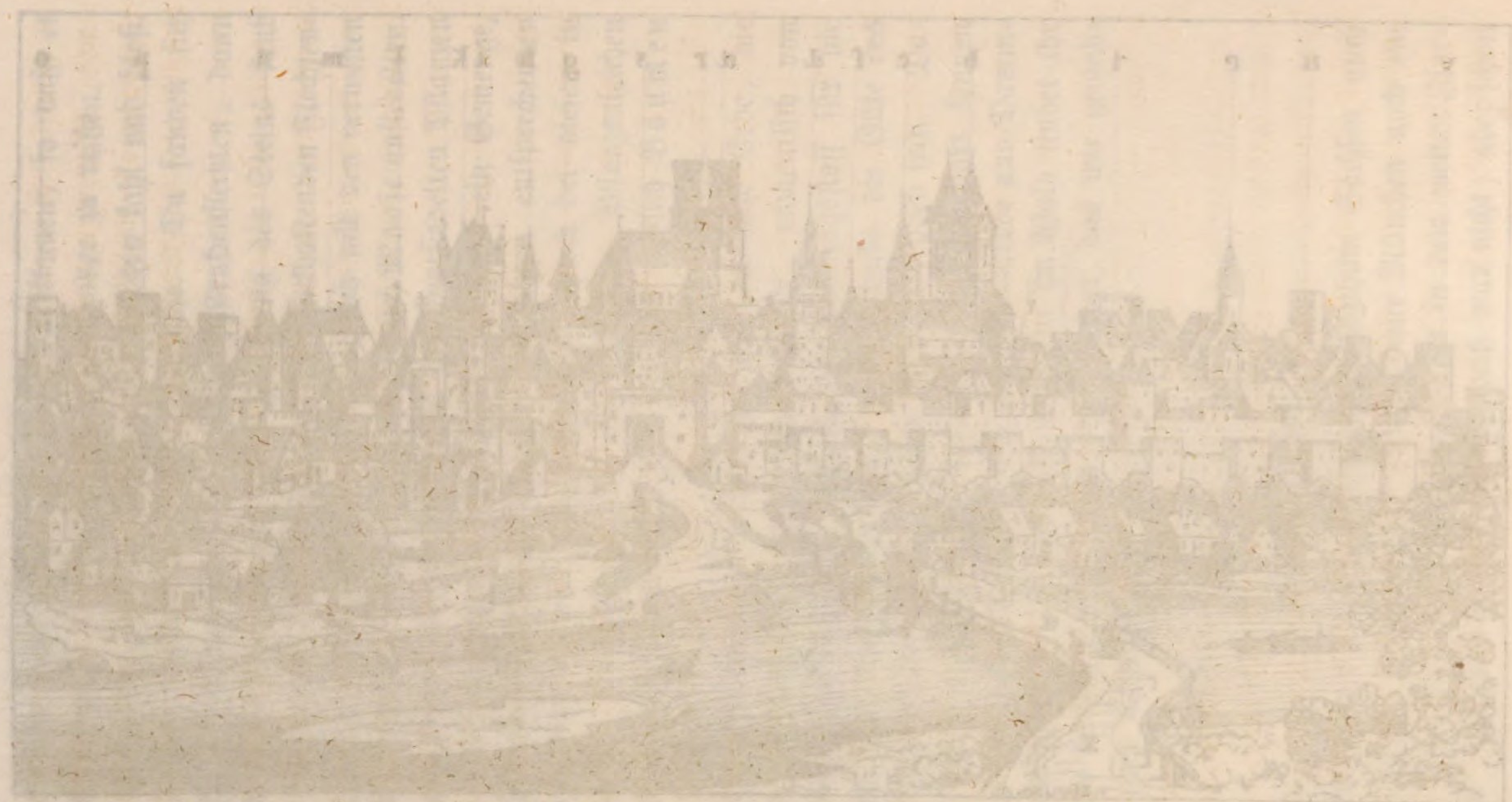
40. München.

Als Heinrich der Löwe zu seinem Herzogthum Sachsen auch noch das der Bayern sich erworben (1156), war München noch ein unscheinbares Dorf auf einem erhöhten Rücken in dem weiten Isarbecken gelegen. Wann es erbaut worden, weiß man nicht; aber schon



München im Jahre 1493.

a. Frauenpfarrkirche. b. St. Peterspfarrkirche. c. Hl. Geistpfarrkirche. d. Rathhaus- (Thalburg-) Thor. e. St. Jakobskapelle am Anger. f. Hl. Geistspital. g. Wilbrechtsthurm. h. St. Laurenzikapelle. i. Alte Veste (Hof). k. Lueg in's Land. l. Franziskanerkirche. m. Franziskanerkloster. n. Kostthor. o. Runder Thurm (Herzog Christoph gefangen). p. Neue Veste. r. Muggenthalerthurm. s. Isarthor. t. Kaufringerthor. u. Püttrichthor. v. Angerthor Einlaß. w. Rother Thurm. x. Isarbrücke. y. Isar. z. Gasteigberg.



München im Jahre 1493.

im Jahre 788 kommen in alten Urkunden die Benennungen Munihinga, Munichen vor; und auch Altheim (an das noch heute das Althammereck erinnert) wird genannt, wie denn damals in der Gegend manche Ansiedelung gewesen sein mag, die nun mit der Stadt vereint ist.

Ein und eine halbe Stunde unterhalb des Ortes, bei dem damals den Bischöfen von Freising gehörigen Markte Föhring führte die alte Salzstraße über die Isar. Da übten die Bischöfe mit Bewilligung des Kaisers das Münz-, Markt- und Zollrecht aus. Herzog Heinrich, der diese Einnahme seinem Lande zuwenden wollte, überfiel im Jahre 1158 Föhring, zerstörte den Marktflecken und die Brücke, verlegte letztere nach seinem Munichen und gründete daselbst eine Salzhalle, Zoll- und Münzstätte.

Der zu einem Uebergang über den Isarfluß, als Anlandeplatz und zum Betriebe des Handels trefflich geeignete Ort zog nach und nach eine wachsende Bevölkerung nach sich, und Herzog Heinrich säumte nicht, zum Schutze der neuen Anwohner das bisherige Dorf mit Ringmauer und Graben zu umgeben. Auch erbaute er sich zu München auf einem Hügel eine Burg, von der aber nun keine Spur mehr vorhanden ist; denn als sie im Jahre 1327 bei dem großen Stadtbrande in Asche gelegt wurde, ebnete man den Hügel ein, und an der Stelle der Burg baute ein Bürger sein Haus, an welches dann 1496 zum Denkzeichen das Bildniß des heiligen Onuphrius, des Schutzpatrons Heinrich des Löwen, in Riesengröße gemalt wurde.

Unbedeutend und klein war dazumal München. Vier Brücken geleiteten über den nassen Graben, der das Städtlein umschloß, und an den noch heutzutage die Straßennamen Färber- und Hofgraben erinnern, und führten zu den überthürmten, genau nach den vier Himmelsgegenden gelegenen Thoren, die uns den Umfang des damaligen Münchens bezeichnen. Es war das Thalburgthor, der heutige Rathhausthurm; diesem entgegen nach Abend das obere Thor, an dessen Stelle später das Kaufringer-, wegen seiner glänzenden Dachplatten auch das schöne Thurmthor genannt, erbaut wurde. Gegen Mitternacht stand das Thor bei dem Wil-

brechts- oder Rudelthurm, am gegenwärtigen Polizeigebäude; demselben gegenüber der Sendlingerthorthurm, hierauf Püttrichierthorthurm, später Blauenten- und endlich Ruffinithurm genannt, am Eingange in die Sendlingergasse, zunächst dem Färbergraben.

Die Bürgershäuser waren meist nur aus Balken, Holz und Lehm aufgeführt, mit Stroh und Rohr gedeckt, ohne Rauchfang und Schornstein, und hatten überdachte Lauben und Außentreppen. Eng, winkelig und ungepflastert, dumpf und schmutzig waren die Gassen, Nachts unbeleuchtet; nur der Kornmarkt — der heutige Marienplatz — war etwas weiter und geräumiger; aber auch ihn verunstaltete die hölzerne Fleischbank, und später wurde er noch mehr verengt durch den Bau der Gollierkapelle,*) welche die adeligen Familien Gollier und Schlutter zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatten errichten lassen.

Das Kirchlein zum hl. Peter war Pfarrkirche; die Umfriedung desselben diente als Gottesacker; zunächst daran stand die kleine Herrgott- oder Wieskapelle, an deren Bestand uns noch eine Gedenktafel erinnert.

Wo nunmehr der Dom zu unserer lieben Frau mit seinen Doppelthürmen an die Wolken reicht, lud eine andere Kapelle, der hl. Gottesmutter geweiht, die Gläubigen zur Andacht ein. So war München vor 700 Jahren.

Als nach dem Sturze Heinrich des Löwen das Herzogthum Bayern 1180 wieder an das angestammte Regentenhaus, die Wittelsbacher, kam, erfreute sich München eines raschen Aufschwunges. Schon im Jahre 1221 stand außerhalb der Stadt, auf der Wiese oder dem sogenannten Anger, eine dem hl. Jakob geweihte Kapelle und ein Klösterlein der Franziskaner. Vor dem Thalburgthor errichtete Herzog Ludwig der Kelheimer 1204 ein Pilgerhaus; Otto der Erlauchte erweiterte dieses, gründete daselbst das Spital zum heiligen Geist und schenkte zu dessen Unterhaltung einen

---

*) Abgebrochen im Jahre 1480.

Theil des Isarzolls. — Ein Denkstein, der an dem alten Hause neben der hl. Geistkirche im Thale eingemauert ist, erzählt:

Hier war das Spital zum heiligen Geist, gestiftet und erbaut von Herzog Otto dem Erlauchten im Jahre 1251, abgebrannt im Jahre 1327, wieder aufgerichtet von Kaiser Ludwig dem Bayern, bereichert durch die bayrischen Fürsten und Münchens Bürger milden Sinn, und im Jahre 1823 in das Kloster der Elisabethinerinnen verlegt.

Das wichtigste Ereigniß in jener Zeit war aber für München, daß Herzog Ludwig der Strenge, als er 1255 mit seinem Bruder das Land theilte, die junge Stadt zu seiner Residenz erwählte. Außerhalb der Stadt, an der Nordostseite, hatte er sich seine Burg erbaut, heutzutage der alte Hof genannt. Ludwig der Bayer vergrößerte sie und erbaute sie von Neuem, als sie im Jahre 1327 ein Raub der Flammen wurde. Ursprünglich hieß sie die Ludwigsburg und später, als die Maxburg entstand, zum Unterschied der alte Hof. Nur ein kleiner Theil davon, der südwestliche, steht noch, und eine Gasse, die Burggasse, hat ihren Namen von ihr. Auf dem Gedenkstein über dem Burgthor steht:

Dieses Gebäude
der alte Hof genannt
wurde erbaut
im Jahre 1253
von Ludwig dem Strengen,
und war auch die Residenz
Kaiser Ludwig IV.

Nun gewann die Stadt regeres Leben. Die Zahl der Einwohner wuchs und machte den Bau der doppelthürmigen Peterskirche*) und die Gründung einer neuen Pfarrei, der zu unserer lieben Frau, nothwendig. Neben der Burg enstand ein Kloster außerhalb der Stadt, in welcher 1284 die Franziskaner von dem Anger versetzt wurden, während das Kloster auf dem Anger den

*) 1607 wurden die zwei Thürme vom Blitze zertrümmert, worauf Kurfürst Maximilian I. den gegenwärtigen einen Thurm aufführen ließ.

Klarissinen angewiesen ward. Sodann wurden 1290 die Augustiner nach München gerufen und ihnen auf der sogenannten neuhauserischen Mark ein Platz eingeräumt, woselbst schon ein Kirchlein zu St. Nikolaus auf dem Haberfelde außerhalb des Stadtgrabens stand.

In den Kämpfen, welche Kaiser Ludwig der Bayer mit seinem Gegner, Friedrich dem Schönen von Oestreich, zu bestehen hatte, standen die Bürger Münchens treu zur Sache des Kaisers und harrten bei ihm aus unerschütterlich, als auch der Bann über ihn ausgesprochen. Kampfbereit schaarten sie sich um Ludwigs Banner, und in der Schlacht bei Ampfing waren es vor allen die Bäckerknechte, die in dem Streite um das Reich so trefflich sich bewährten. Ludwig lohnte diese Treue und Ergebenheit durch sein unablässiges Streben, die Stadt groß und reich zu machen. Sein Wirken zum Wohle und zur Verschönerung derselben macht ihn zum zweiten Gründer Münchens.

Eine schöne Erinnerung an Kaiser Ludwig bietet das Häuschen Nro. 15 im Thal an der Hochbruckmühle. Ludwig schenkte dasselbe aus Dankbarkeit den Bäckerknechten, die ihm in der Schlacht bei Ampfing das Leben gerettet hatten, und gestattete ihnen auch, den kaiserlichen Adler auf der Zunftfahne bei allen Umzügen zu tragen. Der älteste der Bäckerknechte hatte in dem genannten Hause immer seine Wohnung. Nahe an dieser Stelle an der Straße, an der dazumal nur wenige Häuser standen, war ein schattiger Baum, unter dem die Bäckerknechte ihre Versammlungen hielten. Noch im vorigen Jahrhundert schauten die Münchener Bäcker mit stillem Stolze auf den Spruch an ihrem Zunfthäuschen, der also lautete:

Bei Mühldorf da geschah die Schlacht,
Unglück thät ob dem Kaiser schweben,
Der Feind hätt ihn gar hart umgeben.
Da solches die Bäckerknecht ersahn,
Thäten sie sich dem Kaiser nahn,
Trieben mit ihrer Gegenwehr
Zurück das österreichisch Heer

Und erretteten den Kaiser bald,
Gewannen die Schlacht mit großer Gewalt.
Darauf der Kaiser ihnen mit Zier
Den Adler setzet in ihr Panier.

In der Nacht St. Valentins den 14. Februar 1327 brach unweit des Klosters am Anger ein Brand aus, der wohl ein Drittheil Münchens in Asche legte, vorzugsweise das Thal, die Kirche zu St. Peter und das hl. Geistspital. Zur Sicherung der Stadt durften in Zukunft die Häuser nur mit Ziegel gedeckt und neue wo möglich nur aus Stein gebaut werden. Auch der Marktplatz sollte fortan durch kein Haus mehr eingeengt werden, damit er, wie der Kaiser sagte, „dest lustsamer und dest schöner und dest gemachsamer sei Herren, Bürgern, Gästen und allen Leuten".

Unter den nachfolgenden Herzogen setzte sich Herzog Sigmund ein unvergängliches Denkmal, indem er durch Georg Gangkofer statt der kleinen Kirche zu unserer lieben Frau den jetzigen großen Tempel zu bauen begann, dessen Grundstein er am 9. Februar 1468 „zwischen Zwain und dreien vhrn nachmitags eigenhändig legte, von mehrung wegen des volkhs, denn die allt Kirchen zu eng waß".

Damals mochte die Stadt einen schönen Anblick gewähren, wie sie den Wanderer mit den vielen Thürmen begrüßte. Ringsum zweifache Mauern mit den Festungsthürmen. Diese und die Mauern selbst bemalt mit den Rauten des bayrischen Wappens, und zwar mit gelben und schwarzen Wecken zum Andenken an die Herrschaft des Kaisers Ludwig. Die Häuser waren ansehnlich geworden, meist zweistöckig, mit Erker und Thürmchen versehen; viele waren mit Freskobildern geschmückt, wie man noch in unsern Tagen um das Rathhaus herum wie anderwärts in der Altstadt bemerkt.

Herzog Wilhelm V. erbaute im Jahre 1583 die prachtvolle St. Michaelskirche und dicht dabei für sich eine Residenz, die Wilhelmsburg, jetzt Maxburg genannt.

Unter dem großen Kurfürsten Maximilian I. kam für München wie für das ganze Vaterland eine traurige Zeit. Der jammervolle dreißigjährige Krieg begann. München wurde der Sammelplatz der

Kriegsschaaren Maximilians, der an der Spitze der katholischen Liga stand. Maximilian erweiterte die Befestigungswerke der Stadt und suchte sie möglichst wehrhaft zu machen. Mitten im Kriegsgetümmel vergaß er aber das Schöne nicht. Seinem großen Ahnherrn, Ludwig dem Bayer, setzte er in der Frauenkirche ein prachtvolles Denkmal; die Brunnen schmückte er mit Statuen; er erbaute das Josephs- und das Herzogspital und vollendete die prächtige neue Burg oder Veste in der Residenzstraße. Den Marktplatz schmückte er mit einer Säule, wie er gelobt, zum Andenken an die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag.

Im Mai 1632 zog der siegreiche Schwedenkönig Gustav Adolf mit seinem Heere gegen München; die Verwirrung und der Schreck war grenzenlos. Auf der rechten Seite der Isar, über den Gasteigberg, rückte das schwedische Heer heran, und am 17. Mai 1632 hielt der König durch das Isarthor seinen Einzug in der Hauptstadt seines größten und eifrigsten Gegners. Als der König die schöne Stadt in der rauhen Ebene sah, soll er sie mit einem goldenen Sattel auf elender Mähre verglichen haben, und so sehr gefiel ihm die prachtvolle Residenz, daß er sie gerne auf Walzen gen Stockholm versetzt hätte. Der Bürgerschaft wurde eine Brandschatzung von 300,000 Reichsthalern auferlegt, und da trotz aller Opfer diese Summe nicht aufgebracht werden konnte, nahm er 42 Personen, Ordensgeistliche und 20 vornehme Bürger als Geißeln mit sich fort. Drei Wochen waren die Schweden in der Stadt und Umgebung. Alle Leiden des Krieges waren sich gefolgt, Theurung und Hungersnoth. Nun kam auch noch die Pest, die in kurzer Zeit gegen 15,000 Menschen hinwegraffte. Als endlich 1648 der Friede den Kriegsstürmen ein Ende setzte, war München verarmt und verödet.

Langsam nur erholte sich die Stadt; sie hatte viel zu leiden in den Kriegen des folgenden Jahrhunderts. Erst unter dem allgeliebten Maximilian III. beginnt wieder ein glücklicherer Zustand. Dadurch, daß der edle Fürst 1759 in München die Akademie der Wissenschaften gründete, wurde alles das ermöglicht, was das

folgende Jahrhundert in geistiger Beziehung in Bayern zu Stande gebracht. Mit Stolz sehen wir auf zwei geborne Münchner aus jener Zeit, auf den Gesetzgeber Wiguläus Freiherrn von Kreitmayr und auf den Geschichtsschreiber Lorenz von Westenrieder. Die dankbare Nachwelt hat ihnen, den Männern voll Vaterlandsliebe, auf dem Promenadeplatze eherne Standbilder errichtet. — Auch zur Verschönerung der Stadt geschah Manches. Die vielen Giebeldächer wurden geändert, die ungeheuren Dachrinnen, welche ihr Wasser aus Drachenmäulern u. dgl. oft bis mitten in die Straße ergossen, verkürzt, das Regenwasser durch Röhren an den Mauern herabgeleitet und die sogenannten Galgenziehbrunnen an den öffentlichen Plätzen verändert. — Auch ist noch insbesonders zu erwähnen die Erbauung der herrlichen Theatinerkirche durch Kurfürst Ferdinand Maria 1663—1675 und die Anlegung des wahrhaft unschätzbaren englischen Gartens durch Kurfürst Karl Theodor.

So war München innerhalb sechs und einem halben Jahrhundert aus einem unbedeutenden Dorfe eine namhafte Stadt mit 40,000 Einwohnern geworden. Und dennoch, die nächstfolgenden sechs Jahrzehnte sollten eine noch großartigere Erscheinung bewirken. Wenn ein Münchener, der vor sechszig Jahren ausgewandert, nun wieder dahin zurückkehrte, er würde seine Heimathstadt nicht mehr erkennen. Da, wo ehedem Gräben und Wälle und düstere Festungsmauern die Stadt umstarrten, würde er jetzt weite, luftige Straßen mit wohnlichen Häuserreihen erblicken, und wo früher nur öde, mit dürrem Gras, Ginster und Hauhechel bewachsene Aue und Haide war, da sähe sein staunendes Auge erhabene Tempel, prachtvolle Thore, reiche Paläste und dazwischen eherne Bildsäulen und liebliche Anlagen. In den Straßen würde er aus allen Ländern Europa's Fremde erblicken, die wie er, mit Bewunderung die großartige Schöpfung unserer Könige schauen.

Die drei Könige aus dem wittelsbachischen Hause, Max I., Ludwig I. und Max II. waren es, die München zu einer der schönsten und großartigsten Städte Europa's, zu einer Weltstadt, geschaffen. Mehr als 150,000 Einwohner zählt nun die Stadt;

die Gewerbe blühen, Wissenschaft und Kunst findet da die schönste Pflege, und wie man nach Rom und Florenz wandert, um die edelsten Werke der Kunst kennen zu lernen, so wallfahrtet man jetzt zu den Kunstschätzen Münchens.

Unsterblichen Ruhm haben sich erworben die Münchener Alois Senefelder, der Erfinder der Lithographie, Michael Gabelsberger, der Erfinder der Stenographie, Ludwig von Schwanthaler, der Bildhauer.

---

41. Herzog Christophs Stein.

Zu München in dem Bayerland
Da ist's gar hübsch und fein;
Zu München in dem Königsschloß
Da liegt ein großer Stein.

Er liegt gebunden gut und fest
An einer Kette dort,
Doch sagen kann ich nicht warum,
Ihn trüg' ja Keiner fort.

Der jungen Herren gehen viel
Zu München aus und ein,
Doch alle lassen ruhig stehn
Denselben großen Stein.

Ein Herzog war im Bayerland,
Vor Allen keck und kühn,
Der warf den Stein mit leichter Hand
Ein gut' Stück Weg's dahin.

Und Christoph hieß der Herzog kühn,
Ein Held, so wohlbekannt;

Wie weit er warf, wie hoch er sprang,
Das steht dort an der Wand.

Und kommst du einst nach München hin,
Und gehst in's Schloß hinein,
Vergesse mir vor Allem nicht
Des Herzogs großen Stein.

Und wirfst du ihn, wie er, so weit
Und springst du so gewandt:
Dann schreibt man deinen Namen auch
Zum Herzog an die Wand.

Doch weil noch Keiner kam und sprang
Und warf so weit den Stein,
Drum soll der Fürst der Bayern stets
Von uns gepriesen sein.

Und möge unsern Fürsten all
Der liebe Gott verleih'n
Aus jeder Noth den rechten Sprung
Und Kraft für jeden Stein.

G. Görres.

---

42. Das Denkmal der Landesvertheidiger auf dem Kirchhofe zu München.

Auf der Südseite Münchens liegt der Gottesacker, einer der schönsten in ganz Deutschland. Die Kunst hat ihn zum heitern, wahrhaften Friedhof, zum lieblichen Garten gestaltet, in dem die Schlummernden dem großen Ostermorgen entgegensehen. — Eines der schönsten Denkmäler, das diesen Ort des Friedens schmückt, ist der im reinen deutschen Styl aufgeführte Weihbrunnen von Erzguß, der „den im Jahre 1705 am heiligen Christtage

den 25. December im Kampfe für Fürst und Vaterland gefallenen oberländischen Bauern" von König Ludwig I. errichtet und am Allerheiligenfeste 1831 enthüllt und eingesegnet wurde.

Dieser Weihbrunnen zeigt der Erinnerung die durch das blutige Weihnachtsfest dem bayrischen Volke so theuer gewordene Stätte von Sendling, wo die heldenmüthigen Bauern des Oberlandes gegen des Kaisers Uebermacht fielen.

„Lieber bayrisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben!" war in jenen Tagen der Knechtschaft Bayerns, da das Land als eine eroberte Provinz Oesterreichs galt, jedes Vaterlandsfreundes Morgen- und Abendgebet. — Bürger und Bauern rotteten sich zusammen, die unerträgliche Knechtschaft zu zerbrechen und schwuren einen Bund auf Leben und Tod.

Den Anfang der Erhebung machten 500 Bauern, die bei Neunburg vor'm Wald und bei Retz in der Oberpfalz den Oesterreichern die ausgehobenen jungen Leute entrissen. Ihnen thaten es die Bauern am Inn und an der Isar nach. Von da aus verbreitete sich der Aufstand an die Donau. Kelheim, Vilshofen und Cham erhoben sich nacheinander. Allgemein erscholl der Ruf: „Brüder, es muß sein! das Vaterland befreien, die kurfürstlichen Prinzen aus der Gefangenschaft retten!" Meindl, Hofmann, Dalmaier, Kraus, Christian Jäger u. A. und eine Schaar abgedankter kurbayrischer Soldaten führten die todesmuthigen Schaaren. — Doch Verrätherei vernichtete das große Befreiungswerk.

Während das Hauptheer der Landesvertheidiger vom Inn her auf den Hauptstraßen von Hohenlinden und Ebersberg vorrückte, sollten die Oberländer auf der andern Seite gegen München anziehen, um die Stadt den Oesterreichern abzuringen und die kurfürstlichen Prinzen, die dort in einer Art von Haft sich noch befanden, den Händen der Kaiserlichen zu entreißen. Die Bauern des Gebirges waren durch Gauthier, einen Franzosen, der im Heere Maximilians tapfer gedient hatte, zum Kampfe für das Vaterland aufgerufen worden.

Am 24. December rückten aus den Thälern des Hochlandes, von Miesbach und Tegernsee, von Tölz, Länggries, aus der Jachenau, von Wallersee und Kochelsee die hochherzigen Männer an der Isar herab gegen Schäftlarn. Hier im tiefen Thale auf der Wiese sammelten sich 2769 Bauern, Beamte, Offiziere und Soldaten unter dem Obercommando des außer Dienst gestellten kurbayrischen Hauptmanns Mayr. Kaum ein Drittel war regelmäßig bewaffnet.

Die Bürger von München waren mit ihnen einverstanden. Mit dem Zeichen zur Christmette sollten, mit Waffen unter den Mänteln, 600 Studenten auf dem Anger, die Bürger bei den Augustinern, die Hofbediensteten vor der Residenz versammelt sein. Man wollte die kaiserliche Besatzung entwaffnen, sich eines Thores bemächtigen und mit Granaten, die am Karlsthor aufsteigen sollten, den heranziehenden Landesvertheidigern das Zeichen zum Angriff und Sturm geben. Der Braumeister im weißen Bräuhaus hatte versprochen, den Streithaufen, welchen der Bürger Gütler, der die Erhebung in München organisirt hatte, anführte, durch das Bräuhauspförtchen in die Stadt einzulassen. Ein anderer Bürger, Senser, schaffte Waffen und Munition. Würde die Oeffnung des Einlaßthürmchens am Kostthor mißlingen, so solle zu einem Straßenkampfe und einer Erstürmung der Thore geschritten werden. — Allein Verrath wachte und vereitelte Alles.

Schon war dem österreichischen Statthalter zu München, Grafen Löwenstein-Werthheim, Kunde von der gefährlichen Bewegung der Gebirgsbauern geworden, da erschreckte eine andere Nachricht die kaiserlichen Räthe. Der Pfleger Johann Joseph Oettlinger zu Starnberg hatte sich unter die Bauern gemischt, that, als helfe er zu ihnen, gab ihnen selbst gute Rathschläge, entwischte aber bei Schäftlarn, schwatzte einem Bauern sein Pferd ab, als habe er wichtige Aufträge an die Landesvertheidiger in Burghausen, und entkam so nach München, wo er die bestürzte österreichische Verwaltung von dem Anzuge der Oberländer und dem Plane der Vater-

landsfreunde in Kenntniß setzte. Alle Bürgerhäuser wurden auf solche Kunde hin durchsucht, die Einwohner entwaffnet, Kanonen auf den öffentlichen Straßen und Plätzen aufgepflanzt und mit einem schrecklichen Blutvergießen bei der geringsten Bewegung gedroht.

Der österreichische General Wendt mahnte zugleich den zwischen Haag, Ebersberg und Hohenlinden stehenden General Kriechbaum, die auf jenen Straßen vorrückenden Bauern durch starke Vorposten aufzuhalten, mit dem Hauptheere aber unvermerkt und eilig gegen die Isar zu ziehen; denn es gelte München. — Gegen Abend rückten in München alsdann auch alle Truppen zu Fuß und zu Roß aus, um die Bürger in Schranken zu halten.

Unter den Landesvertheidigern bei Schäftlarn waren unterdessen Mißhelligkeiten entstanden. Es ergab sich, daß mancherlei Unwahrheit und Vorspiegelung gebraucht worden war, das Volk zum Aufbruch gegen München zu bewegen. Immer gefährlicher gestaltete sich die Sache. Der Postmeister von Anzing, ein treuer Patriot, hatte die Nachricht gesandt, daß man sich auf die Ankunft der Landesvertheidiger vom Unterlande nicht mehr verlassen könne; kaiserliche Truppen seien ihnen entgegengesandt worden, und einige Stunden von München stehe eine feindliche Heeresabtheilung. Da gab der gräflich Tattenbachische Pfleger von Vallei, Maximilian Alram, der sich mit 400 Vallei'schen Unterthanen den Landesvertheidigern angeschlossen hatte, den Rath, man solle über die Brücke bei Schäftlarn wieder zurückkehren, bis Vallei sich zurückziehen und dort sich halten, bis die Unterlandsdefensoren ankämen. Alle Beamten und Offiziere, darunter auch Gauthier, stimmten Alram's Rathe bei; allein der Münchner Weinwirth Johann Jäger, ein Mitglied des äußern Rathes der Stadt München, ein geborner Tölzer, und sein Kamerad, „Passauer" genannt, wußten die Menge zum Weiterzuge anzustacheln. Da zeigten sich 50 österreichische Reiter; sie waren ausgeschickt worden, über die Stärke der Oberländer Kunde einzuziehen. Die Tölzer Schützen griffen die Dragoner an und schlugen sie siegreich zurück, und da nun dessenungeachtet der Ober-

commandant Mayr noch immer für den Rückzug war, so setzte man ihn ab, und der Zug wurde von Bayerbrunn aus thatsächlich ohne alle militärische Oberleitung ausgeführt.

Nach Mitternacht kamen die Landesvertheidiger vor München an. Ein Theil wartete am Kostthor auf Einlaß, der andere hatte sich mit der Zunft der Zimmerleute in der Au verstärkt und nahm unter dem Feldgeschrei: „die Kinder erretten!“ (die Furcht, daß die Kinder des Kurfürsten nach Oesterreich gebracht würden, lag diesem Aufruf zu Grunde) im Sturm die Isarbrücke mit dem rothen Thurm und den andern Befestigungswerken, welche die Isar decken sollten. — Aber in der Stadt blieb Alles ruhig; vergebens harrten die Tapfern auf das verabredete Zeichen aus der Stadt, auf die Oeffnung der Thore und die Mitwirkung der Bürger. Mit ihren zwei Feldstücken und den bei Erstürmung des rothen Thurmes eroberten beschossen die Oberländer die Stadt, säuberten mit wohlgezielten Büchsenschüssen die Wälle derselben von vertheidigenden Oesterreichern und ließen die Stadt zur Uebergabe auffordern. Die Oesterreicher vertheidigten sich nur schlaff; sie warteten auf Entsatz durch Kriechbaum. So kam der Morgen. — Da donnerten plötzlich drei Kanonenschüsse vom Gasteigberg im Rücken der Bauern; im Sturmschritt rückte das Fußvolk des Generals Kriechbaum über die von den Oberländern unbesetzt gelassene Isarbrücke; seine Panduren und Husaren setzten durch die seichte Isar; zu gleicher Zeit that die österreichische Besatzung einen Ausfall. Die Oberländer, zwischen zwei Feuern, auf allen Seiten angefallen, kämpften wie Löwen, mußten aber der Uebermacht weichen. Die Besatzung der Stadt war 5000, das Kriechbaum'sche Corps 3000 Mann stark; die Landesvertheidiger zählten kaum 3000 Köpfe. Zu spät den Verrath erkennend, zogen sie sich Schritt für Schritt nach Sendling zurück. Da hielten sie Stand; hier ward jedes Haus, jeder Zaun und Graben, jede Hecke mit Wuth vertheidigt, bis sie, erstarrt vor Kälte, ermattet von der Anstrengung, entmuthigt von dem Verrath, der Uebermacht erlagen. — Gauthier schlug sich mit einigen Hunderten bis gegen den Forstenrieder Forst durch, sank

aber, ehe er ihn erreichte, von einer Kugel getroffen, und wurde von seinen Treuen in Leutstetten begraben.

Indessen dauerte das Morden bei Sendling fort, wo sich die Letzten hinter den Mauern des Kirchhofes zum Kampfe stellten. Da fielen auch sie, Mann an Mann, bis zum letzten Athemzuge für des Vaterlandes Befreiung kämpfend. Es fielen einunddreißig Zimmerleute aus der Au nebeneinander; es fielen die tapfern Männer von Kochel, Gmund, Tegernsee, Egern, Tölz, Länggries und Warngau. — Viel wird im Volke erzählt von dem riesigen Schmiedbalthes von Kochel, wie er, in einer Hand die Löwenfahne, in der andern die Stachelkeule, eine große Anzahl Oesterreicher niederschmetterte, bis auch er sank, die treue Brust von Lanzenstichen durchbohrt. — Sechs Kanonen, fünf Munitionskarren, zwei Heerpauken, vier Fahnen mit dem bayrischen Wappen fielen in die Hände der Sieger.

Gegen 2000 Leichen deckten das Wahlfeld; 500 meist schwer Verwundete schleppte man nach München und ließ sie, den Bürgern zum Schrecken, in der Dezemberkälte auf dem Straßenpflaster liegen, bis man sie hin und wieder in die Spitäler vertheilte.

Die Bürger von München wurden neuerdings entwaffnet; im ganzen Lande fahndete man auf die Theilnehmer an dem Bauernaufstande. Wer von den Gefangenen nicht schon auf der Straße verblutete oder im Spitale gestorben war, der endete auf dem Schaffot. So starben auf dem Blutgerüste zu München der Hauptmann Mayr, die Offiziere von Lantze und Abel, der Eisenhändler Senser und der Wirth Kitler vom Thal. Der Jägerwirth wurde hingerichtet, der todte Körper geviertheilt, der Kopf auf den Isarthurm, die vier Theile aber, wie mit dem Kitler geschehen, im Burgfrieden aufgesteckt und sein Vermögen eingezogen.

Auf der äußern Kirchenwand zu Untersendling stellt ein Gemälde von Wilhelm Lindenschmitt die Todesweihe des treuen Fahnenträgers, des Schmiedbalthes, und seiner Genossen dar.

43. Der Staar.

Wer in Bayern gewesen ist, als Max Joseph das Land regierte, oder wer jetzt noch dahin kommt, der wird von diesem Könige Vieles vernehmen, woran er sich freuen kann. Er war aber auch recht die Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn, wie Kinder ihren Vater lieben. Auch war er jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn auch wo er mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröstenden Worten, die von dem Munde eines Königs noch besser zu Herzen gehen, als von einem andern. Früh schon, und ehe er hoffen konnte, etwas zu regieren, außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten Mann im Lande und gewann die Herzen Aller, die ihm nahe kamen.

Was aber oft geschieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichthum wächst, das Herz sich zusammenzieht, und wenn der äußere Mensch sich erhebt, der innere niedersinkt, das widerfuhr dem guten Max Joseph nicht; sein Herz blieb, wie es gewesen war, ehe die Krone sein Haupt schmückte, und der Strom menschlicher Gefühle ergoß sich bei ihm noch reicher, als zuvor, unter dem königlichen Purpurmantel. Darum ist er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit sich zu nehmen, und es war die Lust und der Stolz seines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben.

Ich habe gesehen, wenn er von einer Reise oder sonst in die Hauptstadt zurückkam, und der offene Wagen langsam durch das Gedränge fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem Könige die Hand zu reichen, und er keine zurückwies, wie hart sie auch war. Gern mischte er sich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk und hörte auf die Reden der Leute und fragte sie aus; denn er wußte, daß er so die Wahrheit besser erführe als aus den Zeitungen. Oft, wenn er einsam ging und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm

ein freundliches Wort zu oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte sich geehrt und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gerne um sich hatte und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf einsamen Spaziergängen im vertraulichen Gespräche gesehen wurde.

Sein Ausgang aus dem Leben war, wie er ihn selbst gewünscht hatte. Nur eine leise Ahnung von Unwohlsein ging vor ihm her; aber Niemand war besorgt, so wenig als er selbst; kein Arzt ward gerufen, kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufstand, und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn todt in derselben Lage, die er beim Niederlegen genommen hatte, und ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß, die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaister Kinder um einen Vater, ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollem Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte: viele seltene Thiere mannichfaltiger Art, auch überseeische Loris, Papageien und deutsche Staare. Von den letzteren war schon alles verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte und von unscheinbarem Aeußern. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte, wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgeräthe fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau geworden war, stumm umhergeht und sich grämt, daß er das Alles überlebt.

Als nun der alte, unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot Niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei- oder viermal angeboten hatte, und Alles schwieg, wurde der Käfig mit dem Staare in ein Eck bei Seite gesetzt und andere Dinge ausge-

rufen. Auf einmal schallte es aus dem Eck: „Max Joseph! Vater Max!“ —

Alle Köpfe wendeten sich nach der Seite hin, woher der Ruf kam. „Wer ist's? wer ruft?“ fragten Viele, und da Einer, der dem Käfig zunächst stand, sagte: „Es ist der Staar, der weggesetzt worden ist,“ da riefen Alle wie aus einem Munde: „Den Staar, den Staar her!“

So kam der unscheinbare Vogel mit einem Male zu Ehren, weil es eben Jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er selbst im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Staar selbst aber, da Alles um ihn her so lebendig wurde, und alle Anwesenden ihn liebkosten und lobten, wurde nun auch ganz munter und rief in einem fort: „Max Joseph! Vater Max!“ nicht, wie man so zu sagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, sondern so recht aus vollem Herzen. Da wollte nun Jeder den beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich, so daß wohl nie ein Staar so theuer bezahlt worden ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben und trug ihn im Triumphe nach Hause, und die Andern beneideten ihn.

Das war denn auch eine Leichenfeier von eigenthümlicher Art und gewiß keine der schlechtesten.

Friedrich Jakobs.

---

44. Die Südgrenze Bayerns.

Schaut man von München oder einem andern hochgelegenen Orte des südlichen Bayerns gegen Mittag, so wird der Blick durch ein riesiges Gebirge begrenzt. Es sind dies die Alpen, von denen ein Theil des nördlichen Saumes zu unserm Vaterlande gehört. Stufenmäßig, immer höher und höher, steigen die Berge hintereinander empor. Erst sieht man waldige Vorberge, reich an fetten Triften und Auen, reich an häbigen Dörfern und schönen

Höfen. Ueber die Vorberge erhebt sich das Hochgebirge mit seinen schroffen Felsenwänden, seinen grünen Almen, fetten Rinderheerden, flüchtigen Gemsen und anderm Gewild. Das Hochgebirge aber wird wieder überragt von den mit ewigem Schnee bedeckten Fernern, die das Himmelsgewölbe zu tragen scheinen.

Diese himmelhohen Berge jedoch liegen schon in dem Lande Tyrol, von wo aus die Berge sich wieder allmählich gegen Italien zu hinabsenken, so daß man ihre Häupter in den Lagunen von Venedig eben so blau und eben so prächtig ragen sieht, wie auf der Sendlinger Haide bei München. — Westwärts dehnen sich die Alpen aus durch die Schweiz, einen Theil von Italien und Frankreich bis an die Küsten des mittelländischen Meeres; ostwärts durchziehen sie die österreichischen Länder und verlieren sich an den Grenzen Ungarns und am adriatischen Meer.

Würde man auf der Spitze eines der Berge stehen, die zu Bayern gehören, und den Blick nordwärts richten, so böte sich dem entzückten Auge eine fast unübersehbare Fläche dar, nur in wenigen Theilen ins Hügelige, Wellenförmige und Bergige übergehend. Am Fuße der Berge würde man einen Gürtel blauer, tiefer Seen erblicken, die Ueberreste einer ältern, größeren Wasserüberdeckung; Möser, Wälder, fruchtbare Landstrecken würden in buntem Wechsel, mit dem nördlichen Horizont verschwimmend, in langsamer Abdachung zur Donau sich niedersenken, die in einem nordwärts gekrümmten Bogen unser Vaterland von West nach Ost durchströmt.

Man nennt dies die bayrische Donauhochebene. Sie ist im Westen durch die Iller von der oberschwäbischen Hochebene, im Osten durch die Salzach und den Inn vom östreichischen Donaustufenlande abgeschlossen. Ihr Boden besteht aus mächtigem, theilweise nur schwach von Dammerde bedecktem Geröll, das einst vorweltliche Fluthen aus dem Gebirge herausgeschwemmt hatten, und ist tief durchfurcht von den Flüssen, die aus dem Gebirge stürzen und von Süd nach Nord der querliegenden Donau zueilen. Ihre größte Breite (Regensburg) beträgt über 12 Meilen; ihre Höhe wechselt zwischen 1200 und 1500 Fuß. Als besonders große Ebenen machen

sich die Memminger Ebene, das Lechfeld, die Münchener Ebene, die Mühldorfer Ebene und die Bockinger Haide am untern Inn bemerkbar.

Als tiefster Punkt Südbayerns ist der Donauspiegel bei Passau mit 868′ zu bezeichnen.

Die Alpen, so weit sie Bayern angehören, werden im Osten von der Salzach, im Westen vom Rheinthal und vom Bodensee begrenzt; den Nordfuß der Alpen kann eine gerade Linie von Laufen nach Lindau bezeichnen; im Süden schließt die Landesgrenze gegen Tyrol ab. Durch den Lech und Inn werden sie in drei Partieen getrennt, in die Algäuer Alpen westlich vom Lech; in die Salzburger Alpen östlich vom Inn und in die bayrischen Alpen zwischen Lech und Inn.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

45. Die Sandgrube.

Feldeinwärts führt ein schmaler, holperiger, wenig betretener Fahrweg. Wie tiefe Rinnen sind in dem weichen Boden die Fahrgeleise eingegraben, und zwischen ihnen zieht ein grüner, hie und da mit Gänseblümchen und Löwenzahn geschmückter Grasstreifen hin, an dessem Rande die himmelblaue Cichorie und der langgeschwänzte Wegetritt sich eingefunden hat.

Immer tiefer senkt sich der Weg und mündet endlich in den weiten Kessel einer Sandgrube. Lautes Klopfen und ein helles Rieseln und Rauschen ertönt aus derselben. Ein Mann zerschlägt mit breitem Steinhammer größere Steine zu Straßen-Material, und ein anderer wirft das Geröll, welches er aus dem Kessel herabgearbeitet hatte, mit mächtigem Schaufelschwunge durch ein Drathgitter, um den grobkörnigen Kies von dem feinen zu sondern.

Steil, an manchen Stellen fast überhängend, ragen die Wände der Sandgrube empor; sie bestehen aus übereinander geschichtetem, mit einer mergeligen Erde vermischtem Kalkgeröll, welchem Rollstücke

von Gneis, Glimmerschiefer, Quarz, Granit u. dergl. beigemengt sind. Die obersten Schichten haben eine dunklere Färbung und sind mit einer gelblichbraunen, ziemlich lockern, kalkhaltigen Thonmasse — Löß — bedeckt. Nach oben geht die Erdschichte allmählich in eine immer dunklere Farbe über, bis endlich unmittelbar unter der Pflanzendecke, die wie ein Haarschopf über den Rand der Sandgrube emporragt, die Erde dunkelbraungrau ist.

Diese oberste Erdschichte, für welche der Löß der Untergrund ist, ist die Dammerde, Modererde, Humus, aus welcher das neue Pflanzengeschlecht jedes Jahr seine Lebenskräfte saugt. Auch Ackerkrume heißt sie, weil die Ackerwerkzeuge und die Wurzeln der Getreidpflanzen in dieselbe eindringen. Da von der Güte der Ackerkrume die Güte des Bodens abhängt, so ist es eine Hauptaufgabe der Landwirthschaft, die Ackerkrume zu vertiefen und den Untergrund, je nachdem es die Verhältnisse erfordern, entweder an die Oberfläche zu bringen, oder an seiner Stelle zu lassen und nur aufzulockern.

So fest sind die Wurzeln der Pflanzendecke ineinander verflochten und verwachsen, daß an den Wänden der Sandgrube hie und da der Rasen wie ein Zipfel von einem Teppich herabhängt, bis er durch sein eigenes Gewicht zerreißt und in den Abgrund fällt.

Fast überall, wo man in unserer bayrischen Hochebene in die Tiefe gräbt, findet man dieselbe mit Kalkgerölle ausgefüllt; alle Steine sind mehr oder minder abgerundet und zeigen, daß sie große Wanderungen zu machen hatten, bis sie an die Stelle kamen, wo sie jetzt liegen.

Die hl. Schrift gibt uns hierüber Aufschluß, indem sie erzählt, daß die Sündfluth die Erde mit tiefem Wasser bedeckte. Wilde Fluthen führten ungeheure Schuttmassen aus den Alpen, und füllten das tiefliegende Land mit Gebirgsschotter aus, auf dem dann, als die Gewässer ruhiger wurden, der Löß als Schlamm sich ablagerte. — Nach und nach verlief das große Wasser; nur stellenweise, wo das Geröll die Vertiefungen nicht ausgefüllt hatte, blieb es zurück und bildete eine Reihe von Seen, die längs der nördlichen Alpenkette sich hinziehen.

Wo durch das Geröll kalkhaltiges Wasser sickerte, setzte dieses eine kalkartige Erde (Kalksinter) ab, wodurch das Geröll stellenweise zu festen Felsenmassen verkittet wurde, die man Nagelsteine, Nagelflüh nennt.

Die Geröllschichten liegen wagrecht übereinander abgelagert. Wo man sie aber aus ihrer horizontalen Lage gebracht sieht, so ist dieses später durch Erderschütterungen, durch Hebung oder Senkung der unter dem Gerölle liegenden Erdrinde geschehen. Solche Hebungen und Senkungen des Bodens finden heut zu Tage noch statt in Ländern, wo es feuerspeiende Berge gibt. Auch das Land, das wir jetzt Deutschland nennen, war damals reich an Vulkanen, die jedoch nun gänzlich erloschen sind.

In den Geröllschichten, welche vor Jahrtausenden von den Fluthen aus dem Gebirge getragen, hat der gütige Schöpfer einen reichen Segen für das nachkommende Menschengeschlecht niedergelegt; denn der Mensch holt sich aus denselben das Material zu seinen Wohnungen und zu den Straßen, welche Nah und Fern verbinden und für Gesittung, Bildung, Handel und Wandel von so großer Wichtigkeit sind.

---

46. Wanderblöcke.

Wenn man die Ebene durchwandert, welche von den Alpen bis zur Donau sich ausbreitet, so trifft man nicht selten, weit vom Gebirge entfernt, mitten im Flachlande, auf gewaltige Felsblöcke. Betrachtet man diese genau, so findet man, daß sie vollkommen scharfkantige Schneiden und Ecken haben und einer sehr harten Gesteinart angehören, aus der wohl die Centralalpen*), nicht aber unsere bayri-

*) In Beziehung auf die Steinmassen, aus denen die Alpen gebildet sind, zerfallen sie in mehrere Haupttheile. In der Mitte streichen der ganzen Länge nach die höchsten Felsenketten aus Massengesteinen, vornämlich Gneis und Glimmerschiefer, Urgestein genannt, weil es nie auf andern Felsarten aufliegt. Diese höchsten

schen Voralpen, die ein Kalkgebirge sind, bestehen. — Wie sind nun wohl diese Fremdlinge aus dem fernen Hochgebirge in die Ebene herausgekommen? — Mit der großen Masse des Gebirgsschuttes konnten sie unmöglich auf gleiche Weise fortbewegt worden sein, weil sie dadurch an den Kanten abgerollt erscheinen müßten. —

Von den Felswänden, welche über die Gletscher der höchsten Gebirge emporragen, lösen sich fortwährend größere und kleinere Felsenmassen ab und stürzen auf die Eisfelder nieder, auf denen sie in langen Reihen liegen. — In jenen Zeiten nun, als die Fluthen den Gebirgsschotter in die Ebene herausrollten, da brach auch mancher Gletscher, und die Trümmer derselben schwammen, bedeckt mit Felsblöcken und Hochgebirgsschutt, wie riesenhafte Flösse heraus in die Ebene. Allmählich thaute das Eis ab; die Eisscholle strandete, und die Felsblöcke, welche der Eisfloß auf seinem Rücken trug, fielen in die Tiefe. —

Als das große Wasser sich verlaufen hatte, traten sie zu Tage, scharfkantig und eckig, wie sie einst auf den Gletscher niedergefallen waren. Findlinge, Wanderblöcke, erratische Blöcke nennt man diese Steine. Ihre Größe wechselt von 2 — 3 Kubikfuß Inhalt bis zu 100 und darüber. Durch ihre Benützung für Straßenmaterial und Bausteine vermindert sich ihre Zahl sichtlich, und in manchen Gegenden sind sie zur Seltenheit geworden, wo sie früher in langen Reihen geordnet die Höhen krönten.

Vom Austritte der Loisach aus dem Gebirge angefangen über den Staffelsee, die Ammer und den Ammersee hin zieht sich eine lange Reihe überaus zahlreicher Wanderblöcke. Bei Polling beginnend, breiten sie sich aus über Jenhausen, Bauernbach, Zaismäring, den Hirschberg bei Weilheim, Wachtlfing, Andechs und die ganze Höhe entlang bis gegen Inning. — Ein zweiter Zug geht von Süd nach Nord über den Kesselberg und den Kochelsee, über Iffel-

---

Gebirge aus Urgestein nennt man das Centralgebirge; zu beiden Seiten desselben lehnen sich die sogenannten Kalkalpen an, die ihren Namen daher haben, daß der Kalkstein in ihnen vorherrscht.

dorf, Ostersee und Würmsee, breitet sich bei Baierberg aus und setzt über Eurasburg, Degerndorf, Münsing, Hohenrain, Aufkirchen, Wangen, Leutstetten bis in den Forstenrieder-Park hinein fort.

Im Gebiete des Inns sind zu nennen die erratischen Blöcke bei Au (einer der größten Kolosse, ein erstaunlich großer Felsblock, liegt neben der Straße gegen Miesbach), dann die Findlinge auf dem rechten und linken Ufer des Inns um Rott, Attel, Rieden, Neubeuern bis zum Chiemsee, dann um Wasserburg, Wang, Gars, und Kraiburg.

Endlich findet man auch noch zahlreiche Wanderblöcke in der Chiemseegegend und in der Gegend von Siegsdorf bis nördlich über Traunstein hinaus. — Könnte man die bayerischen Seen trockenlegen, so würde man auf dem Grunde derselben sicherlich eine Menge Wanderblöcke gelagert finden.

---

47. Wie die Steine noch heutzutage auf Wanderschaft gehen.

Es war ein friedestiller Sommerabend, als ich am kiesigen Ufer, dem Flüßchen entlang, heimwärts ging. Die Sonne war auch schon untergegangen, und das Abendroth leuchtete durch die Baumkronen, daß die Blätter wie mit rothem Golde übergossen schienen. Ringsum wundersames Schweigen; nur das Wasser rauschte laut, daß es oben im Walde wiederhallte; es hatte eine mühsame Straße zu wandern. Zahllose Steine von allen Größen, bis zu vielen Zentnern schwere Blöcke unterbrachen und beengten seinen Lauf und nöthigten es, bald hier, bald dort, mit seinen Wellen lustig über sie hinwegzuspringen, oder zwischen ihnen sich hindurchzudrängen. Die Steine auf dem Grunde des Flüßchens und an seinem Ufer waren alle glatt gerieben und mannichfach gestaltet: walzenförmig, scheibenartig, kugelrund; einige trugen abgerundete Kanten, andere Vertiefungen, fast wie Löcher; unter und zwischen den Steinen lag grauer Sand, hie und da wie von Goldsplitterchen flimmernd. „Wie mag's

doch wohl gekommen sein, daß die Steine da, die doch nicht Leben und nicht Wachsthum haben, in so verschiedenen Gestalten herumliegen?" so dachte ich und setzte mich auf einen alten Weidenstumpf. Da war mir's auf einmal, als finge ein kugelrunder Stein, der gar nicht weit von meinen Füßen lag, ganz leise zu erzählen an:

„Vor langer, langer Zeit wohnte ich hoch oben im Gebirge, ich und tausend Kameraden, die hier noch herumliegen oder schon weiter hinaus ins ebene Land gewandert sind. Dort im Gebirge bildeten wir zusammen die äußere Schichte einer Felsenwand. Legföhren, Alpenrosen, Steinbrech und andere Pflanzen wuchsen auf uns, und da dies ein gar so lieblichprächtiger Schmuck war, und deßwegen auch manches Vöglein herbeikam und lustig in die frische Bergluft hinausschmetterte, machten wir uns nicht viel daraus, daß die Pflanzen ihre Wurzeln immer tiefer in die Risse und Spalten unsers Gesteines gruben und allmählich die Klüfte erweiterten. Allein mit den Wurzeln drang auch Wasser ein; das nagte und bohrte gewaltig in uns hinab; und erst gar, als es sich im Winter in Eis zu verwandeln anfing, da wollte es sich mit dem engen Raume nicht mehr begnügen und dehnte sich so unwiderstehlich gewaltig aus, daß die Risse immer weiter auseinander klafften. „Wir fallen! Wir fallen!" riefen wir dem Wasser zu. „Ich halte euch!" gab dieses uns zur Antwort. Und wirklich, es hielt uns; mit seinem Eise kittete es uns so fest zusammen, daß wir alle Furcht verloren; ja wir wurden ganz stolz auf den Keil, der uns auseinandergerissen; denn das Eis funkelte im Sonnenstrahl wie lichtes Silber.

Allein, da kam der Frühling, und unser Silber zerrann in Wassertropfen. So ging es viele Jahre fort, und die Risse und Spalten in unserm Gestein wurden zu weiten Klüften.

Einst, als das Eis wieder aufthaute, hatten wir mit ihm den letzten Halt verloren, und mit lautem Krachen donnerten wir in's Thal hinab. Da lagen wir nun unten, zerbröckelt und zerfallen, lauter eckige Gesellen. Die Füße des Wanderers, der über uns hinwegzusteigen hatte, konnte von unsern schneidigen Kanten und Spitzen erzählen.

„Nun haben wir doch einmal Ruhe vor dem Wasser!“ meinten wir. Aber nein, da suchte es uns erst recht auf, und jeder kleine Tropfen nagte an uns und zwackte uns wenigstens ein Stäubchen ab.

Wieder einmal im Frühling war es, da tobte von allen Felsenwänden geschmolzenes Schneewasser in Wildbächen herab, ergriff uns, stieß uns in den Fluß hinab, und der riß uns mit seinen wilden Wellen auf dem Boden seines Bettes fort. Das war eine holperige Reise! Wir Steine rollten und rumpelten über einander, als ging es um die Wette; und wenn gar einmal einer seiner Ecken wegen nicht recht weiter konnte und stecken blieb, da stiegen und schoben sich die andern über ihn hinweg; manches Eck wurde da abgestoßen und manche rauhe Fläche glatt gerieben. Wir rieben und wurden gerieben, und was wir uns gegenseitig abgewetzt hatten, trieb als Flußsand lustig weiter.

Das Wasser, auf dessen Grund wir fortrollten, war bald klar, bald trüb, je nachdem es durch seine Stoßkraft die Bestandtheile der Uferwände auflockerte und schwebend als Schlamm mit forttrug.

Nun ging die Wanderschaft durch eine enge, finstre Schlucht, in deren Felsboden der wilde Gebirgsfluß sein Bett sich eingeschnitten hatte und abwechselnd in kleinen Wasserfällen niederbrauste. Da ging's uns Steinen hart; mancher zerbröckelte in lauter kleine Stückchen, oder wurde ganz zu Sand zerrieben. Mich schleuderte eine gewaltige Welle in eines der trichterförmigen Löcher, die das Wasser an den felsigen Uferwänden ausgewaschen hatte, und auf dessen Boden feiner Sand lag. „Da bist du nun in Sicherheit, liegst weich gebettet und hast Ruhe,“ meinte ich. Allein schon beim nächsten Hochwasser tanzte eine Welle toller als die andere zu mir herein und trieb mich in dem Felsenloche wie einen Kreisel herum. Der Sand mußte auch mittanzen, und in dem Trichter rieben wir wie der Stößel in einem Mörser herum.

Es war ein abscheulicher Aufenthalt das; immer tanzen und die Felsen ausreiben und sich abreiben lassen! Ich hatte wacker gearbeitet, und der Sand hatte nach Kräften mitgethan — der Felsentrichter war durch unsern Tanz weiter und tiefer geworden;

hätte das länger so fortgedauert, so wäre ich sicherlich in lauter Sand zergangen, wie mancher meiner Vorfahren, der in diesem Trichter sich zerreiben mußte, und von dem nichts übrig geblieben war, als das Häuflein Sand, auf dem ich mich bei meiner Ankunft gelagert hatte. Glücklicherweise erfaßte mich einmal eine ganz besonders starke Welle so gewaltig, daß ich aus meinem Gefängnisse in den Fluß hinabgeschleudert wurde.

Nun mußte ich mich neuerdings auf's Reisen verlegen; aber die Bildung, die ich erhalten hatte, — ich suchte unter den Rollsteinen meines Gleichen! — machte mir jetzt mein Weiterkommen leichter. So bin ich endlich bis da heraus gekommen und warte nun, bis das Hochwasser mich wieder erfaßt und mich abermals weiterwandern heißt. — Einst, als wir Steine noch oben im Gebirge als Felsenwand wohnten und ein Vöglein um ein Märchen baten, da sang es uns vor, daß mit der Zeit alle die großen Berge vom Wasser in das Thal hinabgetragen und in einem fernen, tiefen, tiefen Wasser, das man Meer nennt, begraben werden." —

Da verstummte der Stein. Gedankenvoll ging ich weiter und dachte: „Das Vögelein hat wahr gesprochen: all' diese Gebirge werden einst ausgeglichen sein und als geebnete Länder daliegen. Tiefe Furchen sieht man schon jetzt in die härtesten Felsen geschnitten; ja ganze Thäler sind von Luft- und Wasserströmen ausgeschwemmt. Luft und Wasser haben leise diese Massen allmählich verschwinden lassen. Ganz gemach werden überall kleine, kaum sichtbare Theilchen von den Felsen hinweggenommen. Hie und da, wenn man durch die Berge wandelt, hört man einen Stein herabschlagen; es klingt wie der Schall einer Axt. Das ist einer von jenen zahllosen Hammerschlägen, unter deren Gepoche die Berge zusammensinken. Aber der menschliche Geist ringt vergebens, die Zahl der Jahre zu ermessen, in denen die riesigen Berge von den zahllosen Miriaden Heeren Wassertröpfchen in zahlloseren Felsenstäubchen hinuntergetragen werden in das unergründliche, weite Meer.

48. Die Donau.

Die Donau entsteht in Baden am Ostfuße des Schwarzwaldes durch die Vereinigung der beiden starken Bäche Briegach und Brege, zu denen sich noch eine aus dem Schloßhofe von Donaueschingen kommende Quelle gesellt. Nachdem sie Baden und Württemberg durchflossen, tritt sie bei Ulm, durch die Iller verstärkt, schiffbar in Bayern ein und verläßt unser Vaterland bei Obernzell, unterhalb Passau. Von ihrem Ursprunge bis Regensburg, wo sie auf ihrem ganzen Laufe am weitesten gegen Norden vordringt, ist die Richtung ihres Laufes eine nordöstliche, von da an eine südöstliche.

Von Ulm bis oberhalb Neustadt wird das rechte Ufer der Donau von den Niederungen und Hügeln der Donauhochebene begleitet, indeß sich links die Ausläufer des schwäbischen Jura's bald bis zum Gestade vorschieben, bald gegen ein breites Flachland zurücktreten. Oberhalb Weltenburg durchbricht der Strom die südlichen Ausläufer des Frankenjura und strömt zunächst zu dem kleinern Kelheimer Becken, dann zu dem größern von Regensburg. Zu beiden Seiten der Donau steigen da 300′ bis 400′ hohe, nackte, theilweise zerklüftete, oben und unten in den Schluchten mit Hochwald bedeckte Kalksteinwände auf, so steil in den Fluß sich senkend, daß selbst zu einem Fußsteig kein Raum blieb, und eiserne Ringe in die Felsen eingelassen werden mußten, an welchen der Schiffer sein Fahrzeug stromauf fortarbeitet.

Zwischen Regensburg und Straubing beginnt die große Donauebene des Dungabodens (Donaugaubodens), ein unvergleichliches Getreideland, bevölkert von einem echten Bauernschlag in zahlreichen stattlichen Dörfern und Gehöften, ein Stammsitz gediegenen Bauernreichthums. Die weitaus größte Masse der Ebene liegt auf dem rechten Flußufer; im nördlichen Ufer wird sie von Bergen des bayerischen Waldes begrenzt, der wechselnd sich dem Donauufer nähert und von Straubing bis Passau neben der Donau streift.

Von Bayern geht der Strom durch Oesterreich, Ungarn und

die Türkei und mündet da in das schwarze Meer. Die Mündung dieses zweitgrößten Stromes von Europa — des 18größten der Erde — liegt in gerader Linie 200 Meil. von den Quellen; die völlige Stromentwickelung gibt deren 380, der Lauf durch Deutschland 132 und durch Bayern 42. — Die Zahl der erheblichen Zuflüsse der Donau beläuft sich auf 120, unter denen allein 30 schiffbare genannt werden.

(Zeichnen des Donaulaufes in Bayern und Beschreiben.)

---

49. Von München zu den Isarquellen.

Geht man von München der Isar entlang südwärts, dem Strome entgegen, so führt der Pfad bald durch anmuthige Auen, bald am Rande steiler, zerrissener Abhänge oder waldreicher Hügel, durch die das Gewässer seinen Lauf sich gebrochen hat. In den Auen und auf den ausgebreiteten Kiesbetten haben sich die herrlichsten Alpenpflanzen angesiedelt, und selbst Alpenrosen findet man am Gelände schon einige Stunden oberhalb München. Lichte Fichtenwaldungen wechseln dann mit saftigen Wiesen auf meist ausgedehnten Uferflächen. Ein großer Theil des Uferrandes der Isar aber ist wegen des abgerissenen oder von Wasserarmen und sumpfigen Auen durchzogenen Bodens unwegsam, so daß sich Dörfer und Straßen viel mehr seitab des Flusses als unmittelbar am Ufer entwickelt haben.

Am linken Ufer sehen wir Großhesellohe mit dem benachbarten Schlosse Schwaneck; weiter oben rechts Grünwald. In uralten Zeiten, als noch die Römer das Land beherrschten, verband in der Nähe eine Brücke die Straße, welche von Augusta vindelicorum (Augsburg) nach Juvavia (Salzburg) führte.

Weiter südlich liegt Schäftlarn, eines der ältesten Klöster Bayerns mit seiner heilkräftigen Quelle, und noch weiter südlich bei dem nahe liegenden Wolfrathshausen, nimmt die Isar die in der Nähe der Zugspitze entspringende Loisach auf. Wandert man

dann noch weiter stromaufwärts, so kommt man an den gewerbsamen Marktflecken Tölz und dann nach dem in einem weiten, ebenen, grünen Thalgrunde liegenden Länggries.

Mit der Annäherung gegen das Alpengebirg ist die Ebene immer welliger geworden; einzelne Höhen tauchten auf, die aber gegen das Hochgebirge wie einzelne Hügel anzusehen sind, und endlich verwandelte sich die Ebene in ein stark zertheiltes Hügel- und Bergland als Vorstufe der Alpen. Um Länggries erheben sich schon mächtige Berge, und zumal die südwestlich gelegene Benediktenwand bietet eine großartige Erscheinung. Eine kleine Stunde oberhalb Länggries, jenseits der Isar, die hier zwischen weiten Kiesfeldern durchrinnt, zeigt sich der Eingang in die Jachenau. Geht man noch weiter an der Isar fort, so hören allmählich die Bauernhöfe auf; das Thal wird immer einsamer, rauher und felsiger. Nach langem öden Wandern kommt man nach Mittenwald, einem Markt, zwischen hohe Gebirge eingeklemmt. Die Nähe der Scharnitz, des früher befestigten Passes, hat dem Flecken in Kriegszeiten immer viel zu leiden gegeben. Darum ist der Ort nicht reich, obwohl gewerbsam. — Die Mittenwalder haben sich schon lange der Geigenmacherei zugewendet und fördern jährlich viele Tausende zu Tage, die nach allen Theilen der Welt, vorzüglich nach England und Amerika, nach der Schweiz und Rußland gehen. — Mittenwald ist auch der Geburtsort des durch seine Jugendschriften bekannten Benediktiners Egidius Jais.

Oberhalb Mittenwald kommt die Isar aus Tyrol, wo sie ihre Quellen hat. Sie entspringt nämlich im Karwendelgebirg am Heisenkopf, tritt jedoch schon nach einem Lauf weniger Stunden beim Scharnitzpasse in unsern Kreis. Sie fließt in nordöstlicher Richtung, die Länge ihres Laufes beträgt 47 Meilen, das Gefälle 16″ auf 1000′.

(Zeichnen des Flusses von München bis zu seiner Quelle. Beschreiben.)

---

50. Der Märtyrertod des heiligen Emeram.

An der Strasse von München über Perlach nach Aibling liegt das Dörflein Kleinhelfendorf. Da hat vor 12 hundert Jahren der heilige Emeram den Martyrertod erlitten.

Emeram war Bischof von Aquitanien, im heutigen Frankreich. Auf einer Wanderung, die er zur Bekehrung der heidnischen Hunnen und Avaren nach Pannonien (Ungarn) unternahm, kam er nach Regensburg.

Hier hatte der Herzog der Bojoarier, Theodo I., seine Residenz. Theodo suchte Emeram zu bewegen, in Bayern zu bleiben und stellte ihm vor, wie auch unter seinem Volke noch viele Ungläubige zu bekehren seien, und wie von den Gläubigen selbst viele ein Leben führten gleich den Heiden. Einige Zeit vor Emeram hatten nämlich schon die Heiligen Eustasius und Agilus als Glaubenslehrer in Bojoarien gewirkt; aber der alte Glaube wucherte noch reichlich neben dem Christusglauben fort, und der Bojer sah in seinem Innern meist gläubiger zur Eiche Wodans, als zum Kreuz des Weltversöhners empor. Der heilige Mann, der sich bald überzeugte, dass hier seine Gegenwart nicht weniger vonnöthen sei, als bei den Avaren, liess sich bewegen, zu bleiben, und wirkte nun drei Jahre lang in der Kraft und im Segen Gottes. Mit unermüdetem Eifer durchwanderte er mit seinen Gefährten alle Gegenden des Bayerlandes. Das Volk hing mit gläubiger Liebe an ihm, und viele Heiden verliessen ihre Götzen und ihre Laster und bekannten sich aufrichtig zur Lehre des Heils.

Da griff Emeram plötzlich zum Stab und zur Pilgertasche, durchglüht von Sehnsucht, Rom zu sehen und dort die letzten Tage seines Lebens in stiller Betrachtung zu beschliessen. Er verliess Regensburg. Alles war voll Trauer über die Abreise des Heiligen.

Emeram kam auf seiner Reise nach Helphindorf, einem Dorfe oberhalb der Gegend, wo jetzt München steht.

Da wurde er eines Morgens, als er eben mit seinen Begleitern die Psalmen sang, von Lantpert, dem Sohne des Herzogs Theodo, und mehreren Bewaffneten überfallen, und unter schändlichen Lästerungen und Vorwürfen auf die schrecklichste Weise gemartert. Unterdessen betete der Heilige für seine Peiniger. Das empörte die Wutherfüllten noch mehr. Sie rissen dem heiligen Martyrer die Zunge aus und eilten dann von dem grässlich verstümmelten Leichnam davon.

Die furchtsamen Begleiter des Heiligen, die bei Lantperts Ankunft die Flucht ergriffen hatten, kamen nun aus ihren Verstecken hervor. Sie legten den verstümmelten Leib auf einen Wagen und fuhren gen Aschheim hin. Eine Menge Leute, zumal Frauen, begleiteten voll innigsten Mitleidens den Wagen. Unterwegs gab der Diener Gottes am 22. Sept. 652 seinen Geist auf. Der Leichnam wurde in feierlichem Zuge nach Aschheim gebracht und in der Kirche des heiligen Apostel Petrus zur Erde bestattet.

Der Leichnam des heiligen Blutzeugen sollte indessen nicht in Aschheim bleiben. Unter grosser Feierlichkeit wurde er nach Regensburg gebracht und in dem St. Georgi Kirchlein, damals noch ausserhalb der Stadtmauer, beigesetzt. Hundert Jahre nachher wurden die Gebeine des Heiligen in ein prachtvolles Grabmal übergetragen, das die bayrischen Herzoge mit Gold und Edelsteinen zierten, und über dem sich allmählich das reiche Stift St. Emeram erhob.

---

51. Am heiligen Frohnleichnamsfeste.

Himmels-Au,
Licht und blau,
Wie viel zählst du Sternlein?
Ohne Zahl!
So vielmal
Sei gelobt das Sakrament!

Gotteswelt,
Wohl bestellt,
Wie viel zählst du Stäublein?
Ohne Zahl!
So vielmal
Sei gelobt das Sakrament!

Dunkler Wald,
Grün gestalt't,
Wie viel zählst du Zweiglein?
Ohne Zahl!
So vielmal
Sei gelobt das Sakrament!

Tiefes Meer,
Weit umher,
Wie viel zählst du Tröpflein?
Ohne Zahl!
So vielmal
Sei gelobt das Sakrament!

Sonnenschein,
Klar und rein
Wie viel zählst du Fünklein?
Ohne Zahl!
So vielmal
Sei gelobt das Sakrament!

Ewigkeit,
Lange Zeit,
Wie viel zählst du Stündlein?
Ohne Zahl!
So vielmal
Sei gelobt das Sakrament!

Knaben Wunderhorn.

52. Das Erwachen der Insektenwelt im Gebirge.

Während den Winter über die kleine Welt der Insekten grösstentheils verschwunden ist, ruft der erste milde Wind des Frühlings wie mit einem Zauberschlage einen Theil der schlummernden Insektenwelt, die theils in vollkommener, theils in unvollkommener Verwandlung überwintert hat, in's Leben; der folgende vermehrt, der dritte verdoppelt, vervierfacht sie, und im Laufe einer Frühlingswoche treten Myriaden von Insekten an's Licht. Jedes Revier scheint ihnen gerecht zu sein. Wanzenarten laufen auf dem Pfuhle, tauchen in Pfützen, rennen mit ihren schönen, bunten Flügeldecken zwischen den Steinen; Blattläuse und Blattflöhe überziehen zu Tausenden Gräser und Blätter; die Wiesengründe wimmeln von hüpfenden Kleinzirpen und muntern Heuschrecken. In ihren Trichtergruben lauern die röthlichgrauen Ameisenlöwen, das vorübereilende Insekt mit ihren Sandstrahlen zu überschütten; Schaumcikaden schwanken am Halme; Halden und Weiden tönen vom schrillen Flügelschlage der Grillen und Heimchen. Tausende von Fliegen-, Mücken- und Bremsenarten schwirren durch die Luft und tanzen über Blüthen und Büschen. An den Bächen saust mit schwerem, wildem Fluge die grossaugige Wasserjungfer einher, während die leichteren, schwarzblauen Libellen eine blühende Wasserpflanze umschweben. Aus Erdlöchern, Steinsaaten, Bretterwänden der Hütten und Ställe, aus den modernden Baumstrünken oder der schorfigen Rinde tauchen ganze Heerden Bienen und Wespen aller Art hervor, und führen unter einander einen erbitterten und mörderischen Krieg, in dem sich besonders die Grab- und die Schlupfwespen hervorthun; Felsen-, Wald-, Moos- und Steinhummeln durchstreifen Wald und Berg nach jungem Blumenhonig; Holz-, Schlupf-, Grab-, Gall-, Blatt- u. Sandwespen, schwere Hornisse eilen emsig mit gefürchtetem Stachel auf Beute aus; Wald- und Bergameisen bauen, schleppen, rennen in ununterbrochener

Geschäftigkeit auf einsamen Wegen oder volkreichen Heerstrassen; unzählige Käferarten kriechen an den Bäumen, auf der Erde, in den Büschen und Steinfeldern, sammeln sich in Aas, schwimmen in Pfützen, Mooren und Bächen, schwirren schwerfällig durch die Luft. Die freundlichsten Insekten aber, die lieblichen, bunten Schmetterlinge, gaukeln, selbst schwebende Blumen, von Kelch zu Kelch, wiegen sich über Seen und Auen, tummeln sich an Felsen und Bäumen und beleben noch den dämmernden Abend. Die herrlichen Farben der Falter und ihr sorglos freudiges Schwärmen und Geniessen macht sie zu wahren Perlen der Thierwelt, und eine Menge von Schmetterlingen, wie den Schwalbenschwanz und seinen Vetter, den blässeren Segelfalter, den Admiral und Aurorafalter, die Füchse und Perlmutterfalter, Bären, Trauermantel und Apollo, den unvergleichlichen Schillerfalter, den pfeifenden, honigraubenden Todtenkopf, das Pfauenauge, den Gabelschwanz, Blaukopf, das Ordensband und den Ligusterschwärmer kennt und liebt Jedermann.

Tschudi.

---

53. Schmetterlingslied.

In den Lüften, so lau,
Unterm Himmel, so blau,
Ueber blühender Au
Mich zu schaukeln:
Welche Wonne für mich!
O wie glücklich bin ich,
Dass ich, Lilie, dich
Kann umgaukeln!

Kroch einst schläfrig und matt,
Nagte Rinde und Blatt,
Und doch nimmer ward satt
Ich als Raupe;

Und ich schlummerte drauf —
Doch bald wachte ich auf,
Flog zur Sonne hinauf
Aus dem Staube.

Und verwandelt, befreit
Von dem irdischen Kleid,
Ohne Sorge und Leid
Leb' ich fröhlich,
Esse Duft, trinke Thau —
Ueber blühender Au',
Unterm Himmel, so blau,
Schweb' ich selig!

Enslin.

---

54. Die gemeinen Wespen.

Die Wespen sind eine wilde Völkerschaft, die nur von Raub und Mord lebt. In unsern Obstgärten benagen und zerstören sie die süßesten Früchte; ohne Scheu kommen sie in Zuckerbäckerläden und Zimmer, wo es Süßigkeiten gibt, und holen ihre Beute; sie setzen sich auf den Rand des Weinglases, das man an den Mund führen will, und nippen keck ihren Theil, und will man sie vertreiben, so werden sie zum Angreifer und verwunden empfindlich mit ihren scharfen Stacheln. In den Fleischbänken essen sie sich zuerst satt, dann beißen sie ein Stück ab, oft halb so groß als sie selbst sind, und tragen es in ihre Nester, wobei sie manchmal auf der Erde ausruhen müssen. Am schlimmsten aber spielen sie den guten Bienen mit; gegen dieselben sind sie wahrhaft reißende Thiere. Sie lauern um die Bienenstöcke, packen die heimkehrenden Bienchen an, tragen sie auf die Erde, tödten sie und fliegen mit dem abgebissenen Hinterleibe davon, um die mit Honig gefüllten Eingeweide aufzuzehren. — Die Wespen sind von den Bienen leicht zu unterscheiden; ihr Hinterleib ist mehr oder weniger zugespitzt und hängt mit dem Halse durch einen langen Faden zusammen, während

der der Bienen dicht an jenen stößt. Sie sind unbehaart und ihre Hinterfüße nicht zum Eintragen von Blüthenstaub eingerichtet. Ihre Oberflügel sind der Länge nach gefaltet, wodurch diese nur halb so breit erscheinen, als sie wirklich sind. Braun ist die gewöhnliche Farbe der Bienen, das Schwarze mit gelben Flecken und Streifen aber die Farbe der Wespen.

Obwohl die Wespen kriegerische Thierchen sind, so bilden sie doch einen wohlgeordneten Staat, lieben ihre Jungen und scheuen für sie keine Sorge und Arbeit. Ihre Wohnungen, ihr Kunstgeschick und ihre Lebensweise verdienen unsere volle Bewunderung. —

In einem Staate leben dreierlei Wespen: Weibchen (Königinnen), Arbeiter und Männchen (Drohnen). Diese Drohnen sind jedoch keine Müßiggänger wie bei den Bienen, sondern haben das wichtige Geschäft, die Straßen und Wohnungen zu reinigen und alles Todte

1

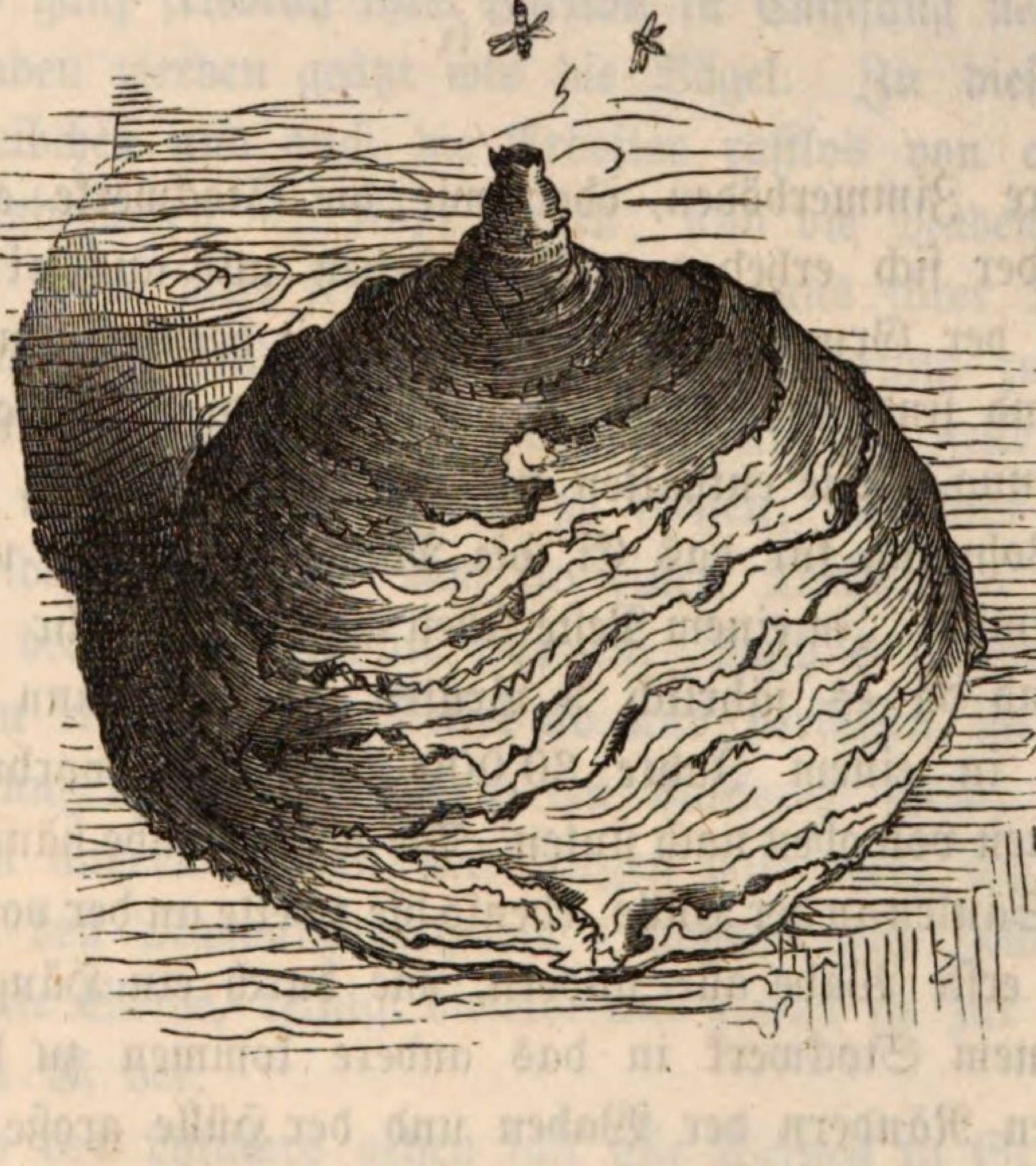


2

1. Horniß. 2. Wespe.

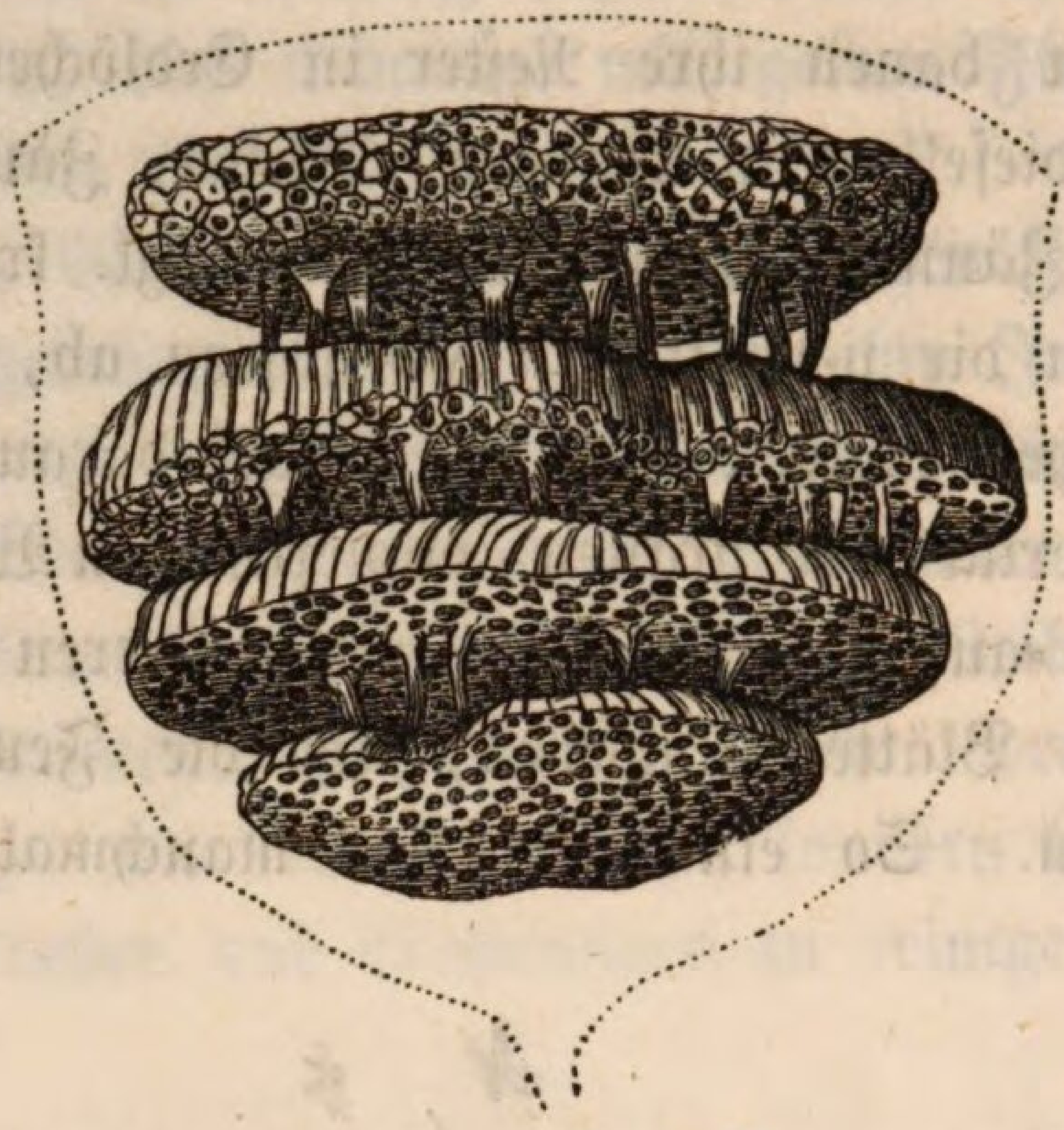
und allen Unrath aus denselben zu entfernen. — Weibchen gibt es zweierlei, größere und kleinere. Aus den Eiern der großen Weibchen kommen alle drei Arten Wespen, aus denen der kleinen entstehen nur Männchen.

Die Wespen bauen ihre Nester in Erdlöcher, hohle Bäume, oder sie hängen dieselben an Mauern, Dächer, Zäune u. dergl. Von Bretterwänden, Zäunen, Fensterstöcken u. dgl. kratzen die Wespen mit ihren Kiefern die verwitterten Holzfasern ab, benetzen dieselben mit ihrem Speichel, machen eine Art Kugel daraus und verfertigen aus diesem Material ihre grauen, papierartigen Waben, die manche Wespenarten von außen auch noch mit mehreren Lagen lose übereinanderliegender Blätter umgeben, um die Feuchtigkeit von den Zellen abzuhalten. So ein Nest, das manchmal einen Schuh im



Durchmesser hat und mit seiner lappigen Hülle an einen Kohlkopf mahnt, hat in seiner Decke zwei Oeffnungen, wovon die eine zum Eingang, die andere zum Ausgang dient. Durch diese kluge Ein=

richtung hindern sich die Wespen nie in ihrem Verkehr und in ihren Beschäftigungen. Inwendig besteht das Nest aus 10—15 Waben, welche nicht, wie bei den Bienen, senkrecht stehen, sondern eben liegen,



wie mehrere Zimmerböden, oder wie die Stockwerke eines Hauses über einander sich erheben. Sie bestehen nur aus einer Schichte Zellen, mit der Grundfläche nach oben, mit der Oeffnung nach unten gerichtet, und sind aus derselben papierartigen Masse gemacht, wie die Umhüllung. Sie enthalten nie Honig und Wachs, sondern sind nur zur Wohnung für das Ei, die Made, die Puppe und die junge Wespe bestimmt. In einem Neste leben manchmal mehr als 10,000 Wespen, und da es jährlich 3 Bruten gibt, so kann ein einziges Wespennest in einem Jahre 30,000 Wespen hervorbringen. Die Wespen bauen von oben nach unten. Die obere Wabe hängt durch mehrere dünne Säulen an der Hülle, ebenso die zweite an der vorigen u. s. w., so daß die erste Wabe alle andern, wie durch ein Hängwerk, trägt. Um von einem Stockwerk in das andere kommen zu können, sind zwischen den Rändern der Waben und der Hülle große Oeffnungen.

Der Grund zu einem solchen Neste wird im Frühjahre von einem einzigen, großen Weibchen gelegt, das ohne alle andere Beihilfe seine papierene Residenzstadt anfangen und Zellen bauen muß.

In diese legt es Eier von Arbeitern und füttert die ausgeschlüpften Maden mit mütterlicher Sorgfalt. Sobald aus diesen Zellen die Arbeiter hervorgegangen sind, so hat das Weibchen an ihnen tüchtige Gehilfen, welche emsig bauen, die verlassenen Zellen reinigen und die Maden auf das sorgfältigste füttern. Die Männchen und Weibchen, deren es in einem großen Stocke einige Hunderte gibt, kommen erst in den letzten Tagen des Augusts zum Vorschein.

Die Arbeiter sind es vorzüglich, welche bauen und Nahrung eintragen für die Männchen, die Weibchen und ihre Jungen. Während ein Theil Baumaterialien herbeischafft, gehen die andern auf die Jagd aus und bringen Saft von süßen Früchten, Fleischstückchen aus den Metzgerläden, Insekten oder nur deren Hinterleib nach Hause. Diese Speisen vertheilen sie dann an die Männchen, Weibchen und die zimmernden Arbeiter, welche alle sich sogleich um sie versammeln und ganz friedlich ihre Portion in Empfang nehmen.

Die Maden werden geätzt wie die Vögel. Zu diesem Zwecke gehen die Weibchen und auch die Arbeiter rastlos von einer Zelle zur andern und stecken den Kopf hinein; sind die Maden fast ausgewachsen, so heben diese selbst das Köpfchen aus ihrer Wiege, um einen Tropfen Saft und später selbst feste Nahrung zu erhalten. Dabei werden sie groß und stark, daß sie bald die Zelle fast ausfüllen. Von nun an hören sie auf zu fressen; aus ihrer Unterlippe quillt ein Seidenfaden, aus dem sie einen Deckel vor die Zelle spinnen, und verwandeln sich in Puppen. Nach 8 Tagen schlüpfen sie aus, nagen ringsum den Deckel ab und verlassen ihr Kämmerlein. Die jungen Wespen haben ein bläßeres Gelb, lassen sich gleich von den andern füttern und fliegen bald aus, um Beute zu holen und sie den Maden zuzutheilen. Sobald eine Zelle leer ist, kommt eine alte Wespe, reinigt dieselbe und richtet sie zur Aufnahme für ein neues Ei her.

Während des Winters gehen fast alle Wespen zu Grunde; nur einige wenige große Weibchen überleben die kalte Jahreszeit und werden im Frühjahr die Begründer von neuen Staaten, indem ein Nest nie länger als ein Jahr gebraucht wird. Bevor jedoch die

Arbeiter umkommen, reißen sie, sobald die ersten Oktoberfröste eintreten, die Maden aus ihren Zellen, bringen dieselben um und ersparen ihnen so den langsamen, qualvollen Tod, den ihnen Hunger und Kälte zuziehen würde.

Die größte Wespenart sind die Hornisse, welche in hohle Bäume nisten und gefährlich stechen können.

---

55. Von München zur Mündung der Isar in die Donau.

Stromabwärts von München bieten die Auen nicht selten das Bild eines Urwaldes. Unter den selbst nicht sehr räumlich stehenden Bäumen, die oft von gewaltigem Umfange sind, sprießt dichtes, blüthenreiches Unterholz auf, Blutweiden, rother Hartriegel, Wasserholder, Liguster, Kreuzdorn, Wegdorn u. s. w. — Zierliche Waldreben ranken sich von Strauch zu Strauch und machen das Dickicht oft undurchdringlich. Den genügsamen Nadelhölzern ist es hier zu üppig; nur hie und da findet sich eine Föhre oder eine Fichte ein.

Hat man sich durch das Buschwerk durchgearbeitet, so trifft man schilfumkränzte Altwasser voll Seerosen, gelbblühender Iris, Teichbinsen und andere Wasserpflanzen, oder man kommt an freundliche, waldumsäumte Wiesengründe mit kurzem, aber saftigem Graswuchs und seltenen schönen Blumen geziert; denn mancher Alpenflüchtling hat sich hier niedergelassen.

Die anmuthigen Auen um München herum sind jedoch erst durch die Kunst geschaffen worden. Der englische Garten war noch vor hundert Jahren ein versumpfter Wald, und die lieblichen Anlagen am rechten Ufer der Isar zwischen München und Neuberghausen sind noch vor gar nicht langer Zeit öde, zerrissene Abhänge gewesen. Kurfürst Karl Theodor ließ den herrlichen Park aus dem versumpften Walde erstehen, und König Maximilian II. schuf die wilden Abgründe in ein anmuthiges Hügelland um, mit lieblichem Wald, breiten Kieswegen und sprudelnden Quellen. — Gesegnet sei das Andenken der edlen Fürsten, die zur Erfreuung und zum Wohle ihrer Unterthanen so Herrliches ins Leben gerufen!

Eine Stunde unterhalb München liegt Föhring, dessen Zerstörung die Gründung der „Stadt" München veranlaßte.

Während von München isaraufwärts die Häuser großentheils im Gebirgsstyl erbaut sind, trifft man abwärts des Flusses nur mehr das strohgedeckte, hochgiebelige Haus der eigentlichen Hochfläche und ihrer Hügel.

Die Ufer der Isar sind nun auf einer sehr langen Strecke wenig bewohnt. Erst von Freising an beleben die Nähe des linken Ufers mehrere Dörfer. Am rechten Ufer entlang zieht sich aber bis Moosburg das Erdinger Moos.

Freising, eine der bedeutendsten oberbayrischen Städte, scheint, wie das benachbarte ehemalige Kloster Weihenstephan, schon in der Zeit der Herrschaft der Römer bevölkert gewesen zu sein. Der Frankenkönig Pipin soll hier öfters geweilt und die nahen Jagdschlösser Pipinsried und Pipinhusir, jetzt Wippenhausen, erbaut haben; auch erzählt die Chronik Weihenstephans von der Geburt und den Kinderjahren seines Sohnes, Karls des Großen, in der Reismühle bei Gauting. — Im Dom zu Freising ruhen die Gebeine des heiligen Corbinian, der i. J. 724 als Glaubenslehrer zu den heidnischen Bayern kam und das Kloster Weihenstephan gegründet hat. Halbwegs zwischen Freising und Weihenstephan steht die gewaltige Corbinianslinde, deren Stamm neun Mann kaum umfassen. Der Heilige selbst soll mit eigener Hand den Baum gepflanzt haben.

Oberhalb Moosburg nimmt die Isar links die Amper, unterhalb rechts die Sempt auf. Eine Stunde unterhalb Moosburg liegt Isareck. Auf dem heutzutage noch sogenannten Streitfelde zwischen Isareck und Gammelsdorf errang i. J. 1313 Herzog Ludwig von Oberbayern einen vollständigen Sieg über Friedrich den Schönen von Oestreich und entschied so den Streit über die Führung der Vormundschaft über die jungen Herzoge von Niederbayern.

Isarabwärts liegen: Landshut, einst die Hauptstadt der Herzoge zu Niederbayern, mit dem Schlosse Trausnitz und der Martinskirche, deren Thurm 456′ hoch ist. Die Bürger Landshuts

erhielten für ihre Tapferkeit in der Schlacht bei Isareck von Ludwig dem Bayer drei Ritterhelme als Stadtwappen.

Dingolfing, wo Herzog Tassilo II. i. J. 772 einen Landtag hielt; Landau und Plattling. Der Stadt Deggendorf gegenüber ergießt sich die Isar in die Donau.

(Zeichnen des Flusses von München zu seiner Mündung u. Beschreiben.)

---

56. Turnier zu Landshut.

Zu Landshut in dem Schlosse schallt
Der Hochzeit Jubel laut,
Des Polenkönigs Tochter ward
Dem Herzog angetraut.

Da fanden sich von nah und fern
Der tapfern Ritter viel,
Auf Rossen hoch und blank in Stahl
Zum edlen Waffenspiel.

Vor allen war ein Ritter stark
Vom Polenlande her,
Der führt den Degen so behend
Und schwang so leicht den Speer.

Durch einen Herold macht er kund:
Wer ihn besiegen wollt',
Der möge tausend Gulden baar
Empfah'n, des Sieges Sold.

Doch keinen von den Herren all
Gelüstet nach dem Gold, —
Da springt erzürnt ein Herzog auf,
Herr Christoph war der Held.

Und mächtig schwingt er seinen Speer
Zum Kampf mit starker Hand,
Ein Stoß — es lag der Polenheld
Getroffen in dem Sand.

Da bliesen die Trompeten hell
Zu Herzog Christophs Ehr;
Es war kein Held im Bayerland
So ritterlich als er.

Schöppner.

---

57. Die Nebenflüsse der Isar und das Land bis zum Lech und zur Donau.

Aus dem Hochgebirge empfängt die Isar ihre bedeutendsten Nebenflüsse, die Loisach und die Amper. Erstere mündet bei Wolfrathshausen, letztere, nachdem sie bei Dachau den Abfluß des Starnbergersees, die Würm, aufgenommen hat, bei Isareck in die Isar. Desgleichen steht eine Gruppe Alpenseen mit der Isar in Verbindung, wenn auch nicht immer durch sichtbare Abflüsse. So der hochgelegene, von Felsen und Waldbergen umringte Eibsee, unfern der Loisach, und der Walchensee, welcher durch die Jachen mit der Isar zusammenhängt, einsame, bald spiegelglatte, bald vom plötzlichen Sturm weißschäumig gepeitschte Wasserflächen mit wundervollem Farbenspiel ihrer klaren, kalten Fluth.

In's Isargebiet gehören ferner der von der Loisach durchflossene Kochelsee, der inselreiche Staffelsee, der Würm- und Ammersee. Hunderte von kleineren Seen und bald halb, bald ganz vertrockneten Weihern oder versumpften Seekesseln jeglicher Größe umringen diese größern Gewässer.

Obgleich der Würm- (Starnberger-) See 5 1/3 Stunden lang und 1 1/3 Stunden breit ist und bei einer Tiefe von 140 Klaftern der Schifffahrt die schönste und gefahrloseste Bahn bietet, so ist er doch fast nur von Fahrzeugen zu Lustfahrten und örtlichem Perso-

nenverkehr belebt, der Frachtverkehr dagegen höchst unbedeutend und nur in Holz und Stein einigermaßen bemerkbar; denn es fehlt der Wasserkanal, auf welchem die Güter weiter befördert werden könnten, und so lagerte sich denn auch keine Stadt an den reizenden Ufern dieses Gewässers, sondern nur wenige Dörfer, und erst in neuerer Zeit haben sich seine stillen Ufer mehr und mehr mit Landhäusern belebt. An seinem Abfluße liegt im lieblichen Mühlthale die Reismühle, welche die Sage zur Geburtsstätte Karls des Großen macht. —

Der Ammersee, von der Ammer (unterhalb des Sees „Amper") durchströmt, ist 4 1/2 Stunden lang, 1 1/2 Stunden breit und steigt hinab bis zu einer Tiefe von 260 Fuß. Auch sein stattlicher Wasserspiegel ist still und unbelebt, und die kiellosen, aus Tannenholz gearbeiteten Kähne oder gar noch der aus einem gehöhlten Baumstamme gehauene „Einbaum" erinnern an die ursprünglichsten Zustände der Schifffahrt. Am rechten Ufer des Ammersees prangt hoch auf dem Berge Andechs, einst der Sitz mächtiger Grafen, dann ein an Wundern reiches Kloster.

Im Flußgebiet der Ammer und Loisach liegen die uralten, schon zur Zeit der Agilolfinger gestifteten Klöster Wessobrunn, Dießen, Polling, Benediktbeuern, Schleedorf und Kochel, das von den Welfen gegründete Kloster Rottenbuch, Ettal, von Ludwig dem Bayer, und Fürstenfeld, von Ludwig dem Strengen gestiftet. Rieden, am nordöstlichen Ufer des Staffelsees, ist der Geburtsort Utzschneiders, eines der edelsten und uneigennützigsten Männer, der mit Frauenhofer und Reichenbach um das Vaterland sich unsterbliche Verdienste erworben hat. — Den Mittelpunkt der zahlreichen Dörfer bildet Weilheim, die einzige Stadt in weitem Umkreise.

Von den Nebenflüssen, welche der Isar rechts zufließen, ist nur die Riß und die Sempt zu nennen. An letzterer liegt das Städtchen Erding.

Nördlich des Amper- und Würmsees, zwischen die Vorhügel der Berge und die Vorhügel der Donau gelagert, breitet sich das

weitausgedehnte Dachauer- u. Haspelmoos aus, aus welchem auf inselgleichen Erhöhungen des vertorften, alten Seebodens nur sparsam gesäete Dörfer aufsteigen. Nordwärts dieser Möser beginnt das Hügelland des Paar-, Glon- und Ilmgebiets mit zahlreichen Dörfern und Weilern, in deren Mitte die Städte Friedberg, Aichach, Pfaffenhofen, Schrobenhausen als Hauptorte bäuerlichen Verkehres liegen.

In der Nähe von Pfaffenhofen ist die Benediktiner-Abtei Scheyern, die Stammburg unsers Regentenhauses bis auf Pfalzgraf Otto III., der i. J. 1113 die Burg in ein Kloster verwandelte und seinen Sitz nach seinem Schloße Wittelsbach, unweit der Paar, verlegte. —



Stammschloß Wittelsbach.

Als Pfalzgraf Otto VIII. wegen Ermordung des deutschen Königs Philipp der Reichsacht verfallen war, wurde 1209 die Burg mit Ausnahme der Kapelle und des Thurmes geschleift. Die Gräben, und theilweise die Grundmauern liegen den Besuchern noch vor Augen, sowie am Kirchthurm noch deutliche Spuren der abgerissenen Burg zu sehen sind. Gegenwärtig steht auf dem großen Platz die zur Kirche vergrößerte Burgkapelle mit einem großen Sattelthurm, und ein einfaches Denkmal in altdeutschem Style, das die Aufschrift trägt:

Seinem tausendjährigen Regentenstamm das treue Bayern.

Zwischen der Donau und dem linken Ufer der untern Isar fließt mit dieser parallel die Abens, die große und die kleine Laber zur Donau. An der Abens liegt die freundliche Stadt Abensberg, die Stammburg eines mächtigen Grafengeschlechtes. Der Letzte desselben, Niklas, wurde von Herzog Christoph, welchen er 14 Jahre vorher als wehrlosen Mann im Bade gefangen genommen hatte, auf der Fecht bei Freising 1485 überfallen und von Seiz Frauenberger mit dem Speere getödtet. — Abensberg ist auch der Geburtsort des Johannes Turmaier, eines Gastwirths Sohn — 1477 —, der unter dem Namen Aventinus unter den Geschichtsschreibern Bayerns die höchste Stufe des Ruhmes erstiegen und als Gelehrter und Staatsmann von seinen Zeitgenossen hoch verehrt wurde.

Bei Abensberg und dem östlich an der großen Laber gelegenen Eggmühl erfocht Napoleon im April 1809 mit Hilfe der Bayern und Würtemberger blutige und entscheidende Siege über die Oesterreicher. — In Folge der obwaltenden ewig beklagenswerthen Zeitverhältnisse war es damals dahin gekommen, daß Deutsche gegen Deutsche fochten, und so die Herrschaft des französischen Unterdrückers und die Macht des deutschen Erbfeindes noch mehr vergrößerten nnd kräftigten. —

(Zeichnen und Beschreiben!)

58. Sage von der Geburt Karls des Großen auf der Reismühle.

Pipin wohnte eine Zeit lang auf der Burg zu Weihenstephan bei Freising. Nun gedachte er, sich zu vermählen, und schickte seinen Hofmeister, einen bösen Ritter, die Braut abzuholen. Da wurde der und sein ruchloses Weib mit einander eins, die fremde Prinzessin zu tödten, und statt derselben ihre eigene Tochter unterzuschieben, die jener sehr ähnlich sah. Der Hofmeister führte die fremde Königstochter von ihres Vaters Hof im prächtigen Zuge fort. Der Abschied war unendlich traurig, als hätte die Aermste geahnt, welch' Unglück ihrer warte.

Nach dem letzten Nachtlager vor Weihenstephan nahm der Hofmeister einen starken Umweg in die tiefe Wildniß zwischen dem Würm- und Ammersee. Dort harrte seiner verborgen Weib und Tochter. Er nahm bei der Nacht der Prinzessin königliche Gewänder und ihren Fingerring, legte ihr dafür seiner Tochter Anzug vor ihr Lager und befahl zweien seiner treuesten Knechte, wenn er in aller Stille abgezogen sei, die Königstochter ungestüm aufzuwecken, mit dem Begehren, sie sollte ihnen ohne Widerrede folgen. Das that sie, obgleich mit großem Schrecken. Ihr Hündlein folgte ihr. Auch vergaß sie nicht ihr Werkzeug und Gold und Seide, denn sie konnte gar herrlich wirken.

Als sie nun im finstersten Dickicht waren, sagten ihr die Knechte, sie hätten geschworen, sie zu tödten. Gerührt aber von so viel Jugend und Schönheit, erbarmten sie sich ihrer, und brachten als Wahrzeichen, daß sie gethan, wie ihnen befohlen, dem Hofmeister ihr blutiges Oberkleid und ihres Hündleins Zunge. Der war dessen froh, und die Hochzeit seiner Tochter mit Pipin wurde vollzogen.

Die arme Königstochter in der Wildniß aber fand nach manchen schweren Leiden Aufnahme in der Reismühle, bei dem alten Heidenorte Gauting, und wurde des Müllers Magd. Sie machte wunderschönes Kunstwerk in Gold und Seide, das trug der Müller

auf ihr Bitten gen Augsburg und verkaufte es dort fränkischen Handelsleuten.

So schwanden Jahre und Tage dahin. Da verirrte sich einst Pipin, als er in der Gegend des Würmsees jagte, in dem weiten Walde, kam in die Reismühle, fand da die edle Bertha und erkannte sie an dem Brautringe, den er ihr durch den verrätherischen Hofmeister gesendet hatte. Da war zwischen ihnen viel Frage und Antwort, obgleich die Jungfrau ihr Geschick lange nicht offenbaren wollte wegen des schweren Eides, den sie den Knechten geschworen. Pipin verstieß nun die falsche Bertha und nahm die wahre zur Frau; der verrätherische Hofmeister aber und dessen Weib wurden zum Tode verdammt.

Wie Pipin heimkam aus dem langen Feldzug wider die Sachsen, eilte er auf die Reismühle im Würmthale, um von dort seine Gemahlin nach Frankreich zu holen. Da trat ihm der Müller entgegen und reichte ihm einen Pfeil zum Wahrzeichen, in der Mühle sei ihm ein Sohn geboren worden. Das war Karl der Große, dessen Ruf durch alle Welt ging.

Nach Hormayr.

---

59. Kaiser Ludwigs Tod bei Fürstenfeld.

Zu Fürstenfeld im Bayerland
Das Hüfthorn froh erschallt,
Es weilet Kaiser Ludwig dort —
Im grünen Tannenwald.

Hallo! hallo! ein wilder Bär
Trabt über jenen Plan,
Der edle Held verfolget ihn
Auf seiner Fährte Bahn.

Der Rüden Meute jagt und bellt,
Es stürmt der Reiter Tross
Zu froher Jagdlust jubelnd nach
Dem Kaiser hoch zu Ross.

Wie plötzlich aber ist die Lust
In Trauer umgestimmt,
Es jammert eines Hornes Schall,
Den weithin man vernimmt.

Der Bayer-Kaiser stürzt vom Ross,
Ihn hat der Tod erjagt,
Den Sterbenden umsteht Gefolg,
Das weinend um ihn klagt.

„Was ich gefehlt, vergib, o Herr!
Bin ich von Schuld nicht rein,
War treu mein Glaube, treu das Herz,
Nimm auf die Seele mein!"

So endigte des jähen Tods
Ludwig elendiglich,
Die Kaiserwiese heisst der Ort,
Wo er so schnell verblich.

Sein Prunkbett war ein Wiesenfleck,
Das Laub sein Baldachin,
Der Krone Gold ein Sonnenstrahl,
Der ihm das Haupt beschien.

Sein Leichenstein wird in dem Dom
Zur lieben Frau geschaut,
Den Herzog Sigismundis hat
Zu München auferbaut.

Pocci.

---

60. Sagenhaftes von dem uralten Dorfe Schöngeising.

Die alten Römer haben auf der grossen Strasse, welche sie von Salzburg nach Augsburg geführt, an der Ammer eine

Station angelegt, welche sie „Ad Ambras“ nannten. Dieser Ort war aber nicht bloss ein fester Platz, sondern auch eine Stadt, wovon noch heutzutag Spuren im Dorfe Schöngeising vorhanden. Man hat im Dorfe selbst und ganz in der Nähe desselben schon viele Grundmauern ausgegraben, auch bei Alterthumsforschungen, Aufführung von Gebäuden und Umrodung des Bodens schönes Pflaster gefunden. Noch steht zu Schöngeising eine Mauer, etwa zweihundert Schuh lang und acht Schuh hoch, die vormals zwei Bauernhöfe und ein Schloss umfangen. Letzteres ist erst vor sechsunddreissig Jahren abgebrochen und aus seinen Steinen der gegenwärtige Pfarrhof gebaut worden. Auch soll durch den Anger bei dem Dorfe eine fortlaufende Grundmauer ziehen, welcher man überall bei Aufgrabungen begegne.

Vor dem Platze, auf welchem die Kirche steht, soll ein römisches Bad gestanden sein, und durch zwei von der Ammer abfliessende Kanäle das Wasser erhalten haben. In der Nähe der Kirche fand man früher altes Geschirre, Laternen, Glasstücke und dergleichen. Den Namen des Ortes leitet der Bauer von den Geissen her, welche die Römer in dieser Stadt gehalten hätten. Auch soll der Ort einmal den Namen Sonnendorf geführt haben. Dies scheint eine Verwechslung mit dem Namen Sonderburg, welches ganz in der Nähe lag. Die Hunnen sollen Schöngeising verwüstet haben, obschon sie in der Nähe eine bedeutende Niederlage erlitten hätten, namentlich im Geisinger Forste, wo man es die „Brünste“ heisst. Auf diesem Platze werden sehr viele kleine Hufeisen, angeblich von Maulthieren, gefunden. Nachdem sich der Ort von der Verwüstung erholt hatte, und schönere Häuser als zuvor gebaut worden, hat man ihm den Namen Schöngeising gegeben.

Um das Dorf herum standen ehedem fünf Säulen, von denen nur mehr zwei übrig sind. Diese Säulen sollen gerade da stehen, wo die Thore der Stadt waren, die nur eine mittelmässige Grösse gehabt haben kann.

Die ältern Bewohner von Schöngeising halten viel auf den

wichtigen Ursprung ihres Dorfes, und erzählen mit einem gewissen Stolze ihren Kindern, dass Schöngeising eine Stadt der Römer gewesen sei, wie sie denn auch noch etliche Römermünzen als Belege vorzeigen können.

Schöppner's Sagenbuch.

61. Bildung der Torfmoore.

Ebenen, die eine etwas eingesenkte Fläche bilden, gestatten dem von reichlichem Regen, Schnee und Quellen zugeführten Wasser keinen Abfluß. Besteht nun der tiefere Boden einer solchen muldenförmigen Ebene, mag sie nun im Thale oder auf einem hohen Berge liegen, aus Fels, Thon oder ähnlichen Schichten, die das Wasser nicht durchsickern, nicht versinken lassen, so bilden sich Wasserlachen und Sümpfe. Auf solchen Wassern siedelt sich ein kaum sichtbares Pflänzchen an, eine Fadenalge, welche sich ins Unglaubliche vermehrt, nach einiger Zeit zu Boden sinkt und dadurch den Boden erhöht. Zugleich sammeln sich auf ihr die noch kleinern Stäubchen Erde auf, die sich im Wasser finden. Wenn diese feine Pflanzenschicht von Zeit zu Zeit ein wenig wasserfrei wird, so erscheinen zahllose Wasserlinsen, auf deren Moder sich Binsen, Moos, Ried- und Wollgras ansiedeln, deren Wurzelfasern so durcheinander verwachsen, daß sie eine Filzdecke über dem feuchten Untergrunde bilden.

Je älter dieses Moor ist, desto stärker wird die Rasendecke über seinem dunkelbraunen Wasser, welches einen eigenthümlichen Modergeruch hat.

Zur Zeit heftiger Regengüsse und bei Thauwetter sammelt sich zwischen der Filzdecke und der festen Unterlage so viel Wasser an, daß die Decke wellig schwankt, wenn man auf sie tritt. Nur mit höchster Vorsicht darf man da den unsichern Boden betreten. Schon mancher Wagehals, mancher verirrte Wanderer, unter dessen Fußtritten die auf dem schwarzen Schlamme schwimmende Pflanzendecke auseinander wich, versank rettungslos in die Tiefe, und stumm, wie er sich öffnete, schloß sich über ihm der schwarze Schlund. —

Trocknet dagegen der Sumpf von Zeit zu Zeit etwas ab, so wachsen Haidekräuter, Schmehlen, hier und da auch Preisel= und Heidelbeersträucher. Die Feuchtigkeit greift indeß ihre Wurzeln an, so daß sie absterben, während das Kraut neue Triebe erzeugt. Vor allem hat das Torfmoos die Eigenthümlichkeit, daß es nach obenhin fortwuchert, während die Wurzel abfault.

Die Rasendecke heißt Rasen= oder Stechtorf und enthält die zum Theil unzersetzten Moorpflanzen. Diejenigen Pflanzentheile jedoch, welche faulten und zu Boden sanken, bilden den dunkelbraunen Moortorf, unter welchem als noch ältere Torfschicht der Pechtorf liegt. Der Rasentorf wird in trockener Jahreszeit in großen vier=eckigen Streifen ausgeschnitten und zur Bedeckung der niedrigen Hütten gebraucht, welche die Bewohner mancher Torfgegenden halb in die Erde graben, halb aus lose aufeinandergelegten Steinen zu bauen pflegen.

Ist das Moor tief, so zieht man Gräben, um das Sumpf=wasser abzuleiten, worauf man einzelne Stellen in magere Aecker verwandelt. Der tiefer liegende Moortorf an andern Stellen wird in länglichen Quadratstücken ausgestochen, oder auch geknetet, in Formen gepreßt und getrocknet. Man erhält auf diese Weise ein billiges Feuerungsmittel, das besonders in holzarmen Gegenden eine große Wohlthat ist. Nach einer Reihe von Jahren hat sich der Torf wieder neu erzeugt und kann wiederum gestochen werden.

Tausende von Familien nähren sich vom Torfstechen. Fährt man auf der Eisenbahn von München nach Augsburg oder Freising, so sieht man meilenweit die Trockenschuppen der Torfgruben an der Eisenbahn sich hinziehen. Hier und da steht eine Gruppe ärmlicher Hütten, vor denen Kinder spielen; an den Gruben erhebt sich ein Kreuz aus Birkenstäben, vor welchem eine Mutter knieend ihr Gebet verrichtet, und in langen Reihen stehen die Arbeiter bis an die Brust in den Moorgruben, rüstig grabend, während andre die Torf=stücke nach dem Trockenhause schaffen, von wo sie in die benachbar=ten Städte verkauft werden.

62. Die wässerigen Lufterscheinungen.

Wenn man eine Schale mit Wasser Tage lang am offenen Fenster stehen läßt, so wird man bald bemerken, daß dasselbe immerfort weniger wird und am Ende ganz verschwindet. Die meisten Leute sagen dann, das Wasser sei eingetrocknet. Das ist aber nicht richtig; das Wasser ist vielmehr verdunstet, d. h. es ist dampfförmig und für das Auge unbemerkbar in die Luft emporgestiegen. Das Wasser scheint nun zwar verschwunden zu sein; allein es hat nur eine andere Form angenommen, es schwebt als Wassergas unsichtbar in der Luft.

Diese Verwandlung des Wassers in Wasserdampf geht um so schneller vor sich, je trockener, wärmer und bewegter die Luft ist. Darum eben hängt die Hausfrau, die ihre Wäsche schnell trocknen will, dieselbe dort auf, wo der Wind sein Spiel treibt, und darum sucht man durch Oeffnen der Fenster und Thüren eine tüchtige Zugluft herzustellen, wenn im gescheuerten Zimmer die nassen Dielen rasch trocknen sollen.

Würde die Luft, welche durch Wasserdampf feucht geworden ist, auf dem nassen Gegenstand ruhig bleiben, so ginge die Abtrocknung nur ganz langsam vor sich; sobald sich aber ein Wind erhebt, so führt dieser die feucht gewordene Luft weg und bringt immer neue trockene Luft mit dem feucht gewordenen Gegenstand in neue Berührung, und die Austrocknung erfolgt sehr schnell. Die Luft trinkt gleichsam immer ein wenig von dem Wasser, saugt es in sich auf, bis es nach und nach ganz aufgetrunken ist.

Aus dem ungeheuern Weltmeere, aus allen Gewässern und Sümpfen, ja aus allen Gewächsen und Thieren erhebt sich ununterbrochen Wasserdampf in die Luft. Diese unsichtbaren Wassertheilchen werden von dem Winde fortgetragen über alle Länder der Erde und senken sich befruchtend und erquickend als Nebel oder Wolken, als Thau oder Regen, als Reif, Schnee und Hagel auf die Erde wieder nieder.

Man kann sich von der Bildung dieser wässerigen Lufterscheinungen leicht eine Vorstellung machen, wenn man nur ein wenig auf sich selber Acht gibt. —

Hauche einigemal kräftig in deine Hände! Du wirst fühlen, daß sie von dem Hauche feucht geworden sind. — Woher kommt das? Das kommt daher, daß die Luft, die wir ausathmen, auch Wassertheilchen aus unserm Blute mit sich führt. — In warmer Luft sehen wir diese Wassertheilchen nicht, denn sie sind luftförmig. Ist es dagegen kühl, so strömt der Hauch in Gestalt eines Nebels aus unserm Munde; die Kälte hat die unsichtbaren Wassertheilchen zusammengezogen, verdichtet, und so erscheinen sie uns als ein Nebel.

Dasselbe bemerken wir, wenn aus heißem Wasser oder aus heißer Suppe u. dgl. der Wasserdampf in die kältere Luft emporsteigt. —

Haucht man an eine trockene Fensterscheibe, auf polirten Stahl oder andere kalte glatte Gegenstände, so werden diese mit einer feinen Wasserschicht überzogen — der ausgeathmete Wasserdampf erscheint in Gestalt von winzig kleinen Thau- oder Regentröpfchen.

Ganz dieselbe Erscheinung haben wir, wenn man die dampfende Suppenschüssel mit einem kalten Teller bedeckt — der Wasserdampf erscheint stets in Tropfengestalt, wenn er sich an kältere Gegenstände anlegt. — Woher rührt nun wohl das sogenannte Schwitzen der Fenster? —

Bei größerer Kälte gefrieren sogar die Wassertheilchen unseres Athems, erscheinen auf den vom Hauche betroffenen Kleidungsstücken als zarter Reif und zierliche Schneeflöckchen; ja, bei tüchtigem Frost hängen sie sich sogar als Eiszapfen am Schnurbart an.

Hier hat man ein kleines Beispiel, wie die Wassertheilchen des Athems unsichtbar sind in der Wärme, wie sie bei kälterer Luft schon als Nebel erscheinen, bei noch kälterer zu Tropfen sich sammeln, bei strengerem Frost sogar zu Schnee werden und bei noch tüchtigerer Kälte selbst in Eis zusammengefrieren.

Die Luft, welche an allen Theilen der Erde Wassertheilchen aufsaugt, macht es mit diesem Wasser eben so, wie der Hauch unsers Athems, der Wassertheile in sich hat.

Wenn die Wärme einer mit Wasserdampf erfüllten Luftschicht sinkt, oder wenn eine solche Luftschicht mit einer kältern zusammentrifft, so fließen die luftförmigen Wassertheilchen augenblicklich zusammen, sie verdichten sich, sie scheiden sich in Form von außerordentlich kleinen hohlen Wasserbläschen aus der Luft. Wegen ihrer Leichtigkeit bleiben sie zwar noch in der Luft schweben, aber sie machen dieselbe undurchsichtig. Man heißt diese Lufterscheinung Nebel, oder was dasselbe ist, Wolke. Wolken sind nämlich nichts anders als Nebel, die sich in der Höhe gebildet haben oder in die Höhe gestiegen sind; Nebel aber sind Wolken, die am Boden ruhen. Wer in Gebirgsgegenden gereist ist, wird dies oft genug beobachtet haben. Von unten sieht man häufig, daß die Spitze eines hohen Berges von Wolken umhüllt ist. Steigt man hinauf, um in den Wolken herumzuwandern, so sieht man eben nichts vor sich und um sich als Nebel, den man schon so oft gesehen hat, ohne auf Berge zu steigen. Umgekehrt hingegen erscheint von einem Berge aus der im Thale liegende Nebel wie eine starre Wolke in der Tiefe.

Der in die Luft emporgestiegene Wasserdampf bildet also Nebel, oder was dasselbe ist, er bildet Wolken, sobald er in eine kältere Luftschicht geräth. Aber der Nebel, die Wolke, ist noch immer kein Regen, und es hängt von Umständen ab, ob sich Regen bildet oder nicht. Zieht über die Luftschicht, in der sich Nebel, Wolken, gebildet haben, wieder eine wärmere oder trockene Luftschicht, so saugt die neue Luftschicht die Wassertheilchen wieder auf. Es geht der feuchten Luft ganz so, wie es der nassen Wäsche geht: die trockene Luft nimmt ihr die Wassertheilchen fort. Der Nebel, die Wolken lösen sich auf, der Himmel wird heiter und es regnet nicht. — Nun wird es euch auch erklärlich sein, wie es zugeht, wenn manchmal eine Wolke, die ganz allein im dunkeln Himmelsblau schwebt, allmählich immer dünner und durchsichtiger wird und am Ende ganz verschwindet.

Strömt zu der wolkigen oder nebeligen Luft noch kältere Luft heran, dann verdichten sich die Wassertheilchen noch mehr; die Wasserbläschen, aus denen die Nebel und Wolken bestehen, werden zu kleinen Tropfen und so schwer, daß sie sich schwebend in der Luft nicht mehr halten können, sondern zur Erde fallen. Wir sagen dann „es nebelt, es regnet" und nennen diese Erscheinung Nebelreißen, Regen. Die Regentropfen sind, wenn sie aus der Wolke kommen, erst ganz klein; während des Fallens vergrößern sie sich aber immer mehr durch die Wassertheilchen der Luft, durch die sie fallen, und so kommt es, daß der Regen in Form von großen Wassertropfen die Erde erreicht. Die Regentropfen vergrößern sich also gerade in der Weise, wie ein im Schnee gewälzter Schneeball immer größer wird. —

Im Frühling und Herbst ist fast an jedem Morgen ein dicker weißer Nebel über Alles ausgebreitet, so daß man kaum das Ende seiner Straße erblicken kann. Nach einiger Zeit steigt oder fällt der Nebel. Wann steigt, wann fällt er? — Im Sommer dagegen sind die Nebel selten. Nur an kühlen Abenden sieht man graue Streifen über den Wiesen schweben, die vor uns gespensterhaft zu weichen scheinen, wenn unser Pfad mitten durch sie hindurchführt.

Im Frühling und Herbst nebelt es häufig, in den Sommernächten thaut es — d. h. der unsichtbare Wasserdunst schlägt sich an den am Erdboden liegenden oder doch nur wenig darüber erhabenen Gegenständen in Gestalt von kleinen Tropfen nieder. Es ist dies dieselbe Erscheinung im Großen, die sich zeigt, wenn wir an ein Glas u. drgl. hauchen.

Folgende Umstände sind bei der Thaubildung wirksam: Unmittelbar nach Sonnenuntergang ist die Erde wärmer als die auf ihr liegenden Luftschichten, da sie als fester Körper den Tag über von der Sonne mehr Wärme empfangen hat, als die lockere Luft. Während der Nacht hingegen verliert die Erde ihre Wärme durch Ausstrahlung schneller, als die Luft. Der Erdboden erkaltet; dadurch erkalten auch die dem Boden zunächst liegenden, mit Wasserdampf gefüllten Luftschichten und der Wasserdampf verdichtet sich

zu Wasserbläschen, die aber so klein sind, daß sie für unsere Hautempfindung nicht unterscheidbar sind. Diese Wasserbläschen erscheinen auf dem Grase und den Blumen als Thau. Der Thau ist also der feinste Regen und unterscheidet sich von diesem bloß dadurch, daß er nur aus mikroskopisch kleinen Bläschen besteht, und daß dieselben aus einer geringeren Höhe stammen.

Daß der Thau senkrecht von oben kommt, zeigt sich ganz bestimmt dadurch, daß ein überdachter Gegenstand am Morgen unbethaut gefunden wird, während ein ganz gleicher Gegenstand dicht neben jenem, aber freiliegend, stark vom Thau benetzt erscheint.

Bei trübem Himmel hört die Wärmeausstrahlung des Bodens ganz auf; denn der unbewölkte Himmel ist nun wie eine Wand oder ein Mantel, der die Wärme, welche von der Erde in die Höhe steigt, nicht ganz durchläßt, sondern sie auf die Erde zurückschickt, woher sie gekommen ist; es kann sich daher dann auch kein Thau bilden.

Ein naher Verwandter des Thaues ist der Reif. Dieser entsteht, wenn die Körper, auf denen der Thau sich niederschlägt, so erkaltet sind, daß die Wasserbläschen auf denselben gefrieren. Reif ist also gefrorner Thau. — Eine andere Art Reif entsteht, wenn es lange Zeit kalt gewesen und dann sehr feuchte Südwinde folgen, welche ihren Dampf an den kalten Körpern in fester Gestalt absetzen und so die langen weißen Fäden und Fransen an den Bäumen erzeugen. — Schlägt sich der Dampf auf die ebene Erde nieder, so sagen wir, die Steine schwitzen, und sind sie kalt genug, so entsteht durch schnelles Gefrieren das Glatteis.

Die Wolken haben verschiedene Gestalten; oft sind sie aufgethürmt wie Berge, ein andermal lagern sie sich wie Schichten; bald sehen sie wie dünner Flor aus und dann wieder wie Wollenflocken, Schäfchen genannt.

Die großen Haufen und Schichtenwolken stehen am niedrigsten, gewöhnlich 2000—4000 Fuß in der Höhe, die Florwolken und

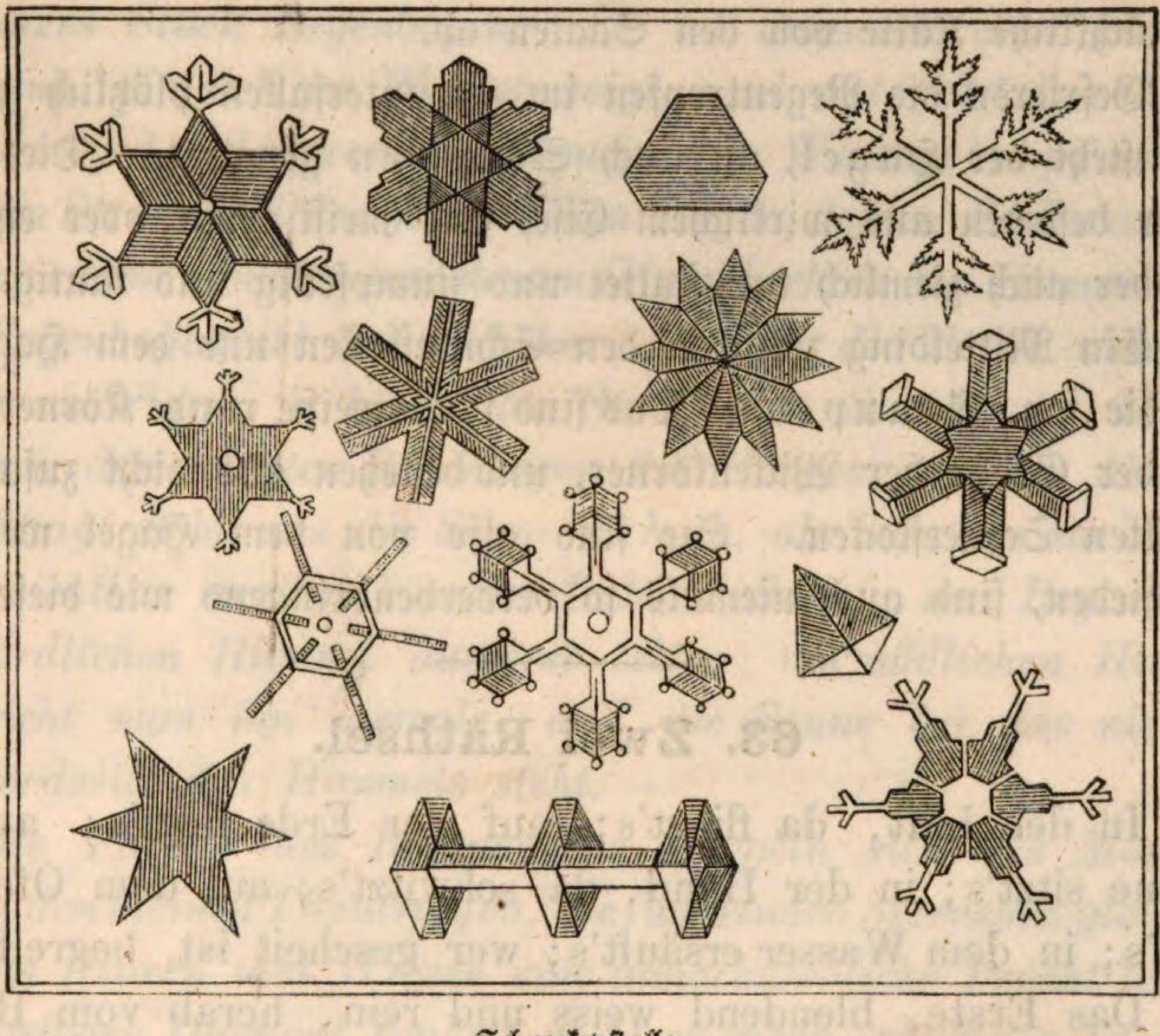
Schäfchen aber viel höher. Das kann man in Gegenden, wo größere Berge sind, vielmal beobachten; die dicken Wolken umhüllen oft die Gipfel der Berge, stehen also nicht höher als diese. Die Schäfchen hingegen sieht man, auch wenn man auf einem Berggipfel steht, noch hoch über sich, als wenn man im Thale wäre. Man darf also annehmen, daß sie oft über eine Stunde in senkrechter Höhe schweben; ein solches Gewölke kann man also dann 100 Stunden weit sehen.

Die Farbe der Wolken ist sehr verschieden; sie sehen weiß, grau, schwarz aus und haben besonders im Sommer oft ein düsteres, ja furchtbares Aussehen. Am Morgen und Abende aber prangen sie oft im herrlichsten Goldgelb oder sie blinken silberweiß, oder sie sind sanft geröthet wie eine Rose. So erfüllen sie das Herz des Menschen abwechselnd mit Furcht und Hoffnung; sie mahnen ihn daran, daß er selbst gar nichts vermag, sondern alles von dem Schöpfer empfängt, der in der Höhe gebietet wie in den Tiefen der Erde, und der nach seinem Wohlgefallen Regen und Sonnenschein, Kälte und Wärme, Stürme und sanfte Lüfte sendet. Sein Abendroth erinnert uns an seine Güte und Milde, die er seit der Zeit der ersten Eltern dem Menschengeschlechte so oft bewiesen hat, und das drohende Gewölke ruft uns in das Gedächtniß, wie oft wir seine Güte mit Undank belohnt und die Strenge der Züchtigung verdient haben.

Die Wolkenzüge sind oft sehr lang, manchmal einige hundert Stunden, und dehnen sich über verschiedene Länder aus; gewöhnlich kommt ihre Länge der Breite nicht gleich. Hohe Gebirge sind die Schranken, an welchen sich die Wolkenzüge meistentheils brechen und durch welche ihnen die Richtung angewiesen wird. Die Gebirgszüge halten nämlich die Winde in ihrem Laufe auf und weisen sie seitwärts ab, wie es im Kleinen durch Mauern und Häuser auch geschieht. Daher bleiben die Wolken an den Gebirgen hängen und nur die leichten fliegen über dieselben weg. So ist das hohe Alpengebirge, welches Italien wie eine hohe Mauer von Frankreich und Deutschland trennt, die Schranke, welche den kalten Winden und den Wolken verwehrt, über Italien hinzuziehen, und darum ist auch Italien viel wärmer, als seine Nachbarländer; denn die Wolken

überschatten die Erde, entziehen ihr viele Sonnenstrahlen und vermindern dadurch die Sonnenwärme. Noch mehr aber kühlen sie durch den Regen ab, den sie auf die Erde niedergießen; je länger es regnet, desto kühler wird die Luft, und ein nasser oder regnerischer Sommer ist immer auch ein kühler.

Ist die Luft, in denen die Wolken schweben, sehr kalt, so bilden sich keine Tropfen, sondern die Wasserbläschen der Wolken gefrieren und verwandeln sich in ungemein feine und zarte Sternchen, wie kein Künstler sie so fein und rein aus Silber verfertigen könnte.



Schneekrystalle.

Viele solcher Sternchen setzen sich aneinander, vergrößern sich beim Fallen immer mehr und kommen dann in großen Schneeflocken herab. Die Landleute haben es gerne, wenn ihre Felder durch eine Schneedecke eingehüllt werden; denn sie wissen recht wohl, daß die Saaten durch den Schnee gegen den Frost geschützt werden. Der Schnee ist nämlich zwar nicht warm, aber seine Kälte ist doch nicht so

groß, daß er einer zarten Getreidepflanze schaden könnte; indem er sie aber zudeckt und umhüllt, schützt er sie gegen die kalten Winde, die im kalten Winter wehen und zarten Pflänzchen viel mehr schaden, als selbst eine windstille Kälte. Der Schneemantel thut aber noch einen weitern Dienst; wenn die Sonne scheint, so thaut der gefrorne Boden auf, und bei einer hellen, kalten Nacht friert er wieder zu. Diese Abwechslung von Auf- und Zufrieren, zwischen Kälte und Wärme, schadet den Saaten am meisten, indem sie verfaulen oder durch das Zufrieren des aufgethauten Bodens abgerissen werden. Die Schneedecke verhindert beides; sie hält die Sonnenstrahlen und die nächtliche Kälte von den Saaten ab.

Gefrieren die Regentropfen im Herunterfallen plötzlich zu Eis, so entsteht der Hagel, oft auch Schlossen genannt. Die Hagelkörner bestehen aus wirklichem Eise, sind meist rund oder eiförmig, oft aber auch ziemlich ungestaltet und stumpfeckig und kantig.

Ein Mittelding zwischen den Schneeflocken und dem Hagel bilden die sog. Graupeln. Das sind schneeweiße runde Körner, meist von der Größe der Wickenkörner, und bestehen aus dicht zusammengeballten Schneeflocken. Sie sind also von dem Hagel wesentlich verschieden, sind auch niemals so verderbenbringend wie dieser.

63. Zwei Räthsel.

In der Luft, da fliegt's; auf der Erde liegt's; auf dem Baume sitzt's; in der Hand, da schwitzt's; auf dem Ofen zerläuft's; in dem Wasser ersäuft's; wer gescheit ist, begreift's. —

Das Erste, blendend weiss und rein, herab vom Himmel fiel; das Zweite, rund und bunt und klein, der Knaben Lieblingsspiel; mein Ganzes nennt der Gärten Zier, die Blüthe eines Baumes dir.

64. Der Regenbogen.

Der Regenbogen ist in unsern Gegenden eine eben so gewöhnliche, als schöne und liebliche Erscheinung. Er glänzt

in den lebhaftesten Farben: im Innern erscheint das Violet, dann kommt Dunkelblau und Hellblau, dann Grün und Gelb, dann Rothgelb oder Orange und endlich am äusserten Rande ein herrliches Roth. Der Regenbogen lässt sich dann sehen, wenn der Sonne gegenüber eine grosse Regenwand steht, eine Wolke von weitem Umfange, aus der es fortwährend regnet. Schon wenn die Sonne auf ein Glas mit Wasser scheint, sieht man an dem Glase die Farben des Regenbogens; hat man bei einem Wasserfall oder bei einem Springbrunnen die Sonne im Rücken, so zeigt sich in den auf- und niedersteigenden Wasserstäubchen ein ganzes Stück Regenbogen. Er ist demnach eine Lichterscheinung, die sich am Wasser zeigt, und entsteht durch die Brechung der Sonnenstrahlen in den Wassertropfen. Die farbigen Strahlen bilden jenen hohen Bogen, dessen Enden auf der Erde zu ruhen scheinen und dessen Gipfel hoch in den Himmel ragt. Der Regenbogen ist um so höher, je tiefer die Sonne steht, — um so niedriger, je höher der Stand der Sonne ist. Darum sehen wir den grössten Regenbogen des Morgens und des Abends; am Mittage steht uns die Sonne zu hoch, als dass uns ein Regenbogen sichtbar werden könnte. Daher sieht man den Regenbogen am nördlichen Himmel äusserst selten; am südlichen Himmel aber sieht man ihn niemals, weil die Sonne bei uns nie auf der Nordseite des Himmels steht. —

Die Farben des Regenbogens spiegeln sich des Morgens auch in den kleinen Thautropfen, die funkelnden Sternchen gleichen, und den Fluren und Wiesen eine unnachahmliche Pracht leihen. Der kostbare Diamant funkelt nicht so schön, als diese Tropfen, von denen Gras und Blumen überstreut sind. — Man sieht mit jedem Augenblick einen neuen Regenbogen, weil die Regentropfen hintereinander im beständigen Fallen sind und die Farben von immer neuen Tropfen gebildet werden; aber wir nehmen diesen Wechsel nicht wahr, weil in die Stelle eines jeden Tropfens immer ein anderer tritt. —

Man kann sich eine sinnliche Vorstellung von dem Regen-

bogen machen, wenn man eine gläserne Kugel mit Wasser anfüllt und auf sie unter einem gewissen Winkel die Sonnenstrahlen fallen lässt; dann erblickt man auf einer weissen Wand, welche die gefärbten Lichtstrahlen auffängt, im Kleinen einen farbigen Regenbogen.

Der Regenbogen ist eine glänzende Lufterscheinung. Zu diesen rechnet man auch die Morgen- und Abendröthe und die Höfe um Sonne, Mond und Sterne. Diese entstehen durch die Brechung der Lichtstrahlen in den Dunstbläschen, welche in der Luft schweben.

---

65. Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin.
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Schiller.

Sommer.

66. Juni.

Da ist der Juni! Abgeblüht schon hat der Apfelbaum; die Sonne malt den Kirschen rothe Backen, und o seht, am Walde, was suchen da im Farrenkraut die Kinder? — Erdbeeren stehn dort reif und zuckersüß! — Und draußen in den Feldern, nein, wie hoch das Korn schon in den Halmen steht! Die Aehren, sie blühn schon hier und da und mitten drunter Kornblumen ohne Zahl und rother Mohn! Nun geht und pflückt! Heut ist Johannistag, wo jedes Kind, das durch die Felder geht, Kornblumenkränze windet und damit sich und die Schwestern schmückt. Nun hurtig, macht! und pflückt und windet und dann zieht bekränzt in langen Reihen wieder heim durchs Dorf, singt: „Trarira, der Sommer der ist da!" Und singt's hübsch ordentlich, daß alle Leute aus den Thüren treten und sich freuen.

Reinick.

67. Sommerleben.

Gott, welche Jahreszeit ist der Sommer! Wahrlich, ich weiß oft nicht, bleibe ich in der Stadt oder gehe ich aufs Feld, so sehr ist's einerlei und hübsch. Geht man zum Thor hinaus, so erfreuen uns die Bettler, die jetzt nicht frieren, und die Postreiter, die mit vieler Lust die ganze Nacht zu Pferde sitzen können, und die Schläfer schlafen im Freien. Man braucht kein dumpfes Haus; jede

Staude macht man zur Stube und hat dabei gar die guten, emsigen Bienen vor sich und die prächtigen Zweifalter. Ueberall kommen Reisende auf allen Wegen daher, haben die Wagen meist zurückgeschlagen; den Pferden stecken Zweige im Sattel und den Fuhrleuten Rosen im Munde. Die Schatten der Wolken laufen, die Vögel fliegen dazwischen auf und ab, Handwerksbursche wandern leicht mit ihren Bündeln und brauchen keine Arbeit mehr. Sogar im Regenwetter steht man gerne draußen und riecht die Erquickung, und es schadet dem Viehhirten die Nässe weiter nicht. Und ist's Nacht, so sitzt man nur in einem kühlern Schatten, von wo aus man den Tag deutlich sieht am nördlichen Horizonte und an den süßen Himmelssternen.

Wohin ich nur blicke, so finde ich mein liebes Blau, am Flachs in der Blüthe, an den Kornblumen und am unendlichen Himmel, in den ich gleich hineinspringen möchte, wie in eine Fluth. — Kommt man wieder nach Hause, so findet sich neue Wonne. Die Gasse ist eine wahre Kinderstube. Sogar Abends nach dem Essen werden die Kleinen wieder ins Freie gelassen und nicht wie im Winter unter die Bettdecke gejagt. Man ißt am Tage und weiß kaum, wo der Leuchter steht. Im Schlafzimmer sind die Fenster Tag und Nacht offen. Die ältesten Weiber stehen ohne Frost am Fenster und nähen. Ueberall liegen Blumen, neben dem Tintenfaß und auf den Arbeitstischen. Die Kinder lärmen sehr und man hört das Rollen der Kegelbahnen. Die halbe Nacht geht man auf den Gassen auf und ab und sieht die Sterne am hohen Himmel schießen.

J. P. F. Richter.

68. Der anbrechende Morgen auf dem Dorfe.

Der Nachtwächter hat seinen letzten Ruf in der schon grauenden Morgendämmerung ertönen lassen und geht nun rascher als gewöhnlich seiner niedern Wohnung zu, noch spärliche Stunden des Schlafes zu finden, bevor die harte Arbeit des Tages ihn wieder aufruft. Auf den Höfen werden die Hähne rege und begrüßen sich

gegenseitig durch lautes Gekrähe, das gleich einem Signalruf durch das ganze Dorf läuft. Oben, am Knopfe des Kirchthurms, kehrt die Eule von ihren nächtlichen Streifzügen heim in das warme Nest, dort den Tag in abgeschlossener Ruhe zu verträumen. Der Storch auf dem Dache erhebt sich aus dem hohen Dornenneste und reckt bedächtig die langen Flügel, schaut sich mit weit vorgebogenem Halse die Gegend an und verkündet durch lautes Geklapper den übrigen Genossen, daß er munter sei. In den von starkem Nachtthau glitzernden und blitzenden Hecken, Büschen und Bäumen der Bauerngärten werden allmählich die kleinen Singvögel lebendig. Im Innern der Häuser, die durch kleine Gärten getrennt in langer unregelmäßiger Reihe sich erstrecken, werden Zeichen des Erwachens sichtbar. Hier und da knarrt eine Thür, und aus dem Dunkel des Hauses tritt in Holzpantoffeln, in Hemdärmeln und die Zipfelhaube auf dem Kopfe, ein Bauer heraus, reibt sich noch halb schlaftrunken mit der braunen, schwieligen Hand die Augen und schaut bedächtig umher, das Wetter zu erkunden. Am Feuer des Herdes, welches durch die offene Thüre leuchtet, steht die Hausfrau und kocht die Morgensuppe. Ein Postillon, der mit seinen müden Rossen langsam durch das Dorf zurückreitet, setzt das Horn an den Mund; lustig tönt sein „Freuet euch des Lebens“ in die frische Morgenluft hinein und hallt vom nahen Hügel wieder. Raschen Schrittes gehen die Mägde zum Brunnen, das Wasser zum Tränken der Kühe aufzuwinden und die Tröge am Brunnen zu füllen. Die Kühe kommen, eine nach der andern, leise brummend herangelaufen. Die Knechte schirren die Pferde an und spannen sie vor den Wagen. Menschen und Thiere eilen hinaus aufs Feld, und die aufgehende Sonne findet sie an ihrer Arbeit.

Grenzboten.

---

69. Ein Sonntagsmorgen.

Wir sind im Dorfe. Alles ist still auf der Straße; die Häuser sind verschlossen; da und dort ist ein Fenster offen; es schaut aber

Niemand heraus. Die Schwalben fliegen nah am Boden und haben Niemandem auszuweichen. Auf dem Brunnentroge am Rathhause sitzen andere Schwalben, trinken und schauen sich klug an, und zwitschern mit einander und halten Rath, als ob das Dorf nur ihnen allein gehöre. Vornehme Bachstelzen trippeln herzu und schwänzeln davon und schweigen still, als wollten sie kundgeben, sie wüßten schon Alles und noch viel besser. Nur eine Schaar Hühner hat sich um die Schwalben versammelt und lauscht begierig ihren Reden. Sie hören wohl vom freien Wiegen in den Lüften, vom Ziehen übers Meer und nach fernen Landen; denn sie heben und dehnen oft ihre Flügel und lassen sie wieder sinken, und schauen trauernd auf, gleich, als wüßten sie nun wieder auf's Neue, daß sie stets am Boden haften und den Schutz der Menschen suchen müssen. Besonders eine kohlenschwarze Henne mit rothem Kamme hebt und senkt ihre Flügel oft und oft. Eine Gluckhenne wandelt, sich stolz prustend im Kreise ihrer Söhne und Töchter, das Dorf hinauf und hält sie durch stete Ermahnungen um sich versammelt und ätzt sie mit ihrem Funde. Sie will nichts vom freien Wiegen in den Lüften, von der Sehnsucht nach der Ferne wissen. — Eine wundersame Stille liegt auf dem ganzen Dorfe. Die Menschen haben die getrennten Wohnungen verlassen und sich in dem einen Hause Dessen eingefunden, der sie allgesammt eint. Die zerstreut schweifenden Blicke, die nur das Eig'ne suchen, haben sich jetzt vereint zu dem Unsichtbaren, der Alles sieht, und dem Alles eigen ist.

B. Auerbach.

---

70. Der Kirschbaum.

Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh', deck' dem Würmlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter, grün und frisch.

Und's Würmlein — aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

Und d'rauf so nagt's mit stillem Zahn
An zarten Blättlein hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs' so gut;
Man kommt schier nimmer wieder fort!“

Und aber sprach der liebe Gott:
„Deck' jetzt dem Bienlein seinen Tisch!“
Darauf der Kirschbaum Blüthen trug,
Viel tausend Blüthen, weiss und frisch.

Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein;
Sie haben kostbar' Porzellan;

Wie sauber seh'n die Tassen aus!“
So steckt's sein Züngelein hinein
Und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süss;
Der Zucker muss doch wohlfeil sein!“

Zum Sommer sprach der liebe Gott;
„Deck' auch dem Spätzlein seinen Tisch!“
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen roth und frisch.

Und's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang;
Das gibt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang!“

Zum Herbste sprach der liebe Gott;
„Räum' ab, sie haben alle jetzt!"
D'rauf kam die kühle Bergesluft,
Und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

Die Blätter werden gelb und roth
Und fallen bei des Windes Weh'n,
Und was vom Boden aufwärts kommt,
Muss auch zum Boden abwärts geh'n.

Zum Winter sprach Gott zum Beschluss:
„Deck' wacker zu, was übrig ist!"
Da streut' er Schnee im Ueberfluss.

Nach Hebel.

---

71. Der Sperling.

Wo nur eine Hütte steht und ein Kornfeld daneben, da ist der Sperling zu Hause. Er wohnt mit der Schwalbe gar oft unter einem Dach; aber selten werden zwei ungleichere Nachbarn gefunden. An ihm ist nichts von der Sauberkeit, der Nettigkeit und dem lieblichen Wesen, welche die Schwalbe zu einem so gern gesehenen Gaste machen. Der Sperling ist ein Gassenbube unter den Vögeln. In seinem dicken Kopfe stecken ein Paar rothe, freche Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmere, und daß es ihm einerlei sei, was man von ihm denke. Zu diesem dicken Kopfe paßt ganz sein stumpfer Schnabel und sein freches Geschrei. Er gibt sich nicht die geringste Mühe, anständig zu sprechen, sondern schreit in den Tag hinein, wie es ihm in die Gurgel kommt. Seine schmutzigen Farben, der graue Kittel, der röthlichbraune Oberkopf und der rußige Schnurbart, seine untersetzte Gestalt, sein schnurrender Flug, Gang, Stimme, Geberde: Alles paßt zu seinem ungezogenen Wesen. Während die meisten Singvögel ihre Nester mit ausdauernder Liebe und Sorgfalt bauen, macht dem Spatzen der Bau der

Wohnung wenig Kummer. Wie der Fuchs den Dachs mit arger List aus seinem Lager treibt, so thut's der Sperling der Schwalbe mit roher Gewalt. Das fertige, bequeme Gemach gefällt ihm; im unbewachten Augenblicke bricht er ein, und die überraschten Vögel weichen meist ohne Gegenwehr; und versuchten sie auch, ihr Besitzthum wieder zu erobern, so schlägt der Räuber jeden Sturm mit Ungestüm zurück. Das ist Faust=, oder vielmehr Schnabelrecht, denn ein anderes kennt der gewissenlose Sperling nicht. Zuweilen verschafft sich der zudringliche Schmarotzer wohl auch im Neste des Storches ein Unterkommen, gleichsam als Thurmwächter. Freilich muß er diese Keckheit manchmal mit dem Leben büßen. Denn ist Herr Langbein eben hungrig und nicht bei Laune auszufliegen, so schnellt er plötzlich den langen Hals, bohrt mit dem Schnabel hinab, ergreift den ersten besten Miether im Erdgeschoße seines Palastes und verspeist ihn mit großem Appetit.

Nahrungssorgen kennt der Spatz trotz seiner Gefräßigkeit nicht. Sein Mahl ist ihm bereitet im frisch aufsprossenden Felde, wie in der Herbststoppel. Er nimmt die erste Kirsche vom Baume, und auch die letzte bleibt ihm nicht versteckt. Keine Traube ißt er ganz, sondern flattert von einer zur andern, immer nur die reifsten Beeren anpickend. Zuckererbsen mag er am liebsten, ehe sie hart werden, Getreide, wenn die Körner noch voll Milchsaft sind. Aber der Feinschmecker weiß sich auch in karge Zeit zu schicken und fürlieb zu nehmen. Gemüse, Larven, Raupen, Spinnen: Alles verspeist er, doch bleibt Korn seine begehrteste Weide. Dem Säemann folgt er auf's Feld, dem Drescher in die Scheune, dem Knechte zum Futterboden, den Hühnern vor die Hausflur, dem Pferde an die Krippe, den Tauben in den Schlag; ja er durchpickt sogar den Kropf der jungen Täubchen, um Körner daraus zu holen.

Wenn der kecke Landstreicher sich irgendwo eingenistet hat, so vertreibt ihn weder List noch Gewalt. „Wer einen Sperling fangen will, muß früh aufstehen," sagt das Sprüchwort. Vor Buben flieht er, wenn er ihrer ansichtig wird, und bückt man sich, einen Stein oder Erdenkloß gegen ihn aufzuheben, im Augenblick ist er davon.

Sonst mag den Dreisten nicht leicht etwas verscheuchen. Uebermüthig setzt er sich auf Hand und Arm jener wehenden, klappernden Gestalten, die ihn schrecken sollten. In ihrem Schatten trotzt er ihnen und schmaust mit doppeltem Behagen. Ist er einem Netze, einem Blasrohr glücklich entgangen, so macht er gewaltigen Lärm, höhnt und schilt aus seinem Versteck den ungeschickten Jäger, und bald stimmt die ganze Schelmenzucht mit voller Kehle ein. Und welch' ein Mißton ist dieser Sperlingsruf! Dem Spatzen selbst zwar dünkt er Musik; er ermüdet nicht, das schrille Schelm, Schelm! immer und immer zu wiederholen. Händel hat er mit seinen Kameraden alle Augenblicke, und dabei gibt es ein Geschrei, daß man es im ganzen Dorfe hören kann.

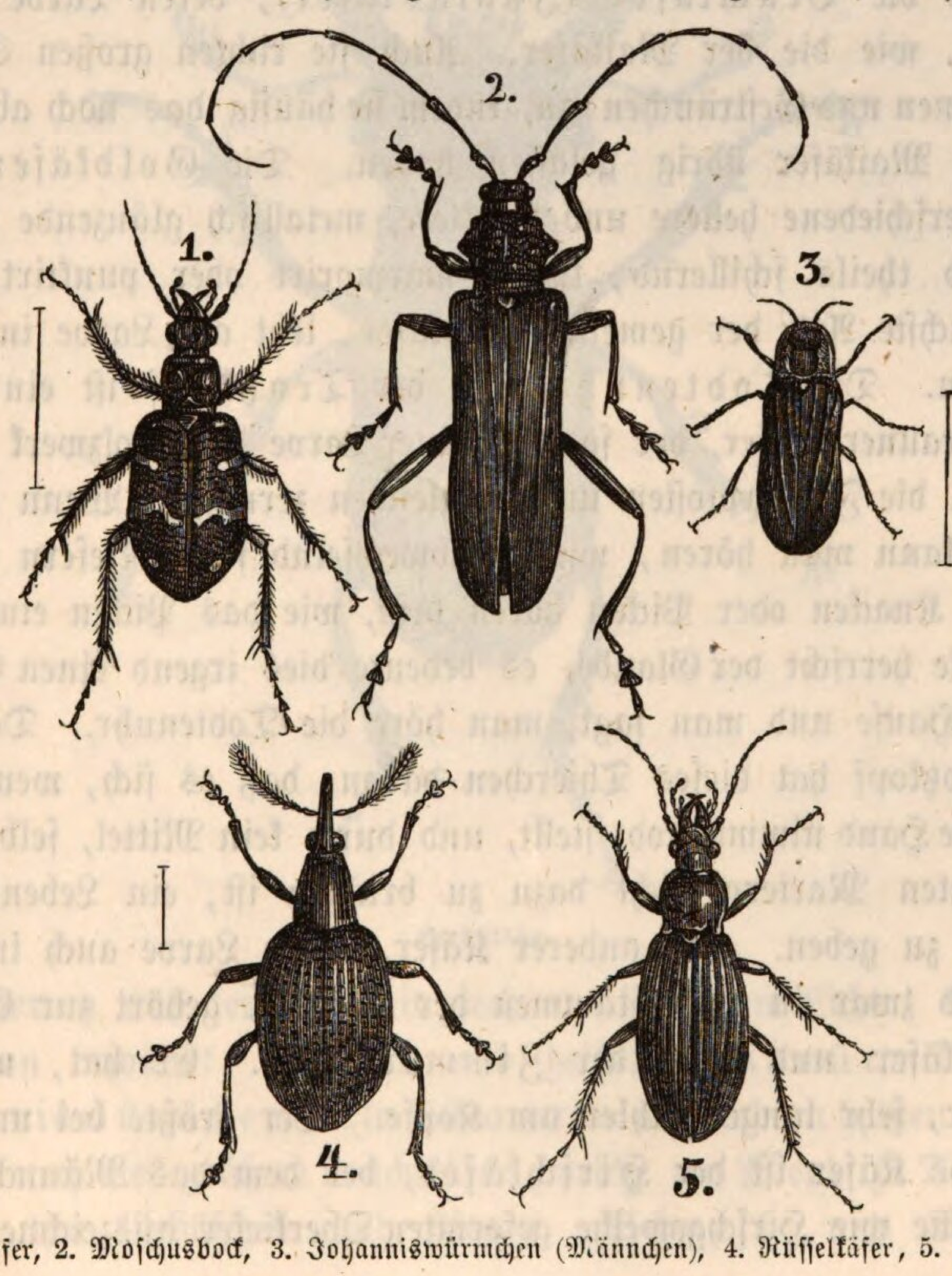
Drei Viertel des Jahres lebt der Sperling im Ueberfluß. Die Erntezeit bringt er ganz und gar auf dem Acker zu, wo er schaarenweise von Garbe zu Garbe schwirrt. Wenn aber endlich Alles geleert ist, und er allein mit Krähe, Dohle und Meise zurückgeblieben ist, dann zieht er sich in die Winterquartiere, in die Straßen der Städte, in Höfe und in Ställe zurück. Es kommen die Fasten. Der lärmende Prahler wird still, Kälte und Hunger dringen auf ihn ein; dann sitzt er geduckt im Kreise der Seinen, die Federn ringsum aufgeblasen, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, so daß nur Schnabel und Augen aus dem Pelze hervorlauern, oder er hockt einsam in geschützten Winkeln, sucht ein Fenstersims, einen Schornstein, um den Strahl der Wintersonne oder den Hauch des Herdfeuers aufzufangen; oder er klopft mit kläglicher Miene an das Fenster um ein Almosen. Doch wo nur ein Sonnenstrahl durch's Wolkengrau bricht und der Schnee vom Dache thaut, flugs wacht der alte Muth wieder auf, das lose Gezwitscher und Gehüpf beginnt von Neuem. Er weiß ja, daß die Bußzeit bald vorüber ist, und daß der Frühling auch ihm den Tisch zu decken nicht vergißt. Und daher mag man wohl auch einmal ein Sperlingsconcert mit anhören. Es ist ja auch eine Frühlingsstimme.

Nach Masius.

72. Von den Käfern.

Jene Insekten, welche dicke, mehr oder weniger harte Oberflügel haben, worunter in der Ruhe faltig zusammengeschlagen die häutigen Unterflügel liegen, heißt man Käfer. Zum Fliegen dienen ihnen nur die Unterflügel, und sie halten die Flügeldecken dabei emporgestreckt. Bei manchen Käfern sind die Flügeldecken zu einem Schilde verwachsen, und es fehlen ihnen dann die Unterflügel. Ganz flügellos sind die Weibchen der Johanniswürmchen. Alle Käfer haben sechs Füße, welche an ihren Enden mit zwei Krallen versehen sind.

Von den zahllosen Käfern wollen wir nur einige wenige nennen. Die Sandkäfer sind schön grün und braun gefärbt, wohnen auf



1. Sandkäfer, 2. Moschusbock, 3. Johanniswürmchen (Männchen), 4. Rüsselkäfer, 5. Goldschmid.

trockenem, sandigem Boden, und machen sich an heißen Tagen dadurch bemerklich, daß sie immer eine Zeit lang schnell laufen und dann eine kurze Strecke weit fliegen, weßhalb sie schwer zu fangen sind. Verwandt mit den Sandkäfern sind die Laufkäfer, deren es eine große Zahl von Gattungen gibt. Die meisten von ihnen fliegen nicht, können aber dafür um so rascher laufen, woher sie auch ihren Namen haben. Zu ihnen gehört der schöne große Goldschmid, welcher goldgrüne Längsstreifen auf den Flügeldecken hat und in Gärten und Feldern dadurch von Nutzen ist, daß er schädliche Insekten und Regenwürmer vertilgt. Der Maikäfer richtet an Obst- und Waldbäumen großen Schaden an. Nach den Maikäfern erscheinen im Juni die Brachkäfer (Juniuskäfer), deren Larve ebenso aussieht, wie die der Maikäfer. Auch sie richten großen Schaden an Bäumen und Gesträuchen an, indem sie häufig das noch abfressen, was die Maikäfer übrig gelassen haben. Die Goldkäferarten haben verschiedene hellere und dunklere, metallisch glänzende Farben und sind theils schillernd, theils marmorirt oder punktirt. Die gewöhnlichste Art, der gemeine Goldkäfer, lebt als Larve in Ameisenhaufen. Die Todtenuhr oder der Trotzkopf ist ein kleiner, schwarzbrauner Käfer, der sammt seiner Larve das Holzwerk in den Häusern, die Fensterpfosten und dergleichen zernagt. Wenn es stille ist, so kann man hören, wie er abwechselnd seine Kiefern bewegt, und ein Knacken oder Picken hören läßt, wie das Picken einer Uhr. Im Volke herrscht der Glaube, es bedeute dies irgend einen Sterbefall im Hause und man sagt, man höre die Todtenuhr. Den Namen Trotzkopf hat dieses Thierchen davon, daß es sich, wenn man es in die Hand nimmt, todt stellt, und durch kein Mittel, selbst durch die größten Martern nicht dazu zu bringen ist, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Ein anderer Käfer, dessen Larve auch im Holze lebt, und zwar in den Stämmen der Föhren, gehört zur Gattung der Bockkäfer und heißt der Zimmermann. Er hat, wie alle Bockkäfer, sehr lange Fühler am Kopfe. Der größte bei uns vorkommende Käfer ist der Hirschkäfer, bei dem das Männchen sich durch seine wie Hirschgeweihe geformten Oberkiefer auszeichnet; man

nennt diese gewöhnlich Hörner, und er kann damit tüchtig kneipen. Manche Käfer halten sich nur im Wasser auf und haben, um gut schwimmen zu können, eine plattenförmige Gestalt und platte Hinterbeine; man nennt sie Schwimmkäfer. Die Leuchtkäfer, deren Hintertheil in der Dunkelheit leuchtet, erscheinen bei uns im Juni und Juli und schweben in den warmen Sommernächten wie glänzende Sternchen in der Luft umher. Ihre Weibchen kriechen im



Hirschkäfer.

Grase herum und leuchten mit noch viel stärkerem Licht. Sie sind, wie schon erwähnt, flügellos und heißen Glühwürmchen oder Johanniswürmchen. In Südamerika und andern heißen Ländern gibt es noch viel größere Leuchtkäfer, welche am Abend zu Tausenden zwischen den Gebüschen umherfliegen. Schnell- und Spring-

käfer nennt man jene Käfer, welche, wenn man sie auf den Rücken legt, hoch in die Luft springen; sie kommen beim Niederfallen auf diese Weise wieder auf die Füße. In Südamerika lebt eine Springkäferart, die bei der Nacht ein so helles Licht verbreitet, daß man dabei lesen kann. Die sogenannten Erdflöhe sind kleine, metallisch gefärbte, springende Thiere, welche in trockenen Sommern großen Schaden an den jungen Pflanzen, besonders am Kohl anrichten und bisweilen selbst junge Laubwälder kahl fressen. Durch Aufstreuen von Asche, am besten Tabaksasche, sowie durch Bespritzen der Pflanzen mit einem Aufguß von Tabaksblättern oder Wermuth kann man sie vertreiben. Die spanischen Fliegen sind schöne, glänzend grüne Käfer, die einen scharfen unangenehmen Geruch von sich geben und auf Eschen, Pappeln, Flieder und einigen andern Bäumen und Gebüschen leben. Sie enthalten einen scharfen, ätzenden Saft und erzeugen, wenn man sie zerstößt und auf die Haut legt, Entzündung, so daß eine Blase entsteht. Man benutzt sie daher in den Apotheken zur Bereitung von Blasenpflastern. Innerlich genommen, wirken sie als Gift.

Die Natur von Tutschek.

73. St. Johannes und das Würmlein.

Johannes ging am hellen Bach
Und sah dem Lauf der Wellen nach,
Durch Gras und Blumen schritt er hin,
Und schaute drauf mit Liebessinn:
„Wie frisch das blüht um Thal und Höh'n,
O Gott, wie ist die Welt so schön!
Die Fluren lächeln allzumal,
Und Alles grünt und quillt im Thal;
Da ist kein Kraut, da ist kein Blatt,
Das nicht Gefühl vom Leben hat,
Ein jedes Thierchen freut sich dran,
Wär's noch so schlicht auch angethan;
Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in sich trägt."

Wie nun der Heil'ge liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
Gar klein und schlicht, ohn' alle Zier,
Johannes hätt's zertreten schier, —
Da hebt er's auf vom Boden fein
Und setzt es auf ein Blümelein,
Und spricht: „O lebe, lebe nur,
Auch dir blüht ja die Frühlingsflur!"

Das Würmlein fühlt sich kaum berührt,
Als es die Segenshand verspürt:
Entbrannt von reiner Liebesgluth,
Es plötzlich lieblich leuchten thut,
Auch wachsen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bei stiller Nacht
Als wie ein funkelnder Smaragd,
Dann, einem lichten Sternlein gleich,
Liegt es auf einer Blume weich,
So ruht es friedlich süß im Grün,
In Liebe wird es still verglüh'n!

Wilhelmine v. Chézy.

74. Die lange Tafel.

„Nun Kinder, wenn ihr fleissig seid,
So will ich euch ein Schauspiel zeigen,
Das euch gewiss recht herzlich freut;
Denn es hat nirgends seines Gleichen.

Habt ihr die Tafel schon geseh'n,
An der viel Tausend, Tausend speisen? —
Wir wollen heut spazieren geh'n;
Da will ich euch die Tafel weisen.

Die Tafel ist unendlich lang,
Und stets gedeckt für Millionen.
Nun seid recht fleissig! Unser Gang
Soll euern Fleiss gewiss belohnen."

So sprach mit väterlichem Sinn
Ein Lehrer einst zur kleinen Heerde.
Und alles setzt sich fleissig hin,
Dass, was er sprach, erfüllet werde.

Und als der Unterricht vollbracht,
Sieht man die Kleinen lauschend stehen.
„Nun rasch die Bücher zugemacht!
Ihr sollt die lange Tafel sehen."

Drauf führt er seine kleine Schaar
Auf eines Berges hohe Spitze.
Als sie hier angekommen war,
Ruht sie auf weichem Rasensitze.

Die Kraft der Kleinen kehrt zurück,
Sie möchten nun die Tafel sehen.
„Wo ist sie wohl?" — fragt jeder Blick,
„Wir müssen wohl noch weiter gehen?" —

„Nun, liebe Kinder, schaut einmal
Hinunter auf die schönen Fluren;
Wie glänzen doch im Sonnenstrahl
Allüberall des Segens Spuren!

Wie schmückt des Baumes Blüthenschnee
Die neuerwachte, schöne Erde!
Dort tummelt sich im fetten Klee
Die breitgestirnte Rinderheerde.

Das ist die Tafel, stets gedeckt
Für Millionen froher Gäste.
Und Gott, der alles Leben weckt,
Bewirthet, was er schuf, auf's Beste.

Vom Anfang her hat er's gethan,
Und speist noch jetzt die jungen Raben.
O, betet ihn recht dankbar an,
Den Geber aller guten Gaben!

Ja, Aller Augen warten sein;
Denn Allen gibt er ihre Speise.
Das Kinder, präget tief euch ein,
Dass frommer Dank den Geber preise!"

Nach Hebel.

75. Die beiden Aehren.

Am Sankt Johannistage ging
Der Vater und sein Kind in's Freie.
Gar freundlich war des Himmels Bläue,
Und auf dem reifen Kornfeld hing
Der Morgenthau noch hell und lau.
Leicht nicken an dem grünen Rain
Mohnblumen bei der Lüfte Weh'n,
Gleich Purpurgluth im Sonnenschein,
Und frisch im fröhlichen Gedeih'n
Sah man die schlanken Aehren stehn.
Das Mädchen hüpfte auf und nieder,
Wo eine schöne Blume stand,
Und kehrte bald mit voller Hand
Und frohem Blick zum Vater wieder.
„Sieh, Väterchen, was ich gepflückt!
Zwei schöne, ganz verschiedne Aehren!

Stolz ragt die eine, und gebückt
Scheint diese sich herabzukehren.
Warum sind sie nicht gleich geschmückt?
Willst, Vater, du mir das erklären?" —
Drauf sprach der Vater freundlich mild:
„Schau her, mein Kind, es will im Stillen
Die Wahrheit gern im zarten Bild
Die tiefsten Lehren uns enthüllen.
Sieh, jene, die sich stolz erhoben,
Ist selten einmal segensschwer;
Ihr prahlend Haupt ist hohl und leer;
Der Schnitter wird nur diese loben,
Die, still in Demuth hingeneigt,
Des innern Werthes Fülle zeigt.
So traue nie des Hochmuths Schimmer!
Er deckt nur inn're Armuth zu.
Der frommen Demuth gleiche du!
Ob still sie blüht: — sie täuscht dich nimmer!"
Und leise schrieb die Tochter sich
In's Herz des Vaters gold'ne Lehren. —
Johannistag wohl schnell verstrich;
Doch blieb ihr tief und inniglich
Das Gleichniß von den goldnen Aehren.

Agnes Franz.

---

76. Komm, Herr Jesu, sei unser Gast.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johannes las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?"
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth dagesessen.
„Drauf betet er: Mein liebster Jesu Christ!

So fragtest du? O wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast
Und halt' an meinem armen Tische Rast.
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann!
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb."
Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgens läßt's ihn nimmer ruhn;
„Frau," hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß,
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirthen hast.
Putz' uns're Kinderlein, mach' Alles rein;
Der werthe Gast will wohl empfangen sein."
Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?"
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herrn lud'st du zu dir?"
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.
Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall,
Zum lieben Gotteshause zieh'n sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O lieber Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert, ach, so möcht ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn."
Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Heerde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:

Wo doch der Gast so lange bleiben mag!
Es schlägt auf Eins; da wird's ihr endlich bang?
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein; die Kinder stehn
So hungrig da, und noch ist nichts zu seh'n.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast."
Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! Er kommt nun bald herein."
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht,
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du bescheeret hast!"
Da klopft es an der Thüre. Seht! ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß:
„Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brod!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt;
Vielleicht daß mir bei euch ein Bissen wird."
Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe dich! Du kommst noch nicht zu spät."
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.
„Und, Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein;
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum läd't,
Er einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesu Christ."

Knapp.

77. Das Habermus.

Kinder, das Habermus ist fertig, so kommt denn und esset!
Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Topf sich keins das Aermelchen schwarz macht.
So, nun esset, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
Zwischen die Furche gesä't mit fleißiger Hand und beegget.
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
Euer Vater hier nicht; das that der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
Klein gestaltet und zart; nicht regt, noch rührt sich das Keimchen,
Nein, es schläft und spricht euch kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden;
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
Wacht allmählich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und saugt am saftigen Körnlein.
Nach und nach wird's größer und heimlich auch stärker,
Schlüpft aus den Windeln heraus und streckt ein Würzelchen abwärts
Tiefer hinein in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's, neugierig möcht es auch wissen,
Wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam
Guckt's aus dem Boden heraus. — Potz Stern! ich glaub', es gefällt ihm! —
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Thau und sag' ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt, und es schmeckt ihm so wohl, es streckt sich gewaltig.
Und nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße,
Stricket und schauet herab, wie eine freundliche Mutter

Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
Und es thut ihm so wohl bis tief hinein in das Würzlein.
„Solch' eine treffliche Frau, und doch so gütig, so freundlich!"
Aber was sie wohl strickt? Ein Gewölk aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen, ein Spritzelchen kommt, jetzt regnet es völlig.
Keimlein trinkt sich satt; d'rauf wehet ein Lüftlein und trocknet's,
Und es sagt: „Nicht kehr' ich zurück jetzt unter den Boden!
Nicht um Alles! Da bleib' ich und schau, zu was ich gut bin!"
Esset, ihr Kinder, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Bitt're Zeit doch harrt auf das Keimlein. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel, bei Tag und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Hoch auf den Bergen da schneit es, und weiter unten da hagelt's.
Hu — wie schaudert es jetzt dem Keimlein, wie bangt es und weint es!
Und der Boden ist zu und hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben," so spricht's, „daß sie gar nicht zu seh'n ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach, wär' ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund und in der befeuchteten Wärme!"
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprecht wohl auch noch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt und euch rühren und Brod euch verdienen und Kleidung:
„Wäre daheim ich doch beim Mütterchen hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott, es währet nicht immer, und endlich wird's besser,
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heitern Maitag
Weht es so lau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf,
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und gibt ihm ein Küßchen.
Ach! wie ist's ihm so wohl, es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach pranget die Matte mit Gras und mit farbigen Blumen,

Allgemach duftet die Blüthe der Kirschen, es grünet der Pflaumen-
baum,
Buschiger wird das Korn, und buschiger Weizen und Gerste,
Und mein Häberlein spricht: „Jetzt bleib' ich allein nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zu der saftigen Spitze?
Endlich schlüpft ein Aehrlein heraus und schwankt in den Lüften —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen?
Himmlische Engel, wer sonst? — Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halme zu Halm' und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Blüthe bei Blüth' an der zierlichen, schwankenden Aehre;
Jetzt sind zarte Körnlein darin und wachsen im Stillen,
Käferchen kommt nun und Fliege; sie kommen und machen Be-
such ihm,
Und auch der Glühwurm kommt, der Glühwurm mit dem Laternchen,
Nachts um Neun' auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen.
Esset, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Späterhin hat man geheu't und Kirschen gesammelt nach Pfingsten,
Späterhin saftige Pflaumen gepflückt dort hinten im Garten,
Späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste:
Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Aehren lesen gegangen, und 's Mäuslein machte den Kehraus.
Drauf hat auch der Haber gegelbt; voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet;
Meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter hinaus mit Euphrosinchen und Lischen,
Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's Morgens und
Abends.
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune
Und ihn gedroschen von früh Zwei bis zu Abend um Viere.
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle

Und ihn wiedergebracht in feine Körnlein zermahlen;
Und mit sahniger Milch, von jungen fleckigen Kühen
Hat lieb' Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder es schmeckte? —
Wischet die Löffel nun ab, und bet' eins: „Danket dem Herrn!"
Und jetzt geht in die Schule, dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir kein's, gebt Achtung! lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Kehrt ihr zurück, setzt's auch ein gebackenes Pfläumlein zum Nachtisch.

Nach Hebel.

---

78. August.

Heiss brennt der Mittag, glühend wirft die Sonne senkrechte Strahlen auf die Felder hin. Leer sind die Strassen, Wandersleut' und Fuhrleut' sind eingekehrt. In kühler Wirthshausstube, da sitzen sie beim Mittagsbrod und plaudern, indess die Gäule schlafen auf dem Hof. Die Rinder auf den Feldern ruh'n im Grase und wiederkäu'n behaglich vor sich hin, nnd dicht gedrängt zusammen steh'n die Schafe und strecken matt den Kopf zur Erde nieder, eins in des andern Schatten. Mücken summen und Käfer schwirren brummend durch den Busch. Weithin in voller Mittagssonne Brand dehnt Feld an Feld sich hin mit gold'nem Korn, hier nur erst halb gereift und ungeschnitten, dort stehn gemäht schon Garben neben Garben, in Reihen hoch gethürmt, und in dem Schatten der Garben ruh'n die Schnitter von der Müh'. Das gab heut' saure Arbeit, und im Schweiss des Angesichts verdienten sie ihr Brod. Doch wer die schwere Mühe freudig thut, dem bleibt der Segen auch zuletzt nicht aus, und wer, selbst arm, durch seiner Hände Werk den armen Brüdern Nahrung schafft und Brod, dem lohnt ein freudig Herz. Das ist ein Schatz, ein Schatz, der doch allein nur glücklich macht!

Reinick.

79. Die bayrischen Alpen.

Zwischen Lech und Inn erstrecken sich die bayrischen Alpen. In zwei riesigen Gürteln — dem Wetterstein- und Karwendelgebirge — umschließt der Hauptstock derselben den Ursprung der Isar. Durch die Querthäler der Loisach und der Isar unterscheidet man einen West-, einen Mittel- und einen Ostzug.

a. Der Mittelzug.

Im Mittelzug, den Loisach und Isar einschließen, bildet das Wettersteingebirge die mächtigste Partie. Gegen Westen bricht die mauergleiche Felswand mit ihrer höchsten Kuppe, der Zugspitze, 9069′ — Bayerns höchster Berg — plötzlich ab, in's tiefe Loisachthal jäh hinabfallend. Da sind Zeugen gräßlicher Zerstörung um den hochliegenden Eibsee hergestreut. Nördlich von dem ungeheuern Geschröfe aber breitet sich das herrliche Gebirgsthal von Garmisch und Partenkirchen aus. — Ostwärts, Mittenwald zu, bildet der Wetterstein, 7311′, den höchsten Punkt des ungeheuren Gebirgsstockes. — Nördlich in diesem Zuge, aber nicht mehr zur Hauptpartie gehörig, ist der Krotenkopf, dann westwärts, zwischen Walchen- und Kochelsee, der hohe Heimgarten und der Herzogstand, ostwärts der Jochberg und die Benediktenwand.

(Zeichnen und Beschreiben).

b. Der Westzug.

Der Westzug, auch Ampergebirge genannt, liegt zwischen der Lechebene von Schwangau und dem tiefen Loisachthal. In ihm erheben sich: der Säuling 6254′ und das Hochplatt 6382′, beide in der Nähe von Hohenschwangau, der Kreuzspitz 6715′ und das Ettaler Mandl 5023′. Dem ganzen Gebirge liegt der Hohe-Peißenberg vor.

(Zeichnen und Beschreiben).

80. Die Jachenau.

Bei Sachenbach, zwei schönen, fast prächtig gebauten Bauernhäusern, stehen wir am Eingang in die liebliche Heimath der Jachenauer. Die Jachen durchrinnt unter vielen Krümmungen das trauliche Thal und zieht rauschend die vielen Bäche mit sich fort, welche mit erfrischender Kühle lustig aus den dichtbewachsenen Schluchten eilen. Viehzucht und das Holz der reichen Wälder, welches gefällt und mit vieler Beschwerde, oft mit Lebensgefahr, an den Triftbach gebracht wird, bringen viel Wohlstand in die zerstreuten Gehöfte. Die Jachenauer zeichnen sich aus durch hohen starken Wuchs und schöne, zierliche Formen; dabei sind sie doch voll Lebendigkeit und Kraft. Schade, dass die altherkömmliche Tracht der Männer immer mehr schwindet. Enge, über dem Knie gebundene, schwarze Lederhosen, bauschige Strümpfe, starke, mit Nägeln beschlagene Schuhe, grüne, gelbausgenähte Röcke in patriarchalischem Schnitte und grosse Bänderhüte kennzeichneten ehedem die Bewohner. Wie die Kleidertrachten, so verlieren sich auch althergebrachte Gebräuche. So ist auch das seltsame Bockopfer, welches seit undenklichen Zeiten mit der Feier des Osterfestes verbunden war, nicht mehr üblich. Es wurde nämlich in jedem Jahre der Reihe nach von einem der 36 Hofbesitzer ein Widder zum Besten gegeben, in Vierteln gebraten, dann wieder in einem Korbe zusammengerichtet, am Kopf mit einem Kranz von Buchs und Bändern geziert, und ganz wie die Opfer des germanischen Heidenthums, an den Hörnern vergoldet; der Erbe des Hauses oder der Oberknecht trug dann den Widder zur Weihe in die Kirche und von da in's Wirthshaus, wo ihn der Wirth zerhackte und der Hirt eines jeden Hofes den treffenden Theil in Empfang nahm; der Rest verblieb den armen Söldnern.

Wer das romantische Thal der Jachen besucht hat, der wird sich gewiss mit einem wahren Vergnügen an die stille,

heimliche Gegend erinnern, und an das Völklein voll Treue, Biederkeit und gutmüthiger Ehrlichkeit, das hier wohnt. Geradheit und Herzlichkeit, feste Anhänglichkeit an Religion und an das angestammte Fürstenhaus, stille einträchtige Häuslichkeit sind bekannt. — Die Pfarrkirche, die Schenke und noch ein Paar Häuser stehen beisammen und bilden den Hauptort des Thales. Die übrigen, gewöhnlich mit Reimsprüchen gezierten Wohngebäude liegen vereinzelt auf den grasreichen Hügeln und schauen frei und offen in die blühende Landschaft oder lugen, hinter Busch und Baum versteckt, auf den entzückten Wandersmann.

Ingerle.

81. Die Entstehung des Passionsspiels zu Oberammergau.

Kurz nach dem dreißigjährigen Krieg wurde Bayern von der Pest verheert. Da versammelten sich die fleißigen und frommgesinnten Männer von Ammergau und beschlossen, daß Niemand über die Berge, welche das Thal vom übrigen Lande trennen, hereingelassen werden sollte, noch Jemand aus dem Thale selbst hinabginge über die Berge, um wiederzukehren, bei großer Strafe, damit nicht das Pestgift nach Oberammergau käme.

Das Gebot wurde bis zum Kirchweihfeste treulich gehalten. Aber nun ging es einem von Ammergau, der seit Monaten als Taglöhner in Eschenlohe jenseits des Ettaler Berges arbeitete, schwer zu Herzen; er sehnte sich, die Feiertage bei seiner Familie zuzubringen und versuchte es, ungeachtet des strengen Verbots, sich bei Nacht auf verborgenen Wegen über das Gebirg zu schleichen. Unglücklicherweise gelang ihm dieß, aber er trug die Krankheit zurück in seine Hütte und starb schon am dritten Tag; das Pestübel aber fing im Thale zu wüthen an.

Die Ammergauer wendeten sich in solcher Trübsal zum himmlischen Arzt, empfahlen ihm ihre Seelen und Leiber in gläubiger Zuversicht und thaten das Gelübde, alle zehn Jahre mit großer

Feierlichkeit und Andacht die Leidensgeschichte des Erlösers bildlich darzustellen, wofern das Pestübel von ihnen genommen würde. Ihr Gebet wurde erhört und dem Sterben wie durch ein Wunder Einhalt gethan, so daß bald fröhliches Leben auf der Stätte des Todes zurückkehrte.

In ihrer Freude vergaßen jedoch die Ammergauer das Gelübde nicht und stellten schon im nächsten Jahr auf einem großen Theater die Passionsgeschichte unter großem Zudrang von Fremden aller benachbarten Länder dar. Das fromme Schauspiel wurde seitdem fleißig wiederholt und zog mit den vielen Zuschauern viel Geld in das Thal; denn die Fremden kauften dabei von den künstlich verfertigten Waaren, um den Ihrigen ein Andenken mit nach Hause zu bringen.

Fr. Mayer.

---

82. Auf dem Peißenberg.

Der Peißenberg erhebt sich 3000 Fuß über die Meeresfläche und ist ein Ausläufer jenes mächtigen Alpenstockes zwischen der Loisach und dem Lech, der seine waldigen Vorberge nordwärts fast im Dreieck gegen das Flachland hinaus sendet und schier zur Ebene werden läßt, bis sie sich hier im letzten Aufschwunge noch zur ragenden Hochwarte erheben.

Auf dem Berge weiden viele Heerden mit melodischem Geläute, und an seinen Seiten stehen viele schöne Gehöfte, niedlich eingehegt und vergattert, hirtlich reizend in der schmucken Bauart des Gebirges. Wälder und Felder lösen sich angenehm ab.

Oben auf der Höhe stand einst eine Burg, nunmehr aber prangt da seit dreihundert Jahren, weithinschauend und in weiten Fernen gesehen, eine vielbesuchte Wallfahrtskirche und ein stattliches Pfarrhaus, auf dessen Dach eine Sternwarte angeschmiedet ist. Ein Gärtchen des Pfarrers, das Wirthshaus und die Kegelstatt unter zwei großen Linden, endlich der kleine Friedhof füllen die Platte aus, zu welcher ringsum gelichtete Halden emporführen.

Auf der Warte über dem Pfarrhause erscheint der gezackte Alpenkranz in seiner vollen Pracht vom Algäu bis nach Salzburg, die Vorgebirge dick mit Wald bewachsen, jene in zweiter Reihe wild und steil abgerissen, mit spitzigen Hörnern, mit klaffenden Schründen, mit silbernen Rinnen und glänzenden Schneefeldern; mitten drin der hohe Venediger, der in seinem ewigen Eismantel als ungeheure Pyramide aus dem fernen Kärnthen fast geisterhaft herüberschimmert.

Ueber dem Flachland hinaus sind die blauen Rücken der rauhen Alp, und weiter rechts sollen die Höhen des Böhmerwaldes und des Fichtelberges zu sehen sein. Am Saum der Scheibe, die diese fernen Ränder einfassen, flimmern die Frauenthürme von München, die Domthürme zu Freising und die Ulrichskirche zu Augsburg als graue Marksteine der äußersten Tragweite.

In der Nähe liegen mehrere kleine Städte und Flecken, deutlich und in vollem Umfange, während von andern die Thürme über die Wälder heraus blinken. Auch sind manche von den ehemaligen Stiftern zu sehen, welche die Frömmigkeit der alten Herzoge und Grafen in Bojoarien gegründet, so Andechs, Diessen, Wessobrunn, Polling und Rothenbuch.

In all seiner Länge und Breite legt sich der Ammersee, aus dessen Wellen der heilige Berg emporsteigt, mitten in die Landschaft, und wie ein langer Silberstreif glänzt der Würmsee durch die Gegend gegen Morgen.

Rückwärts, vom Gebirge kommend, blitzt die Ammer in ihrem tiefen Waldthale, die bald mit breitem Kiesbette aus dem Dickicht hervortritt, bald wieder im Tannenforst verschwindet. Die Hochwälder nehmen allerdings große Flächen ein, aber dazwischen heben sich desto tröstlicher grüne Auen und die gelben Felder hervor, in denen unzählbar die Flecken und Dörfer, die Schlösser und Edelsitze, die Einödhöfe und Waldkapellen liegen im obern Lande Bayern, im Lechrain, im Allgäu und im fernen Schwaben.

Darin gleichen diese blinkenden Punkte dem Sternenheere, daß sie, länger betrachtet, desto zahlreicher zu werden scheinen; ja, wenn einer stundenlang oben steht und immer von Neuem die Runde

macht, er wird immer wieder Neues entdecken und immer wieder frisch überrascht werden.

Heute ist ein Feiertag und ein wunderschöner klarer Himmel. Die Kirchenglocken tönen aus den Wäldern herauf und die Landleute der Pfarrei klimmen rüstig die Halden heran zum Hochamt, das bald beginnen wird. Während ein summender Haufe vor den Pforten wartet, wandelt ein anderer durch den kleinen Friedhof, still verloren über den Gräbern, die von Nelkenbüschen duften.

Es ruht ein seliger Gottesfriede auf dieser Höhe und auf dem ganzen weiten Lande, das zu unsern Füßen liegt und die Wälder wie die Berge scheinen, in sich selbst versunken, den geweihten Tag mitzufeiern. L. Steub.

83. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn! Uhland.

84. Der Lech.

Der Lech bildet zwischen Oberbayern und dem bayrischen Schwaben auf weite Strecken eine Naturgrenze. Er entspringt in Vorarlberg, tritt oberhalb Füssen durch die engschluchtige Felsen-

schwelle des „Magnustrittes“ in Bayern ein, fließt von Nord nach Süd, nimmt unterhalb Augsburg die in der Nähe der Tyrolerberge entspringende Wertach auf und mündet bei Lechsgemünd in die Donau.

Der Fluß zeigt sich auf seinem ganzen Laufe als ein wilder Alpensohn, dessen reißendes Gefälle, trotz der vielen Dammbauten, fortwährend die Ufer zerreißt und benagt. Manches schöne Stück Land ist unter seinen wilden Wellen verschwunden. So Gunzenlech, einst ein römisches Kastell, später eine prächtige Burg, wo die Welfen und Hohenstaufen gar manches herrliche Fest gefeiert. Bei Gunzenlech war es vorzüglich, wo die Ungarn i. J. 955 die große Niederlage erlitten und von den Deutschen so gedrängt wurden, daß diejenigen, welche nicht durch das Schwert fielen, in den Fluthen des Lechs ertranken. Zum Flußgebiete des Lechs gehören die auf oberbayrischem Gebiete liegenden Schwansee, Alpsee und Bannwaldsee.

An und in der Nähe des Leches liegen: Füssen, östlich davon Schloß Hohenschwangau, Schongau, Landsberg, Augsburg, Rain, wo Tilly 1631 tödtlich verwundet wurde.

Eine Viertelstunde südlich von Schongau liegt das uralte Piting (Pitingowe), einst der Sitz der mächtigen Welfenherzoge. Welf VI., Herzog von Spoleto, Fürst von Sardinien, Graf von Lechrain ꝛc. verlebte auf seiner festen Burg Pitingowe seine alten Lebenstage, ermüdet von den Kämpfen, die er mit den Hohenstaufen geführt. Da rief der Papst die Christenheit wider die Ungläubigen. Auch Welf nahm das Kreuz. Um des Himmels Segen zu erflehen stiftete er vor seiner Abreise das prächtige Kloster Steingaden — 1147. — Welf war unter den Wenigen, die aus Palästina wiederkehrten. In der von ihm gebauten Stiftskirche fand er die ewige Ruhestätte; sein Sohn war ihm längst vorausgegangen. In der Mitte des Gotteshauses liegen auf dem Fußboden die Grabdenkmäler der beiden Welfen.

Als im Jahre 1525 in vielen deutschen Ländern die Bauern aufgestanden waren, drangen auch 14000 aus Schwaben plündernd

und mordend an den Lech. Steingaden und Rottenbuch loderten in Flammen auf. Die Aufständischen forderten das umwohnende Landvolk auf, sich ihrem Bunde anzuschließen. Dieses aber hielt Treue seinem Fürsten und seinem Glauben. Auf dem Peißenberge trat das Volk der ganzen Umgebung zusammen und schwur sich gegenseitigesAusharren und Vertheidigung auf Blut und Leben. Dadurch wurden die Schwäbischen verscheucht und verließen Bayerns Grenze.

Unweit Steingaden ist das Dörflein Gründel, der Geburtsort des edlen Johann Georg v. Lori. Durch ihn wurde 1759 die Akademie der Wissenschaften in's Leben gerufen, welche durch den Kurfürsten Max Joseph III. bestätigt wurde. Er war ein treuer Diener seines Fürsten; ihm schlug das wärmste Herz für's Vaterland. König Max II. ließ dem hochverdienten Lechrainer an seinem Geburtshause eine Denktafel setzen mit der Inschrift: „Hier wurde am 17. Juli 1722 der aufopfernde Vaterlandsfreund und seelenvolle nationale Geschichtsschreiber Johann Georg v. Lori geboren."

Zwischen Lech und Wertach breitet sich die Hochfläche des Lechfeldes aus.

(Zeichnen und Beschreiben!)

---

85. Der Heldenmuth Landsbergs im dreissigjährigen Kriege.

Es war im Mai des Jahres 1633, als der verheerende Zug der Schweden abermals gen Landsberg kam. Wenige Orte Bayerns hatten bisher in dem schrecklichen Kriege so viel erduldet als dieses Städtchen. Zweimal von den Schweden erobert, war es ihnen zweimal von den Bayern und Kaiserlichen wieder entrissen worden. Aber unter allen Drangsalen hatten die Bürger unerschütterlichen Muth und die grösste Aufopferung bewiesen. Treue an das Fürstenhaus war ja eine altererbte Tugend der wackern Landsberger. Auch diesmal beschlossen

die Bürger, obwohl nur 400 bayrische Krieger in ihren Mauern als Besatzung lagen, den Feind abzuwehren.

Die Thore wurden geschlossen, die Mauern besetzt; mit unbeschreiblichem Heldenmuthe vertheidigten Bürger und Soldaten die Stadt gegen die stürmenden Schweden. Allein schon nach wenigen Tagen war der Pulvervorrath verbraucht, fernerer Widerstand unmöglich.

Da sprach einer vom Rathe zu den Bürgern: „Wir haben gekämpft, wie Bayern sollen, für Gott, Fürst und Vaterland. Trotz zur Unzeit vergrössert das Unglück. Fügen wir uns also in das Unglück wie Christen!"

Schon wollten die Männer das Schwert aus der Hand legen, als die Schweden durch die Thore drangen. Nochmals raffte man sich auf und warf sich dem Feinde entgegen. In den Gassen, in den Häussern, in den Kirchen wurde gekämpft. Die Schweden mordeten nicht bloss, was sich zur Wehre setzte, sie schonten auch nicht der wehrlosen Greise, Frauen und Kinder.

In der schrecklichen Verwirrung hatten sich mehrere Jungfrauen in einen Thurm auf dem nahen Berge geflüchtet. Auch dorthin wurden sie von den rohen, zügellosen Soldaten verfolgt. Da zogen die edlen Jungfrauen den Tod der Entehrung in Feindesgewalt vor und stürzten sich über den Felsen in den Abgrund.

---

86. Hohenschwangau.

Hohenschwangau prangt ritterlich mit Zinnen und Thürmen auf dem Felsen, dort zwischen dem dunkeln Tannenwald. Die Sonne scheint auf seine ragenden Mauern und in seine hohen Fenster. Grüne Bergseen sind seine Springbrunnen, und das Hochgebirge sein englischer Garten.

Wenn man den geschlungenen Weg hinauf wandelt zur Burg, so ist zur einen Seite ein stiller Teich, eingezackt in den Felsen,

und auf dem smaragdnen Wasser schwimmen die Schwäne, die stolzen Wappenvögel der Burg. Zur andern Hand liegt ein Gemsenzwinger, wo das Wild gefangen weidet; das sieht wohl auch oft sehnsüchtig hinauf zu den Spitzen des Säuling, wo seine Heerden ungefangen spielen. Dann geht man unter schönen Reihen von Buchen durch, die hoch über dem Wanderer ihre schönen Spitzbögen wölben. Es laufen Fußpfade ab und zu, die an heimliche Ruhebänke, auf moosbewachsene Felsenblöcke führen, und athmet Alles den süßen Walddduft. Ueber dem ersten Burgthor prangt ein steinernes Wappen: die bayerischen Rauten auf einem Schilde und auf dem andern der Löwe von der Pfalz am Rhein. — Ueber dem zweiten Thorweg stehen zwei gewappnete Bannerherrn, auch aus Stein gehauen, mit jugendlichen, frischen Gesichtern. Der eine der Ritter ist der Kämpe von Bayern, der andere ist einer der Schwangauer, der edlen und festen, und führt das Wappen der Burg in seinem Schild.

In dem Thorweg der zweiten Pforte ist kühle Dämmerung; doch von jenseits scheint die Helle herein. Dort stehen die sonnigen Zacken der Mauern, und über die Zinnen ragen starke Aeste und schwanke Zweige, und durch das Laub fallen die Schlaglichter und spielen und weben in dem Gemäuer, grün und golden wie in dem Kreuzgang eines alten Klosters. Nun kommen wir in den Burghof, aus dem das Schloß mit seinen Eckthürmen gebietend emporsteigt, überall sichtbar in dem Felsen wurzelnd und in allen seinen Grundfesten mit Laub bekränzt, mit Epheugewinden, mit jungen Bäumen und schönen Blumen. Aus der Ringmauer bricht unter alten Linden ein sprudelnder Born und darüber erscheint in heiliger Schönheit die Jungfrau Maria. Der Burghof ist ein niedliches Felsengärtlein, wie in ein Krönlein gefaßt durch die zackige Mauer, mit erfinderischer Hand geziert, mit sorgsamer gepflegt. In der dunkeln Laube hier stehen Bank und Tisch von Stein zum Vesperbrod im heißen Sommer; dort an den niedern Zinnen ein Ruhesitz für den Abend, um in die Sonne zu sehen, wenn sie hinter den Allgäuerbergen untergeht. Auf der Treppe zum Hauptpförtlein

wachsen Aloe, Oleander und Orangen, und nebenbei blühen Ehrenpreis und Augentrost, Dorant und Dosten, die altdeutschen Wunderpflanzen. Ueberdies ist aber die Kunst zu beachten, die die schönen Brunnen geschaffen hat, den Schwanenbrunnen, auf dem der eiserne Burgvogel Wasser speit, und den der Löwen, ein Abbild des maurischen Springbrunnens in der Alhambra zu Granada.

Die Halle, welche nun den Besucher aufnimmt, wird von Säulen getragen und ist des Schlosses Waffenkammer. Hier stehen auf ihren Pfeilern die Eisengewänder der alten Kämpen, vom Stechhelm herunter bis zum riesigen Sporn, mit geschlossenen Visiren, den Handschuh an den Speer gelegt oder auf das hohe Schwert. An den Wänden hängen die Waffen jener Zeiten in ihren abenteuerlichen Gestalten, die Flamberge, die mit beiden Fäusten zu führen, die gestirnten Streitkolben, die Aexte, die so zugig in der Hand liegen.

Aus der Waffenhalle steigen wir über die Wendeltreppe hinauf in die bunten Gemächer. Da das ganze weite Schloß ein Bildersaal des deutschen Volkes sein soll, so zeigen alle Wände seine Mären und Geschichten, sein Trachten und sein Dichten von den grauen Jahrhunderten der Völkerwanderung herab bis zum Beginn der neuern Zeit.

Wenn wir nun herauskommen aus den Mauern, so sind wieder die Alpen da, die blauen Seen und die dunkeln Wälder, und sprechen freundlich zu uns und winken. — Nicht weit von dem Böllatfalle, auf ragender Höhe, stehen die Trümmer der alten Burg von Schwangau: zwei dachlose Vierecke, die wohl ehedem zusammenhingen. In den ritterlichen Stuben wachsen jetzt Buchen, und statt der Tapeten kriecht Epheu und anderes Schlingkraut an dem Gemäuer herum. Den Boden deckt hoher Schutt, durch die leeren Fenster sieht man hinaus in das ferne Land, auf Burgen, die nun auch verfallen sind, auf Falkenstein, Freiberg und Eisenberg. Unten liegen die grünen Auen des Lechrains und seine Dörfer weit umher zerstreut. Einwärts aber, gegen die Berge zu, klafft die Schlucht

der Böllat, deren Brausen herüber tönt. Ueber dem Sturze steigt der kahle Säuling in die Höhe. Zu oberst auf seinem grauen Haupte liegt eine kleine, grüne Weide, auf der sich Gemsen tummeln.

L. Steub.

87. Gesang im Wald.

Im Wald, im hellen Sonnenschein,
Wenn alle Knospen springen,
Da mag ich gerne mitten drein
Eins singen.

Wie mir zu Muth in Leid und Lust,
Im Wachen und im Träumen,
Das stimm ich an aus voller Brust
Den Bäumen.

Und sie verstehen mich gar fein,
Die Blätter alle lauschen,
Und fall'n am rechten Orte ein
Mit Rauschen.

Und weiter wandelt Schall und Hall
In Wipfeln, Feld und Büschen,
Hell schmettert auch Frau Nachtigall
Dazwischen.

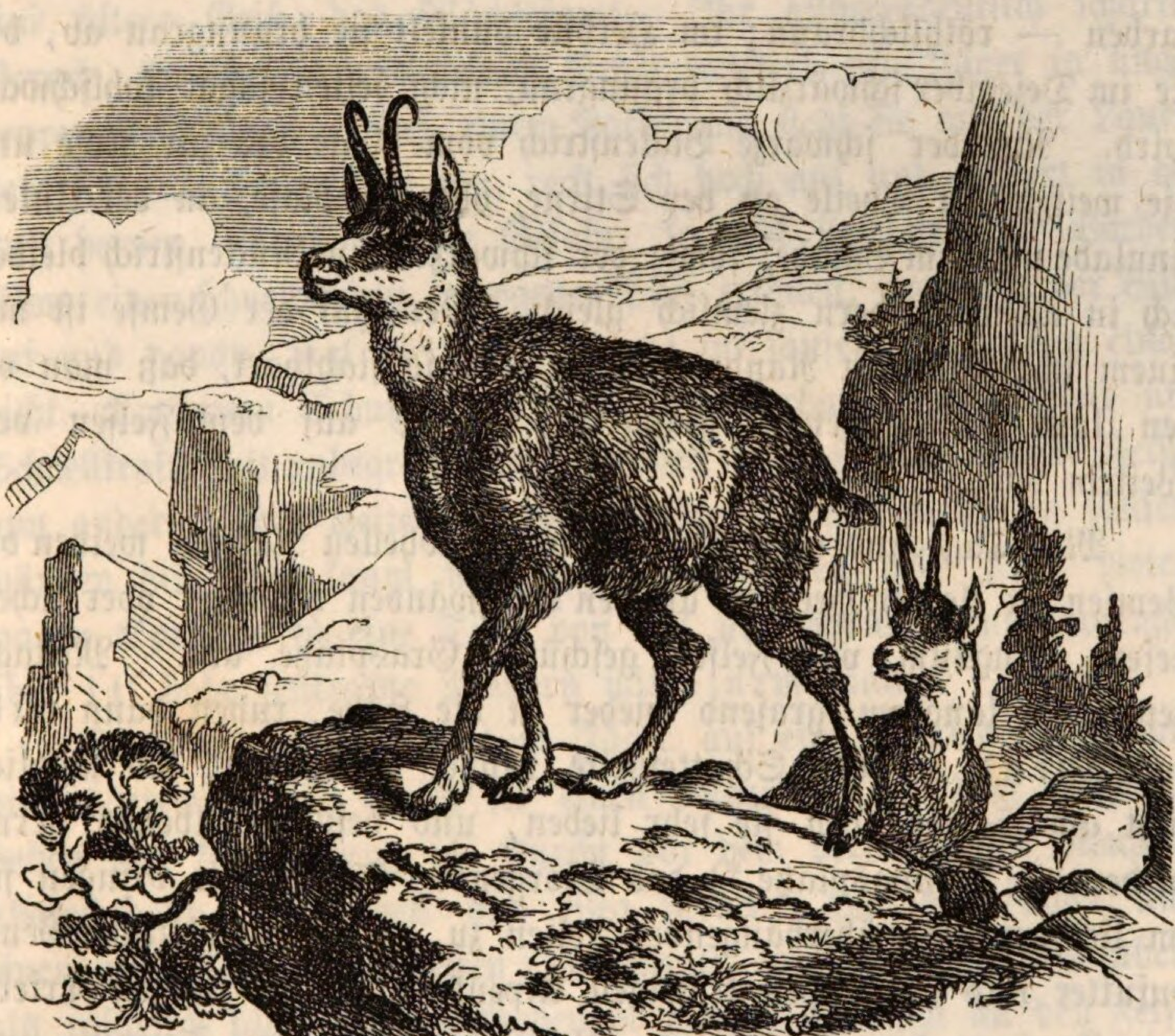
Da fühlt die Brust am eignen Klang,
Sie darf sich was erkühnen —
O frische Lust: Gesang, Gesang
Im Grünen!

Geibel.

88. Die Gemse.

In den unwegsamsten und höchsten Revieren der ganzen Kette unseres Gebirges lebt die Gemse. Da weidet sie auf den unzugänglichsten Grasplätzen, auf den fußbreiten Steinbänken, die bandartig an den Felsenwänden sich hinziehen, behaglich die dürftigen,

aber kräftigen und nahrhaften Alpenkräuter ab. Das trauliche, friedliche und gesellige, gegen alle Geschöpfe harmlose Thier würde sich den Heerden des Alpenviehes zugesellen, wenn die Menschen es nicht so beharrlich verfolgten und ihm nicht eine unbezwingliche Scheu eingeflößt hätten. In manchen Gemeinde-Jagdbezirken, wo sonst ganze Rudel das Hochgebirge belebten und ihm Reiz verliehen, sind sie fast ganz ausgerottet, und nur in den kgl. Leibgehegen von Berchtesgaden, Kreuth, Vorderries, Ammergau und Hohenschwangau kommen sie in unserm Vaterlande noch in größerer Anzahl vor.



Die Gemse.

Die Gemse ist der Ziege, besonders der Alpenziege, sehr ähnlich, unterscheidet sich aber von ihr durch den kürzern, gedrängteren Körperbau, durch die längern, plumpen Beine, den gestrecktern Hals und ganz vorzüglich durch die 4—9″ langen, pechschwarzen Hörnchen,

die unten geringelt, der Länge nach gekerbt und hakenförmig nach hinten gekrümmt sind. Die Spitzen der sehr festen Hörner sind scharf und fein, eine treffliche Waffe, womit sich die Gemse gegen Adler und Geier vertheidigt und, wenn sie gereizt wird, rasch den Hunden den Bauch aufschlitzt, während sie gegen Menschen nie eigentlich kämpft. Hinter den „Krickeln" stehen die spitzigen, beim Lauschen nach vorn gerichteten Ohren. Besonders schön sind die großen, schwarzen, stark gewölbten und lebhaften Augen des klugen Thieres. Der Kinnbart fehlt der Gemse gänzlich. Im Frühling ist sie am lichtesten gefärbt, braungelb; im Sommer wird sie rehfarben — röthlichbraun; im Herbste dunkelt sie braungrau ab, bis sie im Dezember schwärzlich braungrau, nicht selten sogar kohlschwarz wird. Nur der schwarze Backenstrich vom Auge bis zur Nase und die weißgelben Theile an der Stirne, ober der Nase, an der Unterkinnlade und am Bauche, sowie der schwarzbraune Rückenstrich bleiben sich in allen Kleidern ziemlich gleich. Der Huf der Gemse ist mit einem scharfkantigen Rande versehen und so stahlhart, daß man oft den laut aufschlagenden Gang der Thiere auf dem Felsen von Weitem hört.

Mit Tagesanbruch, oft auch in mondhellen Nächten weiden die Gemsen in kleinen Heerden an den Bergwänden hinunter oder suchen tiefere, ringsum von Felsen geschützte Grasplätze auf. Mittags steigen sie langsam grasend wieder in die Höhe, ruhen dann wiederkäuend an der Schattenseite rauher Schluchten, wo möglich dicht am Schnee, den sie sehr lieben, und besuchen Abends gerne wieder die Aesungsplätze *) des Morgens. Die Nächte bringen sie am liebsten unter überhängenden Felsen zu. Das gewöhnliche Gemsenfutter sind außer den kräftigen Alpenkräutern die jungen Triebe und Knospen der Alpenrosen, Alpenerlen, Weiden, Tannen und Wachholder. Im Winter gibt ihnen das lange, dürre Gras der lichten Vorwälder und der vom Winde reingefegten Schneeblößen,

---

*) Aesen, ätzen, essen.

auch allerlei Flechten und Moos, das sie rennthierartig aus dem Schnee hervorscharren, hinlängliche Nahrung.

Im Spätherbst sind diese freundlichen, muntern Thiere ganz besonders lustig. Stundenlange machen dann sowohl ganze Heerden als auch einzelne Paare die übermüthigsten Spiele und Scheinkämpfe. Auf den schmalsten Felsenkanten treiben sie sich wie toll umher, greifen einander an, fliehen, kehren blitzschnell wieder um, suchen sich mit den Hörnchen herunterzustoßen und necken sich auf die muthwilligste Art. Sowohl während dieser Spiele, als auch während die jüngeren äsen, übernimmt der Anführer der Heerde, fast immer eine ältere Geiß, das Wächteramt. Ihr außerordentlich scharfer Geruch, ihr Gesicht und feines Gehör wittert den Jäger in ungeheurer Entfernung. Auf einem Vorsprung steht sie auf der Lauer, sieht sich alle Augenblicke um, reckt sich hoch auf und wittert in der Luft herum. Ahnt sie eine Gefahr, so läßt sie durch die Vorderzähne einen schneidenden, gezogenen Pfiff ertönen, und wie der Blitz, auf und davon, jagt die ganze Heerde im sausenden Galopp einem nicht allzufernen Schutzort zu. Mit wunderbarer Flüchtigkeit und Schnellkraft, mit unbegreiflicher Sicherheit setzen sie von einem Felsen zum andern, über weite und tiefe Klüfte, fliegen an steilen Felsenwänden hin, die kaum merkliche Unebenheiten dem Fuße bieten, wagen Sprünge in eine Tiefe von 24′ und darüber, und springen über 14′ hohe senkrechte Mauern mit einem Satze.

Wird die Gemse von dem Jäger auf ein schmales Felsenband hinausgetrieben, so bleibt sie einen Augenblick vor dem Abgrunde stehen und kehrt dann, die Furcht vor dem verfolgenden Menschen überwindend, pfeilschnell den Weg zurück. Hat der Jäger nicht einen ganz sichern und festen Standpunkt, so bleibt ihm nichts übrig, als rasch sich platt auf den Boden zu werfen oder fest an den Felsen zu drücken, wenn er nicht von der vorübersausenden Gemse in den Abgrund gerissen sein will. Wird das Thier über eine Felswand hinuntergejagt, so benutzt es jeden faustgroßen Vorsprung, um die Schärfe des Falles durch wenigstens augenblickliches Aufstehen zu mildern. Es jagt an fast senkrechten Wänden hinunter, und zwar

mit zurückgedrängtem Kopf und Hals, die Last des Körpers auf die Hinterfüße stemmend, die dann scharf am Felsen hinunterschnurren und so die Schnelligkeit des Sturzes möglichst aufhalten. Ja, die Geistesgegenwart des Thieres ist so groß, daß es, wenn es im Sichhinunterlassen noch einen rettenden Vorsprung bemerkt, alsdann selbst im Fallen mit Leib und Füßen noch rudert und arbeitet, um diesen zu erreichen, und so im Sturze eine krumme Linie beschreibt.

Der Gemsbock lebt einsiedlerisch, ferne von der Heerde, und kümmert sich nicht um die Jungen. Diese erhalten erst im dritten Jahre den vollen Hörnerschmuck und folgen, wenige Stunden alt, der Geiß über Stock und Stein. Wird aber diese erlegt, so kehrt das Junge gewöhnlich zu ihrer Leiche zurück und läßt sich bei ihr fangen oder niederschießen. Es ist nicht schwer, jung eingefangene Gemsen zu zähmen.

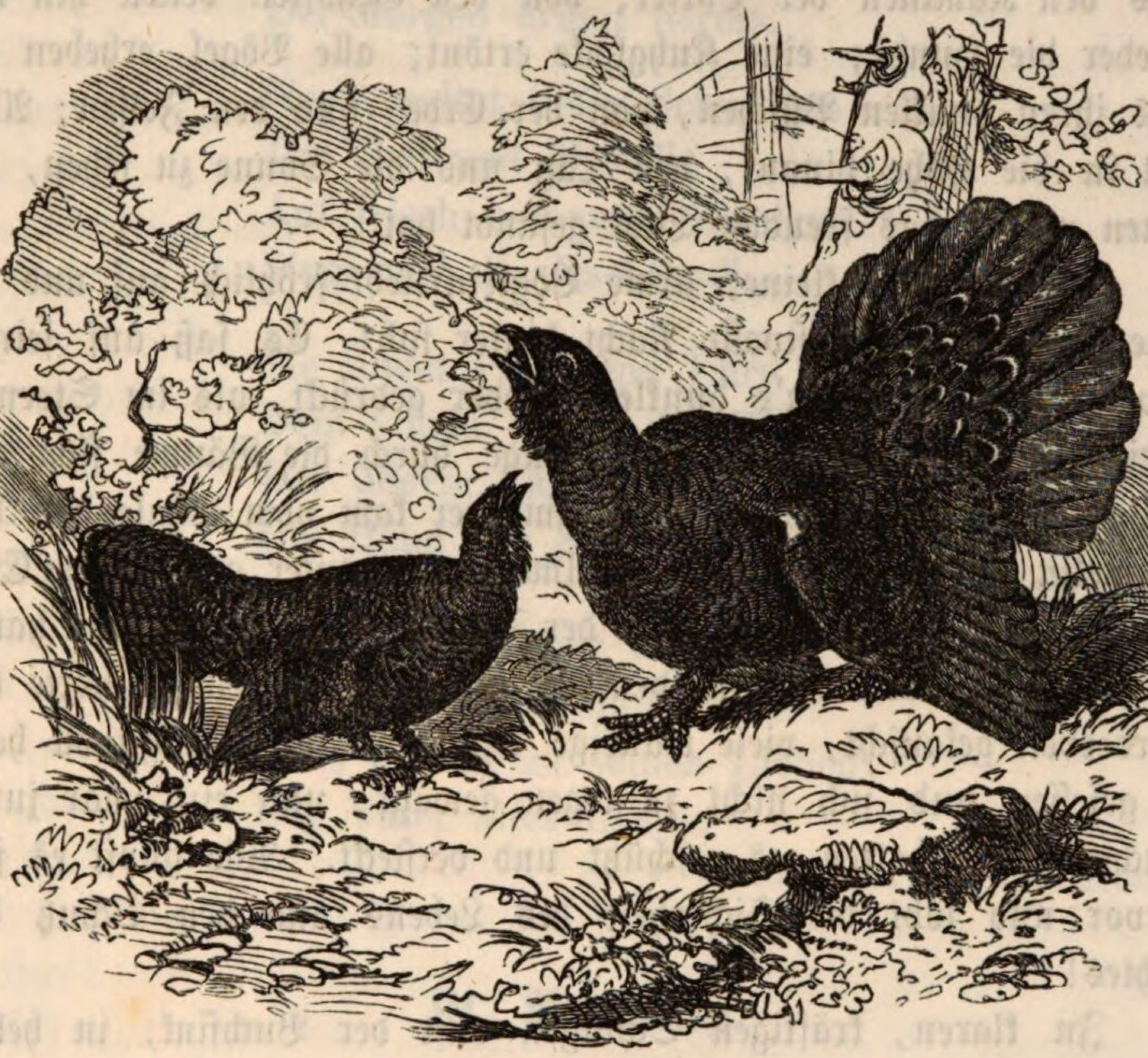
Die Gemsenjagd ist die gefährlichste von allen. Der Gemsenjäger bedarf eines scharfen Gesichtes, eines schwindelfreien Kopfes, eines abgehärteten Körpers, eines kühnen Muthes und eines schnell berechnenden Verstandes; er muß ein eben so vorzüglicher Schütze als vorzüglicher Kletterer sein. Daß sich Gemsenjäger den Fuß blutig ritzen, um fester zu stehen, ist ein albernes Märchen.

---

89. Morgenkoncert in den Alpen.

Schon ehe die rosigen Morgenwölkchen das Nahen der Sonne verkünden, ja oft ehe noch im Osten nur ein lichter Hauch ihre Geburtsstätte anzeigt, wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt von einer alten, hohen Tanne ein leises Kollern; dann folgen einige schnalzende, klappende Töne, die immer schneller hervorsprudeln, — dann der Hauptschlag und endlich ein langer Faden wetzender Zwischentöne. Der Urhahn falzt. Mit verdrehten Augen tanzt und trippelt er auf seinem Aste herum; unter ihm ruhen friedlich die Hennen im Gebüsch und sehen den närrischen Sprüngen des Hahnes zu.

Nicht lange treibt er sein Wesen allein. Die Ringamseln der obersten Wälder, die unruhigsten aller Vögel, die schon wenige Stunden nach Mitternacht vereinzelt die Kehlen stimmten, fangen überall an, laut zu werden; ebenso etliche Rohrsänger im nahen



Der Urhahn.

Ried werden um so eifriger, als die Sonne jetzt naht. Da erwacht auch die Amsel, schüttelt den Thau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpft höher hinauf am Ahornbaum. Sie wundert sich fast, daß der Tag schon der Dämmerung Herr wird, und der Wald noch fortschläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Bäume hin, hinüber an die andere Bergwand und hinunter in's Thal, über dessen Bachadern ein paar dünne Nebelstreifen sich hingelegt haben. Dann flötet sie mit Macht

und Feuer ihre metallreichen herrlichen Strophen, bald in munterm Humor, bald in tiefen, klagenden Lauten. Rasch erwacht nun im ganzen Reviere das Leben der Thiere; zuerst nach der Amsel hören wir häufig den melodischen Lockruf des Kukuks durch alle Wälder.

Dünne, bläuliche Rauchsäulen erheben sich fern in der Tiefe aus den Kaminen der Dörfer; von den Gehöften bellen hin und wieder die Hunde; eine Kuhglocke ertönt; alle Vögel erheben sich aus ihren dunklen Büschen, von der Erde, aus den Felsen; Alles eilt in die Höhe hinauf, den Tag und die Sonne zu sehen, die ihnen wieder das freudige Licht gesandt hat.

Wie manches kleine, arme Vöglein lebt fröhlich auf und hat eine bange und angstvolle Nacht hinter sich! Es saß auf seinem Zweige, den Kopf in's dunkle Gefieder gedrückt, als im Sternenschein ein Waldkauz mit leisem Fluge durch die Bäume flog und sich eine Beute wählte. Der Steinmarder kam vom Thale her, das Hermelin aus den Felsen, der Edelmarder herunter aus seinem Eichhornnest, durch die Büsche war der Fuchs gegangen; — alle hat es gesehen. In der Luft, auf dem Baum, auf dem Boden hatte das Verderben gelauscht, viele traurige Stunden lang. Angstvoll hatte es gesessen und sich nicht zu regen gewagt, und ein paar junge Buchenblätter hatten es geschützt und versteckt. Wie hüpft es jetzt hervor und lobt die Sicherheit des Lebens und den Schutz des Lichtes!

In klaren, kräftigen Schlägen ruft der Buchfink, in hellen Strophen das Rothkehlchen von dem Wipfel des Lärchenbaums, der Weidenzeisig im Erlenbusch, Ammer und Blutfink im Unterholz des Vorwaldes. Und dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Tann- und Blaumeise, jubelt der Distelfink, quickt der Zaunkönig, pipst das Goldhähnchen, ruckst die Wildtaube, trommeln die Spechte. Aber alle übertönt die melodische Weise der Baumlerche und das unnachahmbare Lied der Singdrossel. Welch ein Morgenkoncert in den grünen Hallen!

Tschudi.

90. Morgenlied.

Die Sterne sind verblichen
Mit ihrem güld'nen Schein.
Bald ist die Nacht gewichen,
Der Morgen dringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall;
Auf frisch bethauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

Sie singet Preis und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der überm Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben:
Ihr Kindlein fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

Hoffmann v. Fallersleben.

91. Augsburg.

Zwischen Lech und Wertach liegt in angenehmer und fruchtbarer Gegend auf einem Hügel, dem Rosenauberg, Augsburg, die Hauptstadt des bayrischen Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg.

Schon vor 2000 Jahren war hier ein von deutschen Stämmen bewohnter Platz, der Vindelica, nach der Volkssage aber Cizaris, geheißen haben soll. Als die Römer — 13 v. Chr. — das Land eroberten und in diesem äußersten Orte Vindeliciens*) eine Kolonie

*) So nannte man das Land zwischen der obern Donau, dem Bodensee, den Alpen und dem Inn.

anlegten, wurde die Stadt zu Ehren des römischen Kaisers Augustus Augusta genannt und erhielt zum Unterschied von andern Kolonieen dieses Namens den Beisatz Vindelicorum.

Rasch erhob sich die neugegründete Augusta zur blühenden Stadt und zum ersten Handelsplatz zwischen dem römischen Reich und dem Norden. Sieben Straßen unterhielten die Verbindung mit allen bedeutenderen römischen Niederlassungen, und gleich Rom war die Stadt mit Tempeln, Palästen und öffentlichen Gebäuden geschmückt.

Da, wo jetzt die majestätische Domkirche zu unser lieben Frau sich erhebt, war damals das Forum, wo öffentlich Recht gesprochen wurde; an das Forum reihte sich der Porticus, ein bedeckter Säulengang, und die Basilika, die mit Säulengängen versehene Gerichtsstätte; und wo nun die St. Ulrichskirche steht, soll sich zur Zeit der römischen Herrschaft das Kapitol erhoben haben.

Unter den Einwohnern zählte die Stadt schon früh Christen, wie besonders aus der Geschichte der hl. Afra erhellt, die hier unter dem Prätor Gajus, 304, den Martyrertod erlitt.

Im fünften Jahrhundert, als durch die Völkerwanderung der Römerherrschaft ein Ende gemacht wurde, ward auch die herrliche Augusta zerstört. Auf den Trümmern der Stadt erhob sich jedoch bald ein kleines, mit Mauern umgebenes Fort, die Augustusburg genannt, ein Name, der sich später in Augsburg umwandelte. Das Christenthum breitete sich in der Augustusburg so rasch aus, daß bereits um 582 ein Bischof, Sosimus, erwählt wurde. Dieser schlug seinen Sitz bei der außerhalb der Stadt gelegenen Kapelle der heiligen Afra auf, während unter seinen ersten Nachfolgern eine kleine Kirche auf dem Platz des jetzigen Doms sich erhob.

Das um diese Kirche her gelegene Städtchen gelangte zu immer größerm Ansehen und erfreute sich mancher Rechte und Freiheiten. Die Wohlhabenheit der aufblühenden Stadt lockte — 955 — die raubgierigen Ungarn an. Vergebens aber belagerten sie die Stadt; der hl. Ulrich, Bischof und Stadthauptmann, that ihnen tapfern Widerstand, bis Kaiser Otto I. mit dem gesammten deut-

schen Heere herbeikam und auf dem im Südosten der Stadt sich hinziehenden Lechfelde die Ungarn vollständig vernichtete.

Im Jahre 1276 erscheint Augsburg als freie Reichsstadt. Durch die Thätigkeit seiner Gewerbe, besonders der durch ihre Barchentmanufaktur berühmten Weberzunft, und durch das bedeutende Vermögen der Patricier erhob sich Augsburg zur ersten Handelsstadt Süddeutschlands und ward, nächst Nürnberg, der Mittelpunkt des Handels zwischen Italien und dem Norden und zwischen dem Orient und dem nordwestlichen Europa. Ungeheure Reichthümer sammelten sich da in Augsburg durch seinen ausgebreiteten Handel und die Namen Fugger und Welser waren weltberühmt. Aber auch Künste und Wissenschaften fanden treue Pflege in der reichen Stadt. Der Gelehrte Konrad Peutinger, der Maler Holbein und der Baumeister Elias Holl gereichen der Stadt zum ewigen Ruhme.

Zur Zeit ihrer größten Blüthe zählte die Stadt 80 — 100,000 Einwohner. Durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien aber erlitt der Handel Augsburgs einen empfindlichen Stoß, und allmählich sank die reiche Stadt von ihrer Größe herab. Doch erst nach dem dreißigjährigen Kriege, in welchem Augsburg durch Belagerungen, Seuchen und Pest Unsägliches erlitt, fühlte es seine Verluste in ihrer ganzen Größe. Handel und Gewerbe waren verfallen; die früher so reiche, bevölkerte Stadt war arm und entvölkert. — Auch in den Kriegen der folgenden Jahrhunderte hatte Augsburg viele Drangsale zu erdulden, und als es in Folge der Kriegsereignisse am 4. März 1806 an die bayrische Krone kam, zählte die Stadt nur mehr 28000 Einwohner.

Durch die Sorgfalt der bayrischen Regierung kehrte allmählich der Wohlstand zurück. Die Stadt hat gegenwärtig wieder mehr als 44000 Einwohner, und Industrie und Handel blühen, wie in wenig andern Städten Deutschlands. Unter den bedeutenden Fabriken Augsburgs sind besonders zu nennen die für Baumwollenspinnerei und Weberei, für Papier, Tapeten, Leder, Borten und Band, Messing, Tabak, Wachstuch, Gold- und Silberdrath, Maschinen 2c. Unter

13 zum Theil vorzüglich eingerichteten Buchdruckereien ist die Cotta'sche besonders bemerkenswerth.

Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der Dom, die Kirche zu St. Ulrich und St. Afra mit den Gräbern des hl. Ulrich und der hl. Afra, die Barfüßerkirche, das Zeughaus, der Perlachthurm, die königl. Residenz, das Fuggerhaus mit prächtigen Freskogemälden, und ganz besonders das von Elias Holl 1615—1620 erbaute prächtige Rathhaus. Im dritten Stockwerk desselben befindet sich der sogenannte goldene Saal, welcher 52′ hoch, 58′ breit und 110′ lang ist und durch 52 Fenster erhellt wird. Die Decke prangt mit vielen goldenen Schnitzwerken, und der Fußboden des Saales ist mit weißen, rothen und grauen Marmorplatten ausgelegt.

Eine Hauptzierde Augsburgs sind die öffentlichen Brunnen: der Augustusbrunnen auf dem Ludwigsplatze und der Herkules- und Merkuriusbrunnen in der Maximiliansstraße.

An Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten ist Augsburg besonders reich. In Augsburg starb am 3. September 1854 der gefeierte Jugendschriftsteller Christoph v. Schmid.

---

92. Die Fuggerei.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit!
Nur was in Gott gegründet,
Besteht in Ewigkeit.

Es war im Haus der Fugger
Das Weben einst im Brauch;
Hans Fugger war ein Weber,
Die Söhne woben auch.

Sie woben unverdrossen
Am Stuhle Tag und Nacht,
Das reinste, feinste Linnen
Hat still ihr Fleiß gemacht.

Da kaufte Jeder gerne
Von ihrem Tuch so rein,
Sie woben goldne Sterne
Der Treue ja hinein.

Die Treue und der Glaube,
Der fromme Bürgersinn,
Barmherzigkeit und Liebe
Die mehrten den Gewinn.

Da ward an Geld und Ehren
Gar reich und groß ihr Haus;
Es gingen mit dem Kaiser
Dort Fürsten ein und aus.

Die Weber wurden Grafen,
Ihr Wort galt weit und breit,
Sie woben mit dem Kaiser
Am Webestuhl der Zeit.

Bei Ehren und bei Schätzen,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen doch die Grafen
Die armen Weber nie.

Was hilft uns alles Weben?
So dachte stets ihr Sinn,
Der Himmel nur ist einig,
Sein Segen nur Gewinn.

Drei Brüder waren ihrer,
Die reichten sich die Hand,
Ulrich, Georg und Jakob,
So waren sie genannt.

Sie sprachen zu einander:
Die Güter dieser Zeit
Verrechnen muß sie Jeder
Einst Gott in Ewigkeit.

So laßt uns freudig gründen
Ein Werk vereinter Kraft,
Womit wir mögen geben
Ihm einstens Rechenschaft.

Zu Augsburg bei St. Jakob
Da hub ein Graben an,
Ein Zimmern und ein Mauern
Von manchem Handwerksmann.

Mit hundert kleinen Häusern
Ein Städtlein stieg empor,
Mit Brunnen und mit Straßen
Und seinem eignen Thor.

Und als das Werk vollendet,
Da weihten es die drei,
Daß armen, frommen Bürgern
Es eine Wohnung sei.

Und was die drei gesprochen,
Das schrieben sie auf Stein,
Es sollte Sohn und Enkel
Ein stetes Vorbild sein.

Sie bauten für sich selber
Ein Häuslein auch dazu;
Im Kirchlein bei St. Anna
Da ist der Fugger Ruh.

Wohl kamen arge Zeiten,
Das Kirchlein ward zerstört,
Die Messe wird nicht fürder
Auf ihrem Grab gehört:

Doch in der Armen Herzen
Wird ihrer noch gedacht,
Im Städtlein, das sie milde
Dem Herren dargebracht.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit.
Der Fugger Namen preiset
Noch heut' die Fuggerei.

G. Görres.

93. Die Iller und das Land zwischen Iller und Lech.

Nördlich vom Marktflecken Oberstdorf vereinigen sich drei Gebirgsbäche zu einem ansehnlichen Flüßchen, der Iller. Mit dem Lech fast parallel laufend, zieht sie am Städtchen Immenstadt vorüber, wendet sich von Kempten an nordwestlich, Memmingen zu, bildet die Grenze zwischen Bayern und Würtemberg und mündet bei Neu-Ulm in die Donau.

Kempten war zur Zeit des deutschen Reichs der Sitz mächtiger Fürst-Aebte, die einen großen Theil der umliegenden, herrlichen Ländereien besaßen. Hildegard, Gemahlin Karls des Großen, war die Gründerin des berühnten Stiftes. Im Jahre 1802, nachdem Deutschland in Folge des Krieges die schönen Länder am linken Rheinufer, die ihm noch geblieben waren, an Frankreich abtreten mußte, und die deutschen Reichsfürsten mit den säkularisirten Besitzungen der gefürsteten Bischöfe und Aebte Deutschlands entschädigt wurden, kamen Abtei und Stadt an die Krone Bayerns.

Das Land südlich von Kempten wird das Allgäu genannt; es ist dies ein herrliches Hochgebirgsland mit lieblichen Vorbergen, reichen Jagdrevieren und fetten Triften. — Nördlich von Kempten zieht sich eine Hügellandschaft zur Donau und zum Donau-Ried hinab. — Das Land zwischen Iller und Lech durchziehen zahlreiche, fast gleichlaufende Flüßchen, unter denen die Günz, die Mindel, die Zusam und die Schmutter die namhaftesten sind, die alle im Hügellande den Ursprung ihres Laufes haben, und an deren Ufer zahlreiche Städte gelagert sind.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

94. Die Algäuer Alpen.

Die Berge zwischen Bodensee und Lech heißt man die Algäuer Alpen. Sie theilen sich am Ursprung der Iller in zwei Arme; der linke Arm streicht nördlich und enthält als Hauptkuppen den Hoheneifer 6000′ und das Rindalphorn 5589′.

Der rechte Arm umschließt mit einem südlichen Bogen die Quellen der Iller und läuft dann ebenfalls nördlich. In ihm sind als Hauptpunkte zu nennen: die Mädeler Gabel oder Trettach-Spitze 8107′, der Hochvogel 7957′, das Gaishorn 6800′ und der Grinten 5322′.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

95. Der Bodensee.

Der Bodensee, der grösste See Deutschlands, ist eigentlich nur eine Erweiterung des Rheinbettes zu einem weiten und tiefen Becken. Er erstreckt sich der Länge nach von Südost nach Nordwest, ist 7 Meilen lang, 2 Meilen breit, hat einen Umfang von 26 Meilen und einen Flächeninhalt von 10 Quadratmeilen. Dabei ist die grösste Tiefe an 1000 Fuss gefunden worden. Man hat berechnet, dass, wenn der Bodensee leer wäre, der Rhein 2 Jahre brauchen würde, um ihn wieder auszufüllen.

Auf dieser gewaltigen Wasserfläche gibt es denn auch Stürme, welche denen auf dem Meere gleichen und wobei sich haushohe Wellen erheben. Da diese oft plötzlich hervorbrechen, so gilt die Schifffahrt auf dem See für gefährlich. Doch seit die Dampfschiffe eingeführt sind, haben Reisende sich nicht mehr zu fürchten; jene Schiffe widerstehen dem heftigsten Sturm. Die Fischer aber, welche in leichten Kähnen das Gewässer befahren, erkennen meistens an vorausgehenden Zeichen die Gefahr und flüchten in einen Hafen. — Der See friert nicht häufig zu, ist aber doch mehrmals schon so stark mit Eis belegt worden, dass man nach allen Richtungen über denselben hingegangen, so in Jahren 1447, 1572, 1596, 1595 vollkommen, mit wenigen Ausnahmen 1829.

Der See hat viele und vortreffliche Fische. Natürlich ziehen sich nach einer solchen Nahrungsquelle auch viele fleischfressende Vögel, Reiher, Strandläufer, Möven und Taucher.

Die Ufer des Sees sind sanft ansteigend und herrlich mit Früchten, Obst und Wein bebaut. In der Ferne erblickt man die höheren Berge der Schweiz.

Zu unserm Vaterlande Bayern gehört von diesem schönen See nur eine Strecke von 2 Stunden. In dem sogenannten Obersee — zwischen Bregenz und Constanz — erheben sich am nördlichen Gestade die zwei schönen Inseln, auf welchen die bayr. Stadt Lindau erbaut ist.

Auch andere Inseln hat noch der See, so die grosse Insel Reichenau und die herrliche Insel Meinau.

Wie schön es an dem See sein muss, sieht man auch daran, dass fünf verschiedene Staaten sich ein Stück seines Ufers angeeignet haben: im Süden die Schweiz, westlich Baden, nördlich Würtemberg und Bayern, östlich Oestreich, welches mit seinem Vorarlberg daran stösst.

(Zeichnen und Beschreiben,)

---

96. Der Inn.

Der Inn tritt als ein bereits mächtiger Strom bei Kiefersfelden unweit Kufstein in das bayrische Gebiet. Am Septimer in Graubündten entspringend, ist er der einzige Fluß, der sein Wasser von den Schweizeralpen zur Donau schickt.

In nordwestlichem Laufe von Innsbruck gen Kufstein strömend, wendet er sich auf bayrischem Boden zuerst nordwärts und zieht dann in zwei großen nordöstlich geschwungenen Bogenlinien bei Passau zur Donau. Auch der Inn fluthet, wie alle Gebirgsflüsse, noch weit in der Ebene ungeregelten Bettes zwischen steil abgerissenen Ufern einher; aber die Fälle seines Wassers gestatten schon von Hall bis Innsbruck an die Schifffahrt. Von Rosenheim bis Passau gehen sogar Dampfschiffe.

Durch die Schiffbarkeit, wie durch die viel wegsameren Ufer war der bayrische Inn in weit höherm Grade als Lech und Isar zu einer Handelsstraße und zur Anlage von Dörfern und Städten

am Gestade geeignet. Die Städte und Märkte Neubeuern, Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf, Neu- und Altötting, wie zahlreiche größere Dörfer geben dem Inn ein kulturreiches, belebtes Aussehen, und die auffallende italienische Bauart der Häuser, die in den Städten am Inn, der benachbarten Salzach und landeinwärts bis Eggenfelden, Neumarkt rc. fast durchgehends herrscht, ist ein Denkmal, daß an dieser Stromlinie schon frühe ein lebhafter Verkehr mit Italien entwickelt war.

Zudem hat das bayrische Inngebiet eine tiefere Lage und damit zugleich auch ein milderes Klima als das Isar- und Lechgebiet. So finden wir denn auch schon beim Austritt des Inns aus dem Hochgebirge, bei Nußdorf und Brannenburg eine Obstkultur, wie sie unter gleicher Breite in den westlichen Strichen Oberbayerns nirgends vorkommt.

An den Gewässern ostwärts des Lechs ersieht man, daß die ganze bayrische Süddonau-Ebene, entsprechend dem Donaugefälle, von West nach Ost bedeutend sich absenkt. Nur wenige Flüsse folgen da mehr ausschließlich der Nordrichtung. Wohl bis zum halben Laufe der Isar und des Inns ist sie noch vorherrschend; aber dann fallen Isar und Inn und alle ihre erheblicheren Zuflüsse, sowie die kleinern Nebenflüsse der Donau der Nordostrichtung zu.

Isar und Inn behalten durchgehends eine parallele Stellung bei einer Mittelentfernung von 6 Meilen.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

97. Die Jakobskirche zu Wasserburg.

Graf Konrad zu Wasserburg gedachte zur Abbüßung seiner Sünden in das gelobte Land wider die Ungläubigen zu ziehen. Er hatte aber ein jugendliches und edles Weib, Kunigunde; der blutete das Herz bei dem Gedanken, ihren Herrn und Gemahl von sich scheiden und vielleicht nie wieder kommen zu sehen. In solcher

Bedrängniß des Herzens wandte sich die Gräfin zur Mutter des Herrn mit der innigsten Bitte, es möge der Sinn ihres Gemahls von dem gefaßten Vorhaben abgelenkt werden. So dies geschehe, wolle sie zu Dank eine schöne Kirche in Wasserburg bauen.

Das Flehen der Gräfin fand Erhörung; Konrad änderte seinen Sinn und zog nicht nach Palästina. Nun ließ Kunigunde, treu ihrem Gelöbnisse, berühmte Baumeister verschreiben; die mußten ihr Pläne vorlegen und bald den Anfang machen, einen stattlichen Bau in's Werk zu führen. So erhob sich dann die Kirche herrlich und schön, eine Zierde Wasserburgs.

Aber der Graf war unterdessen in Fehden verwickelt worden. Er wurde besiegt und mußte nach Ungarn flüchten. Das war ein furchtbarer Schlag für Kunigunde. Ihr Haus sank in Armuth; wie wollte sie noch ihr Gelübde erfüllen und den begonnenen Bau zu Ende führen? Da faßte sie einen schönen, heldenmüthigen Entschluß, setzte sich als Bettlerin des Herrn vor die Thüre des Gotteshauses und sprach alle Eintretenden um ein Almosen für den Kirchenbau an.

Wie die Wasserburger ihre edle Frau und Herrin so tief erniedrigt und gebeugt sitzen sahen, wurden sie tief im Herzen gerührt und brachten reichliches Opfer. Jung und Alt kam mit vollen Händen, auch die Aermsten wollten nicht zurückbleiben und trugen ihr Scherflein bei. So stieg der Riesenbau, rascher als man geglaubt hatte, empor, bald war nichts mehr als das Achteck des Thurmes zu bauen übrig; da sollte die gute Gräfin von hinnen scheiden und nicht mehr die Freude erleben bei dem Feste der Kirchweihe zugegen zu sein. Bis heute ist der Thurm unvollendet geblieben; nur ein Nothdach schützt ihn vor Sturm und Wetter.

Schöppner's Sagenbuch.

---

98. Altötting.

Von fruchtbaren Fluren umgeben, anmuthig gelagert auf einer sanft erhobenen Fläche ist der hübsche Flecken Altötting.

Wenn man durch den Vormarkt die Anhöhe erstiegen hat, erblickt das Auge mitten auf einem geräumigen Platze die berühmte, altehrwürdige Wallfahrts-Kapelle mit ihren Arcaden, mit dem einfachen Dome und Spitzthurme frei dastehend. Himmlischer Friede umgibt Platz und Kapelle. Eine alte Sage erzählt, dass da, wo nun das als Rotunde gebaute Kirchlein steht, im Alterthum ein heidnischer Tempel gewesen, den sieben Planeten gewidmet, deren Bilder in den vorhandenen Nischen gestanden haben. Der hl. Rupert soll den Götzentempel in ein christliches, der Jungfrau Maria geweihtes Kirchlein umgeschaffen und darin das wunderbare Gnadenbild der Himmelskönigin aufgestellt haben, zu dem jährlich Tausende und Tausende wallfahrten.

Das Innere der Kapelle ist von der Zeit dunkel gebräunt; nur spärliches Tageslicht dringt durch die sechs kleinen Fenster. Aber aus mehreren Lampen ergiesst sich der Schimmer auf das geheiligte Bild, welches auf einem silbernen Altar hinter einer Glastafel in einem silbernen Tabernakel sich befindet. Angesicht und Hände derselben haben durch hohes Alterthum eine schwärzliche Farbe angenommen. Heilige Ehrfurcht und feierliche Andacht erfüllt das Gemüth beim Eintritt in das Heiligthum.

Zur Zeit der Karolinger war Altötting die Residenz Karlmanns, welcher daselbst 880 starb und in der Stiftskirche begraben liegt, wie zwei Denkmäler von rothem Marmor, — das eine im Chor, das andere in Mitte der Kirche — mit lateinischer Schrift überliefern.

Als die Ungarn ihre verheerenden Streifzüge nach Bayern unternahmen und Klöster und Städte verwüsteten und einäscherten, wurde auch Altötting ein Raub der Flammen; nur die heilige Kapelle und das der Verehrung Mariae geweihte Bild allein blieb verschont. Wenige Jahre darauf — 913 — nachdem die Barbaren, Alles verheerend, bis an den Lech vorgedrungen waren und auf ihrem Rückzuge bei Oetting am Inn sich gelagert hatten, wurden sie von Arnulf, Bayerns neuem Regenten, überfallen,

und theils in den Inn getrieben, theils erschlagen. Nur 30 Mann sollen entronnen sein, welche die Nachricht solchen Untergangs zurück in die Heimath brachten. Von dieser Niederlage der Ungarn hat die Wahlstatt zwischen Alt- und Neuötting den Namen Mordfeld erhalten. —

Aus den Trümmern des alten Oetting erhob sich näher am Inn die Stadt Neu-Oetting. Doch auch um das alte Gotteshaus bildeten sich bald neue Ansiedelungen, und die Wahlfahrten nach Altötting gewannen immer mehr an Bedeutsamkeit. Aus allen Gegenden Deutschlands und fremden Ländern kamen ganze Städte und Ortschaften in Processionen zur Verehrung der heiligen Mutter mit bedeutenden Geschenken für den Altar der Kapelle.

Seit einer langen Reihe von Jahren haben die Herzen der bayrischen Landesfürsten in der heiligen Kapelle in silbernen Gefässen ihre Aufnahme gefunden, darunter jenes des vielgeliebten und vielbetrauerten Kurfürsten Maximilians III. und das des ersten bayrischen Königs Maximilian Joseph.

Auf die Bitte der Abgeordneten von Altötting an Seine Majestät den König Ludwig I., dass das Herz des dahingeschiedenen, höchstseligen Vaters neben denen seiner erlauchten Vorgänger zu ruhen komme, sprach der König mit tiefer Rührung die Worte:

„Wahrlich, ihr verlangt viel; — eure Bitte soll euch aber doch gewährt sein, und das beste unter allen Herzen dort ruhen. Es soll darauf geschrieben werden, dass es das beste Herz war.“

Und so liest man auf der silbernen Urne, die das beste Herz des edlen Königs aufbewahrt, in goldenen Buchstaben die Worte: Das beste Herz.

---

99. Wallfahrtslied.

O du Heilige,
Du Jungfräuliche,
Holde Mutter, Maria,

Selig gepries'ne,
Herrlich erwies'ne,
Heil dir, holde Maria!

Gott geweihete!
Benedeiete!
Jauchzen Engel und Hirten.
Himmlische Lieder
Tönen hernieder:
Heil dir, Mutter Maria!

Du demüthiglich
Schweigst und neigest dich
Deinem Kindlein, Maria.
Hörest die Weisen
Selig dich preisen.
Heil dir, holde Maria!

O unschuldige,
O geduldige,
Treue Mutter Maria.
Ach in deinem Herzen
Wunden und Schmerzen,
Wehe, Mutter Maria!

Treubewährete,
Hochverklärete,
Heil'ge Mutter Maria.
Nun bei dem Sohne
Schmückt dich die Krone,
Preis dir, Preis dir Maria!

Staudenmaier's Geist des Christenthums.

---

100. Der Tod eines Gerechten.

In einer Kapelle der Stiftskirche zu Altötting ruht die Leiche eines der vielgeschmähtesten, aber edelsten Männer, die der deutsche Boden je getragen. Der Mann ist Johann Tserklaes Graf von Tilly. In seinem Leben hochgeachtet von Freund und Feind, wurde er von vielen Geschichtsschreibern der Nachwelt aus Unkenntniß oder Parteileidenschaft dargestellt als ein Wütherich, ein Bösewicht, ein Ungeheuer, das sich am Morde weidet. Derselbe Greis, der in dem brennenden, einstürzenden Magdeburg schützend seine Hand ausbreitete über Kinder und Frauen, der überall selber ordnend und helfend zu erhalten, zu retten suchte, was noch zu erhalten, zu bewahren war — derselbe Mann wird von der Ueberlieferung der deutschen Nation der muthwillige Verderber dieser Stadt genannt, die zu retten Niemand mehr beflissen war als er. —

Onno Klopp, hat in seinem Werke „Tilly im dreißigjährigen Kriege" dem edlen Helden ein Ehren-Denkmal gesetzt und erzählt darin von den letzten Lebenstagen des greisen Heerführers: „Das bayrische Heer zog sich über die Donau nach Rain, um dort den Uebergang über den Lech zu vertheidigen. Der Schwedenkönig gedachte, denselben eine Stunde oberhalb des Städtchens zu erzwingen. Es war am 15. April 1632. Die Bayern vernahmen in der dunkelen Nacht die Schläge der Aexte und Hämmer ihrer Gegner zum Bau der Brücke, ohne sie hindern zu können. Als der Morgen anbrach, lag ein dichter Nebel auf dem Lande. Der Schwede stellte seine Geschütze auf und ließ zugleich an der Brücke arbeiten. Mehrere Stunden lang dauerte das Schießen hüben und drüben.

Der Kurfürst hatte seinen Tilly gebeten, er möge sich auf das Amt des Feldherrn beschränken, er möge nicht wieder sich in den Bereich der feindlichen Geschütze begeben. Es war eine alte Warnung, die Max mehr als einmal an Tilly gerichtet. Es war dagegen die Weise des alten Generals, soweit wie möglich. immer selber zuzusehen. Also ritt er auch diesmal nahe an das Ufer des Lech

hinan. Während er hinüberspähte, traf ihn dort eine Falconetkugel am rechten Bein oberhalb des Knies.

Man trug den schwer getroffenen alten Feldherrn zurück. Zu der Ueberlegenheit des schwedischen Heeres kam nun noch die Bestürzung der Gemüther durch die Verwundung des Heerführers. Tilly rieth den Rückzug an auf das feste Ingolstadt. Also geschah es. Das ganze Heer gelangte unversehrt in guter Ordnung nach Ingolstadt. Dennoch war der Zug ein Trauerzug. Mehr als einmal ward der schwer verwundete Greis in seiner Sänfte ohnmächtig. Man fürchtete unterwegs seinen Tod. Indessen es gelang, ihn lebend nach Ingolstadt zu bringen; der Schwedenkönig überschritt den Lech. Seine Schaaren ergossen sich über das Bayerland.

Am 18. April erblickte man von den Wällen von Ingolstadt die schwedischen Fahnen. In der folgenden Nacht geschah ein heftiger Sturm. Er ward abgeschlagen mit beträchtlichem Verluste für die Schweden.

In dem Hause des Rechtsgelehrten Arnold Rathe zu Ingolstadt lag der alte Feldherr schwer wund auf seinem Krankenlager; aber sein Geist war noch ungebrochen. In den ersten Tagen war noch Hoffnung der Genesung. Sie verschwand; doch nur die leibliche Kraft war gebrochen. Noch immer forderte der Feldherr Bericht von Allem, auch von den kleinsten Dingen, namentlich in der Nacht, als der Schwede stürmen ließ. Kein Wort, kein Zeichen verrieth den Schmerz, den er nach dem Zeugnisse der Kundigen leiden mußte, und die letzten Tage des alten Helden spiegelten seine ganze Laufbahn wieder. Er konnte zurückblicken in Frieden und Ruhe. Kein verdienter Fluch, keine Thräne belastete sein Gewissen. Was menschliche Kraft nach Maßgabe der Umstände zur Linderung der unsäglichen Noth der Zeit vermochte, das hatte er geleistet. Die lange Laufbahn seiner Siege war abgebrochen durch das größere Glück des Schwedenkönigs; allein der Umschwung dieser Dinge hatte den Greis nicht unvorbereitet getroffen. Er war nie übermüthig gewesen nach einem Siege: er hatte das Vertrauen nicht verloren im Unglück. Wenn sein Kurfürst zu ihm kam, um in den letzten Stunden seinen treuen Diener noch einmal zu begrüßen, das letzte Wort des Trostes zu-

zusprechen, so erwiderte ihm Tilly: „Regensburg, vor allen Dingen Regensburg!“ Max folgte der dringenden Mahnung, und Regensburg ward mit Ingolstadt der andere Fels, welchen die hochwogende Fluth der schwedischen Macht nicht fortzuschwemmen vermochte.

In der Abenddämmerung des 30. April 1632 fühlte der alte Feldherr seine Todesstunde nahen. Der Greis gebot seinem Beichtvater, im letzten Kampfe ihm die Worte zuzurufen, mit welchen er oft sich aufgerichtet: Domine in te speravi, non confundar in aeternum. Herr, auf dich habe ich gehofft, nicht werde ich zu Schanden werden ewiglich! —

Er berief seinen Neffen Werner Tilly an sein Bett, reichte ihm die Rechte dar und legte sie ihm segnend auf's Haupt. Dann empfahl er seine Dienerschaft dem Baron Ruepp, der seit langen Jahren als Commissär des Heeres bis an die Nordsee und wieder an den Fuß der Alpen mit ihm umhergezogen war. Die Schatten des Todes traten näher. Es faßte den Greis wie mit kalter Hand, seine Augen wendeten sich seitwärts. Der Beichtvater erkannte es. Er hob das Kreuz empor und rief: Domine in te speravi, non confundar in aeternum. Noch einmal schlug bei diesen Worten der Sterbende die Augen auf, seine Blicke suchten das Kreuz, ein Lächeln überflog seine Züge, und seine Seele war entflohen.

Draußen stürmte der Schwede, und seine Kugeln umheulten die Stätte des Friedens.

Der Edle war dahin. Seine Krieger feierten sein Gedächtniß in dem Heldenklang oder Klagelied, gesungen dem weitberühmten Helden Herrn Johann Tillyo:

Hört zu, ihr Helden alle,
Das Lied ist euch gemacht,
Daß breit und weit erschalle:
Darum hab' ich's gemacht.
Graf Tilly, der kühne Helde
Und aller Ehren werth,
Zieht nimmer in die Felde,
Hat eingesteckt sein Schwert.

Kein Held ist nie gewesen
Viel hundert Jahre her,
Hab' auch von Keinem g'lesen,
Der Tillyo gleiche wär,
An Herz, an Glück, an Siegen —
Ihr Römer schweiget still,
Ihr müßt da unten liegen,
Wenn mans vergleichen will.

Die Krieger aus Tillys Schule feierten aber nicht bloß seine Thaten, sondern den ganzen Mann. Sie lobten seine Keuschheit, seine Mäßigkeit, seine Frömmigkeit, seinen Gehorsam, seine Großmuth. Sie nennen ihn ihren Vater.

Derhalben er gestorben
So gottselig und wohl,
All Sakrament erworben,
Wie's ein Christ haben soll.
Sein Feind hat ihn bereuet,
Freund gingen ihm nicht ab.
Der solches Leben führet,
Den drückt nicht schwer das Grab."

---

101. Das Glöcklein.

Sage aus Niederbayern.

Unfern Reischach, im Gericht Oetting, steht eine einsame Kapelle, der Mutter Gottes geweiht. Von deren Thurm ertönt oft das Glöcklein, man möchte meinen, als würde es von Geisterhand gezogen; denn es ist keine Stunde bei Tag und Nacht, wo man es nicht von Zeit zu Zeit läuten hört. Die Geschichte von dieser Kapelle und dem Glöcklein wird aber so erzählt: Vor vielen, vielen Jahren, als die Gegend umher noch weit und breit Wald und Wildniß war, wurde ein Pilger, der des Weges nach Altötting zum Gnadenbilde wanderte, von Räubern überfallen, die ihn des Seinen beraubten und bis zum Tode mißhandelten. In der Angst seines

Herzens gelobte er, an der Stelle ein Kirchlein zu erbauen, wenn er durch Gottes Hilfe und seiner Mutter Gnade mit dem Leben davonkäme. Die Räuber ließen ihn für todt liegen; er aber genas auf eine wunderbare Weise wieder. Demnach erfüllte er sein Gelübde; er erbaute die Kapelle und versah sie mit einem Glöcklein. Auf die Votivtafel aber, die er in der Kapelle aufhängen ließ, stellte er die Bitte, es möge jeder Pilger, der des Weges ziehe, zu Ehren Mariä das Glöcklein läuten und für seine arme Seele beten. Das geschieht denn noch bis auf den heutigen Tag.

L. Auerbacher.

---

102. Wimmassings Name.

Als am frühen Morgen des 28. September 1322 die Schlacht bei Ampfing begann, fielen Ludwig und die ihn zunächst umgebenden Ritter auf die Kniee, und thaten ihr Gebet, gelobten auch eine Kirche auf dem Wahlplatze, wenn sie siegten: „Wenn wir siegen!" riefen Alle; — im Laufe der Zeiten, in rauher Mundart des Volkes ist Wimmassing daraus geworden. Johann der Täufer ward des Kirchleins Patron. Erst 1722 wurde dasselbe abgebrochen und neu gebaut. An der Decke war das Treffen abgemalt. Jetzt erhält sein Andenken eine kaum hundert Jahre alte Gedächtnißtafel.

Schöppner's Sagenbuch.

---

103. Der Ostzug der bayrischen Alpen.

Zwischen Isar und Inn dehnt sich der Ostzug der bayrischen Alpen aus. Wie der Westzug das Ampergebirge genannt wird, so könnte man diesen das Mangfallgebirge nennen; denn alle Gewässer zwischen Isar und Inn, nach Bayern herein, finden sich zur Mangfall zusammen.

Oestlich von der Isar, gewissermaßen dem Wettersteingebirge entsprechend, ragt das Karwendelgebirge empor; doch gehört dieses

seiner Hauptmasse nach Tyrol an. Von seinen nach Bayern hereinragenden Theilen ist besonders die Karwendel- oder Linderspitze 7221′ zu nennen. In nördöstlicher und östlicher Richtung liegen an der Grenze der Scharfreiter 6438′, der Schildenstein, der Planberg und der Schinder, mit wunderbarer Fernsicht. Die vier letztgenannten Berge liegen südlich vom Tegernsee. Westlich von der Weißach sind zu nennen: der Fockenstein und der Hirschberg, östlich der Wallberg, der Setzberg und der Risserkogel. Alle diese genannten Berge haben eine Höhe von 5—6000′. Südlich vom Schliersee liegt der Miesing 5787′ und östlich, halbwegs, der Wendelstein 5671′.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

104. Zwischen Isar und Inn.

Von Tölz bis Brannenburg zieht sich ein mit zahlreichen Bauernhöfen und Dörfern bedecktes bergiges Vorland bis zum Fuß der hohen Berge, welches für bequeme Siedelung und ein reiches selbstständiges Bauernthum den günstigsten Boden darbot. Das Hügelland steigt allmählich und stufenmäßig zum Gebirg empor, und der Gebirgsbauer konnte sich in seiner ganzen Eigenart breiter und heiterer entwickeln, als in der Einsamkeit des Hochgebirges. Daher ist die Gegend von Tölz, Miesbach, Tegernsee, Bayrisch-Zell und Brannenburg ein Zufluchtsort echter Volkssitte und Volkstracht und des eigenthümlichsten Volksgesanges. Namentlich haben die vielen Bauernhöfe, welche in diesen Vorbergen zerstreut liegen, alte Sitte in reichem Maß bewahren helfen.

Den Mittelpunkt dieser schönen und reichen Landschaft bilden der Tegernsee und der Schliersee, die lieblichsten im Kranze der bayrischen Seen. Rings von sanft begrünten, theilweise bewaldeten Höhen umschlossen, zeigen sie gegen Süden großartige Berge. Malerische Dörfer und Landhäuser gruppiren sich, besonders beim Tegernsee, rings an und auf den Anhöhen.

Man könnte diese Gegend auch den Mangfallwinkel nennen, denn die Mangfall, der Abfluß des Tegernsees, die zuerst nordöstlich, dann aber südöstlich zum Inn fließt, umschließt mit dem Inn den größten Theil dieses Landstrichs gegen West, Nord und Ost, während er südlich in dem Vorwall des Hochgebirges seine Naturgrenze findet.

Nordwärts dieser Berglandschaft liegen die Moosflächen von Aibling und Rosenheim, sammt den großen Geröllflächen von Holzkirchen gegen München, und noch weiter nördlich zieht sich eine Hügellandschaft in ihrer Hauptmasse nach Niederbayern hinüber.

Dieser Hügelzone entspringen die Vils und die Rott, welche die üppigen Fluren des mit Dörfern, Weilern und Höfen übersäeten Rott- und Vilsthales durchziehen, und von denen erstere bei Vilshofen in die Donau, letztere bei Schärding in den Inn mündet.

Die Ebenen des Unterlandes sind fast eben so viele blutgetränkte Schlachtfelder. Zwischen Haag und Hohenlinden siegten i. J. 1800 die Franzosen über die Oesterreicher; auf den Feldern zwischen Ampfing und Mühldorf schlug i. J. 1322 Ludwig der Bayer die große Entscheidungsschlacht über seinen Gegenkönig Friedrich den Schönen von Oesterreich. In und um Neumarkt wurde am 24. April 1809 zwischen den Oesterreichern einerseits und den Franzosen und Bayern andererseits mit abwechselndem Erfolge erbittert und heiß gekämpft. Pfarrkirchen hatte die Leiden des dreißigjährigen Kriegs schwer zu empfinden; i. J. 1705 war es der Sammelpunkt der aufständischen Bauern des Unterlandes, die „lieber bayrisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben" wollten. Aidenbach, südlich von Vilshofen, wurde den treuen Bauern des Unterlandes das, was Sendling den Oberländern geworden war. Es zog nämlich nach dem unglücklichen Christabend von Sendling General Kriechbaum über Eggenfelden ins Vilsthal, wo sich die bayrische Landesdefension auf den Hügeln um Aidenbach lagerte, und vernichtete am 8. Jan. 1706 die verzweifelt kämpfenden Bauern, deren Anführer Hofmann noch unbesiegt aber zaghaft das Schlachtfeld verließ und hie-

durch allgemeine Verwirrung anrichtete. Ein ehernes Denkmal in Aidenbach erinnert an den Untergang der Heldenschaar.

(Zeichnen. Beschreiben.)

---

105. Von dem Gewitter.

Wenn ich eine Siegellackstange mit einem Stück Wollenzeug reibe und dann über Papierschnitzelchen, Flaumfedern oder Sägespäne halte, die auf dem Tische liegen, so fliegen diese kleinen Körper rasch an die Siegellackstange, werden von ihr abgestoßen, fliegen wieder an, fallen von neuem ab, und so geht es fort, bis diese geheimnißvolle Kraft im Siegellack geschwächt worden ist und man die Stange wieder reiben muß, um die Erscheinung abermals zu bewirken. Dasselbe wird erfolgen, wenn ich Glas, Harz oder Bernstein reibe. Mache ich solche Versuche im Dunkeln, so bemerke ich beim Reiben einen Lichtschein um die Siegellackstange herum. Wäre die Oberfläche desselben groß genug, und würde sie sehr stark gerieben, so würde, wenn ich meinen Fingerknöchel ihr näherte, ein kleiner Funke knisternd aus ihr hervorspringen, und ich in meinem Knöchel ein leises Stechen empfinden. Fahre ich mit dem geriebenen Siegellack nahe am Gesichte hin, so entsteht ein Gefühl, als wenn Spinngewebe an die Haut geflogen wären; zugleich nehme ich einen besonderen Geruch wahr. Die Kraft, durch welche die Körper im Stande sind, solche Erscheinungen hervorzubringen, nennt man Elektricität. Diesen Namen hat man vom Bernstein abgeleitet, welcher griechisch Elektron heißt, und an dem schon die Alten jene Wirkungen entdeckt haben sollen.

Auch in der Luft ist Elektricität verbreitet, einmal mehr, einmal weniger. Man nimmt an, daß besonders durch Wasserverdunstung die Luft in elektrischen Zustand versetzt werde. Ist nun die Luft hier und dort mit Elektricität überfüllt, so suchen die einzelnen Luftschichten oder Wolken sich dieselbe mitzutheilen und dadurch die Elektricität auszugleichen. Dabei fährt ein gewaltiger elektrischer

Funke aus der einen Wolke in die andere oder auch zur Erde hernieder: und das ist der Blitz. Durch seinen hellen Glanz bringt er das starke Leuchten hervor, und dadurch, daß die Luft von dem durch sie hindurchfahrenden Blitz plötzlich zerrissen wird und ebenso plötzlich hinter ihm sich wieder vereinigt, wird der Donner erzeugt. Das länger dauernde Hin- und Herrollen des Donners entsteht durch das zwischen den Wolken gebildete vielfache Echo.

Den Blitz sehen wir jederzeit früher, als wir den Donner hören; denn das Licht macht seinen Weg mit viel größerer Schnelligkeit als der Schall. Das Licht durchläuft nämlich über 42000 Meilen in einer Sekunde, während der Schall in der gleichen Zeit nur ungefähr 1040 Fuß zurücklegt. Je längere Zeit daher zwischen dem Blitz und Donner vergeht, desto entfernter ist das Gewitter. Zählt man die Sekunden — Pulsschläge — zwischen Blitz und Donner, so kann man die Entfernung des Gewitters annähernd berechnen. Im Allgemeinen nimmt man an, daß für jede Meile Entfernung der Gewitterwolke ungefähr 20 Sekunden Zeit zwischen dem Blitz und dem Hörbarwerden des Donners gerechnet werden dürfen. Folgt der Donner unmittelbar nach dem Blitz, so ist das Gewitter sehr nahe; wenn es dagegen weit entfernt ist, so reicht der Donner nicht bis zu unserm Ohr, und wir können nur den Blitz oder dessen Wiederschein am Himmel sehen, was man Wetterleuchten, Himmelkühlen, nennt.

Der Blitz schlägt gern in Thürme, hohe Gebäude und Bäume ein; es ist daher immer gefährlich, während des Gewitters unter Bäumen Schutz zu suchen.

Das beste Mittel, Blitze unschädlich zu machen, ist der Blitzableiter. Derselbe besteht aus einer langen eisernen Stange, die auf der höchsten Spitze eines Gebäudes senkrecht befestigt ist. Von der Stange laufen stark um einander gewundene Metalldräthe an dem Gebäude herab und verlieren sich mehrere Schuh tief in der Erde. Das oberste Ende der Stange soll spitzig und blank, und die ganze Leitung darf an keiner Stelle unterbrochen sein. Wenn nun ein

Gewitter darüber hinweggeht und der Blitz in den Blitzableiter einschlägt, so verfolgt er seinen Weg durch die Leitung in die Erde hinab, und der Bau bleibt unbeschädigt.

Benjamin Franklin, ein Nordamerikaner, war der Erfinder des Blitzableiters.

Von den an München vorbeigehenden Gewittern geht die Mehrzahl (jährlich 12) südlich, die Minderzahl (4) nördlich vorbei; die Gebirgseite ist also stärker vertreten.

---

106. Die Salzburger Alpen.

Von den Salzburger Alpen gehören nur die nordwestlichen Züge, zwischen dem Inn und der Salzach, nach Bayern. Auch in diesem Gebirgsabschnitte werden von zwei herausdringenden Flüssen, der Achen und der Saala, drei Massen abgesondert. Jede derselben umspannt ein kleines Wassergebiet, nach welchem man sie benennen kann.

Die erste Masse, zwischen Inn und Achen, heißt das Priengebirge, nach dem Ursprung des Prienflüßchens. In ihm bieten gegen den Inn hin das Kranzhorn und der Heuberg einen entzückenden Standpunkt; westlich von der Achen und südlich vom Chiemsee ist der Kampen.

Ansehnlicher, als das Gebirge an der Prien, gestaltet sich die zweite Masse, das Traungebirge, zwischen der Achen und Saala. In ihm liegen an der Landesgrenze der Scheibelberg und das Sonntagshorn. Nördlich von diesen ziehen sich in einer Linie von Westen nach Osten der Hochgern, der Hochfelln, der Rauschberg und der Staufen. Im Norden dieser Berge liegt der mächtige Chiemsee. Die ganze Gegend südwärts desselben ist reich gesegnet an mancherlei Schätzen des Gebirges. Deßwegen trifft man auch allenthalben auf Steinbrüche, Bergwerke, Hochöfen, Eisenhämmer und auf ein zahlreiches Volk von Kohlenbrennern, Feuerarbeitern, Bergleuten, Forstmännern und

Holzknechten. — Im Kressenberge bei Siegsdorf werden jährlich 400,000 Zentner Thoneisenerz gewonnen. Was man dort Würdiges ausgräbt, wird in den Hochöfen zu Bergen (Maximilianshütte), Eisenarz und Achthal verschmolzen.

Das Ruhpoldinger Thal, im Angesicht des majestätischen schroffwändigen Rauschenberges, rings von malerischen Hügeln und Matten umschlossen, in den holden Sommertagen ein reicher Garten, ist wohl eines der beglückendsten, sanftesten Thäler unserer gesammten bayrischen Kalkalpen.

(Zeichnen und Beschreiben!)

---

107. Der Chiemsee.

Der Chiemsee, einst von den Römern dicht umwohnt, liegt zwischen dem Inn und der Salzach am Fuß der bayrischen Alpen. In diesem schönen See sonnen sich drei stille Eilande. Das eine umfangreichste, mit hohem Wald bewachsen und grün von Triften, heißt Herrenwörth und führt seinen Namen von dem Mönchskloster, dessen mächtige Gebäude noch auf seiner Höhe prangen. Das andere war einst frommen Nonnen eigen, heißt deßhalb Frauenwörth und trägt auch ein schönes Stift, das einst 783 der Bojoarenherzog Thassilo gegründet. Das dritte Eiland endlich wird die Au oder die Krautinsel genannt und ist die Gemüsekammer der Einwohner von Frauenwörth.

Auf der Insel Frauenwörth hat sich ein ganzes Dörfchen angesiedelt. Um einen Kranz von alten Linden und um einen frischen Anger herum liegen etwa vierzig Häuschen. Diese Fischerwohnungen mit breiten, hervorragenden Dächern und Galerien, die um den ersten Stock laufen, stehen alle am Gestade unter Obstbäumen, so daß mancher rothbackige Apfel in dem Schilfe schwimmt. Die Fenster verbergen sich unter Weinlaub, auf den Gesimsen stehen Rosenstöcke, in der Anlage vor dem Hause blühen Sonnenblumen und Königskerzen, die hinter den ausgespannten Fischernetzen wie

aus Käfigen hervorgucken. Maisfeldchen und Hopfengärtchen reichen bis ans Ufer, das hie und da mit grauen Marmorblöcken eingefaßt ist, auf denen die Ruder und ausgediente Schiffsschnäbel liegen. Der ganze Strand des schmalen Ländchens ist mit schwarzen Einbäumen gezeichnet, engen Fahrzeugen, die kunstlos aus einem Stücke alter Eichen gezimmert werden. Auf der südlichen Ecke dieses Eilandes steht das Stift mit Garten und Hof und einem Münster, in dem das Grabmal der heiligen Irmengard sich befindet, welche aus karolingischem Geblüte und einst Vorsteherin des Klosters gewesen ist. — Sonntagsstille liegt über der Insel und man hört kaum etwas anderes als Glockenklang, Nonnenchoral und Vogelsang. — Dabei hat die Insel eine wunderherrliche Lage in dem blauen See, der gegen das Flachland hin an waldigen Hügeln sich verliert, während gegen Süden der lange Kranz der Hochgebirge im Gesichtskreise liegt.

Im Jahre 908 wurde das Kloster von den Ungarn zerstört, erhob sich aber bald wieder aus dem Schutt. Und nachdem schon Irmengard, die Tochter Ludwigs des Deutschen, dem Stifte als Aebtissin vorgestanden, so sah es in derselben Würde bald noch eine andere Frau aus königlichem Geschlechte, nämlich Gerburg, die Schwester Heinrichs des Finklers. Von da nannte sich das Stift ein königliches, und es entstand das Herkommen, daß die Aebtissin bei feierlichen Gelegenheiten eine Königskrone trug.

Herrenwörth entstand zur selben Zeit, wie die stille Zelle auf der nahen Fraueninsel. Als sein erster Abt wurde der Irländer Dobda eingesetzt, der daselbst eine berühmte Schule gründete.

Nachdem auch dieses Kloster von den Ungarn zerstört und über zweihundert Jahre in seiner Verwüstung gelegen war, wurde es 1131 von Konrad, Erzbischof zu Salzburg, wieder hergestellt. Der Glanz des Namens erhöhte sich noch, als 1218 das Bisthum Chiemsee errichtet wurde.

Im Jahre 1803 bei der Klosteraufhebung fiel auch das Bisthum zu Chiemsee und damit das Kloster Herrenwörth, das um einen Spottpreis verkauft wurde. Zuerst wurden die ragenden Thürme

des Domes abgetragen, deren herrliches Geläute, wenn es an stillen Sommersonntagsmorgen über den See hinflutete, einen zauberischen Eindruck erzeugt haben soll. Dann nahm man die Domkirche vor, die zwar nicht zerstört, aber zum Bräuhaus umgebaut wurde.

Von dem gegenwärtigen Besitzer ist Vieles zur Verschönerung der Insel geschehen, und sie ist jetzt ein reizender Aufenthalt. Mehr als sechshundert Tagwerk bilden ihre Fläche; davon sind über die Hälfte herrlicher, von vielen Edelhirschen bewohnter Wald, bei hundert Tagwerk üppige Felder, an zweihundert Tagwerk Wiesen.

Aus L. Steub's bayr. Hochland.

Der Chiemsee, als der größte See Bayerns, auch „das bayrische Meer" genannt, hat einen Flächeninhalt von $3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, bei fünf Stunden Länge, 3 Stunden Breite und 80 Klaftern Tiefe. Wegen des meist sumpfigen Vorlandes ist das Ufer dieses großen Sees nur sparsam und nur von wenig bedeutenden Ortschaften belebt. Wie die Ueberreste eines alten größern Seebodens reicht im Nordwesten eine ganze Gruppe zahlreicher kleinerer Seen und Weiher (darunter der Seeoner, Pellhamer-, Eschenauersee) in das Flachland hinein. Seitab gegen Westen, nahe dem Inn, liegt der Simmsee. Die wichtigsten Zuflüsse des Chiemsees sind die Prien und Achen. Als Abfluß des Sees erscheint die Alz, welche oberhalb Marktl in den Inn fließt, nachdem sie bei Altenmarkt die Traun aufgenommen.

(Zeichnen und Beschreiben!)

108. Ein Sommerabend.

Das ist ein Sommerabend! Rings der Himmel so hell und rein! Kein Wölkchen nah und fern! Der Halbmond steigt herauf wie eine Sichel aus lichtem Silber. In den jungen Buchen regt sich kein Lüftchen. Einzig nur die Vögel, die flattern noch vor Schlafengehen auf und schmettern noch zu guter Letzt einmal ihr Lied zum Himmel. — Horch! das Abendläuten

schallt aus den Dörfern her den See herüber so hell und klar; das deutet gutes Wetter auf morgen! — Nebel steigen aus dem See; jetzt schweigen auch die Vögel; nur ganz weit singt einer noch sein leises Abendlied. Das Läuten ist verstummt, der Abendglanz erblasst, die Dämm'rung steigt herauf. Wie fährt sich's da so schön im leichten Nachen auf glatten Wellen! Nur das Ruder plätschert in gleichem Takt; wie klingt der Kinder Lied weit übers Wasser hin und schallt so rein, als stiegen all die Töne geraden Weges zum Himmel auf! Das ist ein Sommerabend! Reinick.

---

109. Die Fischotter.

An fischreichen Flüssen, Seen und Teichen trifft man in unserm Vaterlande hie und da auch noch eine Fischotter, glücklicherweise selten, denn dieses Raubthier richtet in kurzer Zeit furchtbare Verheerungen unter den Fischen an. Die Fischotter ist 2½ — 3 Fuß lang, den Schwanz, der 1—1½ Fuß mißt, nicht eingerechnet; sie hat einen kleinen, breiten, platten Kopf, eine stumpfe Nase, ein sehr scharfes Gebiß, das Maul mit grauen, steifen Borsten besetzt, kurze, durch eine Klappe verschließbare Ohren, kurze dicke Füsse und Schwimmhäute zwischen den Zehen. Der Oberkörper ist rothbraun, Backen, Bauch und Hals heller. Das Fell ist so dicht, daß es ein Hund nicht durchbeißen kann. Ihr Gehör ist außerordentlich scharf. Sie wohnt in Löchern, die sie sich am Ufer ausgräbt. In einsamen Gegenden verläßt sie auch des Tages ihr Uferloch, um sich zu sonnen; in bewohnten Gegenden aber wagt sie sich nur Nachts aus ihrem Verstecke. Leise erscheint sie am Ufer, späht scharf umher und geht dann ins Wasser. Sie schwimmt vortrefflich; kein Fisch, selbst die pfeilschnelle Forelle nicht, vermag ihr zu entgehen; sie zerreißt die Fischnetze, frißt die Setzfische von der Angel, die Krebse in der Uferhöhle und weiß selbst Wasseramseln, Spitzmäuse und Enten abzufangen. Kleinere Fische verzehrt sie augenblicklich

im Wasser; hat sie aber einen größern, einen Hecht, einen Lachs gefangen, so trägt sie das zappelnde Thier an's Ufer und verzehrt es, läßt aber den Kopf und die Gräten liegen. Nicht selten verbinden sich zwei Ottern zur Jagd, indem die eine stromaufwärts,



Fischotter.

die andere stromabwärts jagt und sich so gegenseitig die Beute zujagen. So fertig sie aber selber jagt, eben so schwer ist sie zu jagen; denn die Fischotter ist eben so scheu als vorsichtig. Auf dem Lande läuft sie ziemlich rasch; doch schwimmt und taucht sie weit fertiger. Unter dem Wasser vermag sie aber nicht lange auszuhalten. Alte Fischottern sind unbändig und lassen sich eher todtschlagen als lebendig fortbringen. Jung eingefangen wird die Otter zahm und anhänglich wie ein Hündchen. Sie folgt auf den Wink,

bewacht ihren Herrn, vertheidigt ihn gegen Menschen und Hunde mit Fauchen und Beißen, geht aufs Kommando ins Wasser, holt Fische, kehrt auf den ersten Ruf zurück und legt ihre Beute zu den Füßen ihres Herrn nieder.

Der Balg der Fischotter gibt schönes Pelzwerk; ihr Fleisch ist sehr schmackhaft und wird auch in der Fastenzeit gegessen.

110. Das Eisen.

Was unter den Thieren das Pferd, das ist unter den Metallen das Eisen für das Menschenleben; ich möchte dieses Metall auch ein treues, arbeitsames Hausthier nennen, das gleich dem Pferde mit dem Menschen auf das Acker= und auf das Schlachtfeld zieht, das alle Leiden und Freuden des Lebens begleitet, wenn es sie auch nicht selber mit empfindet. Ohne Eisen könnten wir keinen Augenblick leben; denn das Eisen rollt in unserm Blute und gibt ihm die rothe Farbe; das Eisen fertigt die Wiege des Säuglings und den Sarg des Todten; das Eisen baut uns die Häuser, wärmt uns die Zimmer, schließt uns die Thüren. Das Eisen pflügt unsere Aecker, mäht unsere Wiesen und Felder, und hilft das erworbene Gut uns schützen, wenn die Feinde den Heerd und die Freiheit bedrohen. Mit dem Eisen stärken wir den Huf unserer Pferde und zügeln wir ihren wilden Muth; aus Eisen bereiten wir dem Dampfwagen, diesen geflügelten Roß, eine Straße; durch Eisen erzeugen wir jenen elektrisch=magnetischen Strom, der mit der Schnelligkeit des Blitzes auf dünnem Drathe unsere Gedanken fortträgt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. — Das Eisen ist wie das Getreide zur Nothdurft und Nahrung des Leibes und des Lebens erschaffen, es ist uns nöthig wie das tägliche Brod.

Die gütige Vorsehung hat aber auch Sorge getragen, daß dieses allernützlichste Metall in Hülle und Fülle auf Erden vorhanden sei, in viel größeren Massen, als jedes andere Metall. In Europa erzeugt England das meiste Eisen. Auch Deutschland und Frankreich

sind mit Eisen gesegnet; besonders eisenreich sind die nordischen Länder Rußland, Schweden und Norwegen. In Schweden sind wirkliche Eisenberge, die fast nur aus Eisenstein bestehen.

Das Eisen, wie es das nützlichste und weitverbreitetste Metall ist, hat auch zugleich den geringsten Preis. Für ein halbes Loth Gold oder für acht Loth Silber bekommt man einen ganzen Centner vom besten Schmiedeeisen, der etwa 10 Gulden kostet; das Roheisen ist aber noch dreimal billiger, da ein Centner desselben noch nicht 4 Gulden kostet. Und doch braucht es, um aus dem Eisenerz das reine Metall zu gewinnen, viel größere Mühe als bei den andern Metallen; denn um das Eisen zu schmelzen, bedarf es der höchsten Hitze, welche unsere Oefen hervorzubringen vermögen — als wollte es dem Menschen von vornherein zeigen, daß der Segen, welchen der Schöpfer in dieses Metall gelegt hat, nur durch den angestrengtesten Fleiß errungen wird. Da das Eisen in der Hand des Menschen ein bequemes Werkzeug sein soll, ist es einerseits viel leichter als Gold, auch leichter als Silber, Kupfer und Blei, anderseits wieder das härteste Metall, mit dem sich andere Metalle und Steine bearbeiten lassen. An Zähigkeit und Dehnbarkeit wetteifert es mit dem Golde, und wie elastisch es ist, kannst du schon an deiner Stahlfeder, oder an einer Degenklinge, oder an der Uhrfeder sehen, die das künstliche Räderwerk in deiner Taschenuhr treibt. Den harten, elastischen Stahl kann weder Gold, noch Silber, noch Kupfer ersetzen.

Das Eisen findet man nur selten gediegen oder rein; es ist fast überall in allerlei Steinen und Kiesen vererzt, und das reine, lautere Eisen muß durch Feuers Macht herausgeschmolzen werden. Solches geschieht in den großen, thurmhohen Oefen, die man Hochöfen nennt. Dort wird abwechselnd eine Lage Eisenerz und eine Lage Kohlen übereinander geschüttet. Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein wird der Brand genährt, der Funke sprüht, die Bälge blasen. Die Kohle facht zugleich die heiße Gluth an, welche das harte Metall zum Schmelzen bringt, und verbindet sich zum Theile selbst mit dem Metalle. Nun wird unten am Hochofen mittelst einer

langen, eisernen Stange eine kleine, mit Lehm verstopfte Oeffnung eingestoßen, und das Eisen bricht daraus hervor mit leuchtendem Glanze als eine röthlich strahlende Flüssigkeit Die Arbeiter eilen mit eisernen, pfannenähnlichen Gefäßen herbei, fangen das glühende, flüssige Metall auf, und gießen es in aus Sand und Schlacken erbaute Formen. So erhält man das schwarzgraue Gußeisen, das sogenannte „Kohleneisen," ein sprödes Metall, das mit dem Hammer nicht weiter verarbeitet werden kann. Damit es nun aber auch für die Werkstatt der Schlosser und Schmiede brauchbar werde, muß der mit dem Eisen verbundene Kohlenstoff mit Gewalt daraus entfernt werden. Solches geschieht, indem man die Eisenwürfel in das Hammerwerk bringt. Dort werden sie in einer furchtbaren Hitze, im sogenannten Frischfeuer, bis zum Weißglühen erhitzt; dann schlagen die mächtigen Hämmer auf die erweichte Masse, die nach allen Seiten zusammengeknetet der Luft sich öffnet, welche die Kohle verbrennt, so daß kaum eine Spur derselben im Eisen verbleibt.

Das spröde Eisen ist nun so zähe und dehnbar geworden, daß es sich leicht schmieden, zu feinem Drath ausziehen und in dünne Bleche auswalzen läßt. So gewinnt man das „Stabeisen." Zwei Stücke desselben lassen sich sogar zusammenschweißen — eine sonderbare Eigenthümlichkeit, die außer dem Eisen nur das Platin besitzt. Ohne daß eine Schmelzung der beiden weißglühenden Theile erfolgt, werden sie durch bloßes Hämmern so vereinigt, daß sie fortan nur eine Masse bilden.

Noch merkwürdiger ist die Stahlbereitung. Nimmt man dem Gußeisen einen Theil seiner Kohle, oder setzt man dem reinen Eisen wieder etwas Kohle zu, so entsteht wieder ein ganz anderes Eisen, das sich von den beiden genannten Arten wesentlich unterscheidet: es läßt sich härten, elastischer, dehnbarer machen, und heißt nun Stahl. Der Stahl ist weißer, als gewöhnliches Eisen, läßt sich trefflich poliren und wird dann durch verschiedene Grade des Erhitzens zuerst blaßgelb, dann dunkler gelb, orange, roth, dunkelroth, violett, blau und endlich blauschwarz. Du kannst dieses Farbenspiel schon recht deutlich wahrnehmen, wenn du eine Stricknadel in die

Spitze einer Kerzenflamme hältst und zum Glühen bringst; an der heißesten Stelle wird der Stahl schwarz aussehen, und weiter und weiter in allen jenen Farbentönen erscheinen. An sich ist der Stahl weich und schmiedbar wie das Stabeisen; aber läßt man ihn glühen und kühlt ihn dann plötzlich im Wasser ab, so ist seine ganze Natur verändert und umgewandelt; denn er ist nun im höchsten Grad spröde, unschmiedbar und härter als jeder andere Körper, der Diamant ausgenommen. Aus diesem gehärteten Stahl werden Feilen und Nadeln gemacht. Erhitzt man nun den gehärteten Stahl abermals und läßt ihn langsam erkalten, so wird er wieder so weich und zähe wie roher Stahl. So zeigt sich das Eisen im Dienste des Menschen vielgestaltig; es wird geschmeidig und spröde, weich und hart, wie es sein Herr und Gebieter verlangt.

Noch muß ein Eisen erwähnt werden, das der größte Wohlthäter des Menschengeschlechtes geworden ist — das Magneteisen. Was ist aber ein Magnet? Eines von den vielen Wundern Gottes, die wir wohl sehen, aber niemals ergründen. Der Magneteisenstein ist ein schwarzes Eisenerz, dem die Kraft innewohnt, kleine Eisenstücke, die nicht magnetisch sind, schon auf einige Entfernung an sich zu reißen, gerade so, wie eine durch Reiben erwärmte Stange von Siegellack kleine Papierstreifchen an sich zieht. Diese Eisentheile bleiben aber am Magnet hängen und können nur durch Gewalt wieder von ihm getrennt werden. Selbst durch feste Körper hindurch wirkt die magnetische Kraft, so daß man eine Nadel auf einem Tische spazieren führen kann, vermittelst eines Magnetes, den man unter dem Tische hin- und herbewegt. Die wichtigste Eigenschaft des Magneteisens aber ist, daß eine frei schwebende Magnetnadel immer mit der einen Spitze nach Norden, mit der andern nach Süden zeigt. Durch diese Eigenschaft wird Magneteisen der sichere Führer durch die große Wasserwüste des Oceans. Dieser Führer machte es möglich, daß Columbus es wagen durfte, auf die andere Seite der Erdkugel zu fahren und einen neuen Welttheil zu entdecken; durch diesen Führer wurde der Welthandel

zuwege gebracht und mit ihm die Bildung und der Reichthum der Völker. —

Wir sind noch nicht zu Ende mit den Wundern des Eisens. Es regnet auch Eisen, festes, gediegenes Eisen. Mit feurigem Glanze stürzen krachend Metallklumpen aus heiterer Luft und schlagen klaftertief in die Erde. Einer der merkwürdigsten solcher Meteorsteinfälle ereignete sich im Jahre 1808 Morgens am 22 April zu Stannern in Mähren. Bei hellem, wolkenlosem Himmel gingen die Leute in die Kirche; da senkte sich schnell eine Nebelwolke herab, die mit einem Krachen, von dem die Erde weit umher erbebte, plötzlich verschwand. Darauf folgte ein Knattern, wie das eines Pelotonfeuers, und der Himmel glänzte wieder in ungetrübter Heiterkeit. Im Durchmesser einer halben Stunde, so weit der Nebel reichte, fand man Löcher und auf ihrem Boden Eisensteine, die theils gerade herab, theils in schräger Richtung eingedrungen waren. Man sammelte davon etwa 2½ Centner, in Stücken von der Größe eines Kindeskopfes bis zu der einer Wallnuß.

Noch viele ähnliche Fälle hat man beobachtet, die mit und ohne Feuererscheinung, fast immer jedoch mit einem lauten Knall aus der Luft herabstürzten. Man kennt sogar Beispiele, daß Menschen dabei erschlagen worden sind; so ein Franziskaner in Mailand 1650, ein anderer Mönch in Crema 1511, und zwei schwedische Matrosen auf einem Schiffe 1674; auch sind die Steine zuweilen so heiß angekommen, daß sie Holz und dergleichen entzündet haben. Die herabgefallenen Massen bestehen zum größten Theil aus reinem Eisen, zum Theil aus erdigen Stoffen; außen haben alle eine schlackige verglaste Rinde. — Woher dieses Meteoreisen komme, darüber sind die Gelehrten noch verschiedener Meinung. Einige glauben, es sei aus den Vulkanen des Mondes geschleudert und in die Atmosphäre unserer Erde gekommen. Mit mehr Wahrscheinlichkeit aber halten Andere dafür, daß diese Meteorsteine aus kleinen Weltkörpern kommen, die in zahlloser Menge, wie die Erde und die übrigen Planeten um die Sonne sich bewegen. Wenn nun die Erde auf ihrem Wege um die Sonne in die Nähe solcher

Weltkörper kommt, so werden diese von der Erde angezogen, treten in unsere Atmosphäre, entwickeln da Licht und Wärme, fahren dann als Feuerkugeln oder als kleine Sternschnuppen pfeilschnell dahin und verschwinden plötzlich wieder. Die Feuerkugeln unterscheiden sich von den Sternschnuppen nur durch ihre Größe, sind meistens von donnerähnlichem Getöse begleitet, werfen nach allen Seiten hin Rauch und Flammen aus, zerplatzen gewöhnlich und fallen dann in Stücken, Meteorsteinen, Aërolithen auf die Erde herab. — In den Nächten vom 10. bis 11. August und vom 10. auf den 15. November fallen die meisten Sternschnuppen. Schon in alten Chroniken wird vom „feurigen Laurenziusregen" erzählt.

Nach Grube u. A. v. Humboldt.

111. Das Gold.

Das edelste der Metalle ist das Gold. Von sonnenhaftem Glanze übertrifft es alle an Schönheit; es rostet nicht wie das Eisen und Kupfer und ist, wie das Silber, feuerbeständig, d. h. schmilzt man ein Pfund Gold oder Silber, so hat man nach dem Erkalten der flüssigen Masse genau wieder ein Pfund Gold oder Silber, keinen Gran mehr oder weniger.

Welche Mühe und welchen sauren Schweiß kostet das Eisen, bevor es aus den Steinen, mit denen es der Schöpfer vermischt hat, ausgeschmolzen wird! Das Gold aber bietet sich sogleich im allerreinsten Zustande dem Menschen an; man findet es schon rein oder gediegen in Gestalt von kleinen Blechen, Flittern und Dräthen, oder es kommt in derben abgerundeten Stücken und Klumpen vor. Es läßt sich gleich, wie es da ist, hämmern und schmieden, und um flüssig zu werden, braucht es eines viel geringeren Feuers als das Eisen. Man findet das Gold in verschiedenen Felsengesteinen eingeschlossen oder eingesprengt, oft so fein, daß man es mit dem Auge nicht sehen kann, und der Gehalt erst beim Pochen und Schlemmen zum Vorschein kommt. Das Wasser hat jedoch hie und da die Lagerstätten des Goldes zertrümmert, und so ist es auch auf das Rollgestein und

in den Sand unserer Flüsse und Ebenen herabgekommen. Hier hat es wegen seiner Geschmeidigkeit nicht so zermalmt, wegen seiner Dehnbarkeit nicht so zerstückt, wegen seiner Schwere nicht so leicht fortgewaschen und abgeschwemmt werden können als die Steintrümmer und der Sand, zwischen denen es gebettet lag. Darum fand der Mensch, der an dergleichen reiche Plätze kam, das Gold öfters in Klumpen von bedeutender Größe zu Tage liegend, oder wenn über ein solches uraltes, goldreiches Stein- oder Sandfeld im Zeitraum von Jahrhunderten sich eine Decke von Rasen, Torf- oder Haideland ausgebreitet hatte, so gelangte man auf einmal zur Kunde seiner Schätze, wenn etwa ein Wassersturz oder das Grabscheit die verhüllende Decke hinwegnahm.

Die Gewinnung des Goldes im Rheinsand dauert seit dem 7. Jahrhundert und liefert gegenwärtig von Basel bis Mannheim jährlich für 45000 Franken Gold. Am Ural aber, im Katharinenburgischen, haben die Goldwäschereien im Jahre 1842 über 18000 bayr. Pfund Gold geliefert. Es ereignet sich auch bei diesen Wäschen, daß zuweilen ein großer Klumpen gefunden wird. So fand man am Ural Goldgeschiebe, von 9½, 11½ und 18 Pfund, und als man 1842 dort die Waschhütten abtrug, um sie anderwärts aufzuschlagen, und deren Boden noch durchwühlt wurde, hieb ein Arbeiter mit seiner Hacke in einen Goldklumpen, daß das Eisen darin stecken blieb, und es wurde dabei eine Masse von 64 Pfund entdeckt. Es beträgt aber der Werth eines Pfundes Gold nahezu an tausend Gulden. — Zu Bahia in Brasilien wurde 1785 sogar eine Masse von 2560 Pfund gefunden.

Die Geschichte alter Zeiten rühmt Länder als goldreich, in denen jetzt wenig oder gar kein Gold mehr gefunden wird. So wird vorzüglich Spanien eine unerschöpfliche Fundgrube von Gold und Silber genannt, und im alten Arabien war das Gold in solchem Ueberflusse vorhanden, daß nicht blos eine Menge von Gefäßen aus purem Golde verfertigt wurden, sondern daß auch die Kameele goldene Halsbänder trugen. Auch Italien, Griechenland und Aegypten waren ihres Flußgoldes wegen berühmt. — Das Goldbergwerk bei Gastein im Salzburgischen war vor einigen Jahr-

hunderten hoch angesehen, während es gegenwärtig nicht viel mehr Ausbeute liefert, als die Kosten des Baues betragen. — So ist es im Harz, wo jetzt jährlich kaum 5 Pfund Gold gewonnen werden. Das meiste Gold liefert gegenwärtig Amerika; besonders ist die Halbinsel Kalifornien ein unerschöpfliches Goldland. Fast alle Flüsse sind dort mit Goldkörnern durchwirkt, auf den Bergen, im Sande der Ebene, in den Wäldern und in den Fluthen der Gewässer — überall kommt das schimmernde, verführerische Metall zu Tage. — Das Land ist aber um seines Goldes wegen der Tummelplatz von Räubern und Abenteurern aller Welttheile geworden, und da der Boden wenig oder gar nicht bebaut wird, so müssen alle Lebensmittel aus fernen Ländern herbeigeschafft und buchstäblich mit Gold aufgewogen werden, so daß es bei den meisten Goldgräbern heißt: „Wie gewonnen, so zerronnen.“ Fieberlüfte hüten die metallenen Schätze, und die Besucher der Goldgruben sterben oft auf ihrem Golde liegend des elendesten Todes. — Wieder ein Beweis, daß nur das Gold für den Menschen wahren Werth hat, das er sich im Schweiße seines Angesichts erwirbt, zu dessen Besitz er mit Uebung und Anstrengung der ganzen vollen Menschenkraft gelangt.

Auch in Australien sind in neuerer Zeit ungeheure Goldlager entdeckt worden.

Das edle Gold hat in seiner Art viele Eigenschaften mit einem edlen, guten Gemüthe gemein, namentlich die Geduld und Milde. Wie kein anderer Körper läßt es sich dehnen und ziehen, ohne den Zusammenhang seiner Theile zu verlieren. Man kann es z. B. zu Blättchen schlagen, oder walzen, die so fein sind, daß sie unter dem leisesten Hauche sich biegen und wie Spinngewebe an den Fingern kleben. Schon die Nürnberger Goldschläger hatten das Sprüchwort, mit einem Dukaten könne man einen Reiter sammt seinem Pferde übergolden. Ein einziges Loth Gold läßt sich in einen Drath von 140 Meilen Länge ziehen. Eben so weich und mild benimmt sich das Gold dem schneidenden Messer gegenüber; es läßt sich biegen und drehen wie kein anderes Metall.

Das Gold schmilzt etwas leichter als Kupfer, nämlich sobald

es durchgeglühet ist, und wird unter allen Metallen am heißesten. Während des Schmelzens schimmert auf der Oberfläche eine sanfte grüne Farbe. Steigert man die Hitze auf außerordentliche Weise, so wird es in einem dünnen Rauche aufgetrieben, der, wenn man kaltes Silber darüberhält, sich anhängt und dasselbe vergoldet. Auch mit dem Quecksilber vermischt sich gern das Gold, aber nur so, wie man etwa Mehl in Wasser auflöst. Man erhält auf diese Weise einen Goldteig, mit dem man verschiedene Gefäße, z. B. Porzellangefäße, bestreicht. Setzt man die also bestrichenen Gefäße in die Glühhitze eines Ofens, so wird das Quecksilber flüchtig, eilt davon und läßt die reine Vergoldung zurück. Dieses ist die sogenannte Feuervergoldung.

Durch Zusammenschmelzen läßt sich das Gold leicht mit andern Metallen vereinigen; es sind aber nur die Verbindungen und Legirungen mit dem Silber und Kupfer von Wichtigkeit. Diese Metalle geben nämlich, in einem gewissen Verhältnisse zugesetzt, dem Golde eine größere Härte, ohne seiner Farbe nachtheilig zu sein. Sowohl für Münzen als Geschmeide werden solche Legirungen gebraucht. Der Gehalt wird nach Karaten ausgedrückt. Eine Mark (16 Loth) Gold wird in 24 Karate eingetheilt, ein Karat in 12 Grän. Enthält das Gold z. B. in 24 Theilen 10 Theile fremdes Metall und 14 Theile Gold, so heißt es 14karätig; enthält es nur 2 Theile fremdes Metall, so heißt es 22karätig u. s. w. Wie viel karätig ist ein Gold, das 6 Theile fremdes Metall enthält? Wie viel fremdes Metall ist dem 8karätigen Golde beigemischt? — Die Kupferlegirung nennt man auch die rothe Karatirung, die Silberlegirung die weiße, und die von beiden Metallen die gemischte. Die gewöhnlichen Goldarbeiten sind 14karätig (von Kupferlegirung); schlechte Sorten sind oft nur 6—8 karätig.

112. Die Salzach mit der Saalach.

Aus den Bergen des Pinzgaues strömen zwei Alpenflüsse, die Salzach mit der Saalach (Saala), dem oberbayrischen Gebiete zu.

Die Salzach berührt erst auf ihrem untern Laufe, bei Salzburghofen, die bayrische Grenze und bleibt von da Grenzfluß bis zu ihrer Mündung in den Inn oberhalb der österreichischen Stadt Braunau. Der wichtigste Zufluß auf ihrer linken Seite ist die Saalach, welche von Unken bis unter Reichenhall das bayerische Gebiet durchschneidet und dann bis zur Mündung in die Salzach bei Salzburghafen begrenzt.

In das Wassernetz beider Flüsse fällt der Grenzwinkel von Berchtesgaden, ein Hochgebirgsland voll Großartigkeit und Schönheit, das selbst in den gepriesensten Gauen der Schweiz nur wenig seines Gleichen findet.

Ein echtes, von Felsen umstarrtes, von Schneefeldern überragtes Alpengewässer ist der einsame Königs- (Bartholomäus) See, mit dem Obersee wohl drei Stunden lang, flußartig schmal und 106 Klafter tief. Das Bild eines Vorläufers bietet der gleichfalls lange und schmale Tachinger- oder Waginger-See, dessen Abfluß gleichfalls unter dem in diesen Gegenden so häufig wiederkehrenden Flußnamen Achen in die Salzach strömt.

(Zeichnen und Beschreiben.)

113. Wer gut gehorchen gelernt hat, wird auch gut befehlen können.

Eine Meile oberhalb, wo die Salzach in den Inn sich ergießt, krönt die Höhe eine alterthümliche Burg mit gewaltigen Mauern, hohen Thürmen, Wällen und Basteien umgeben, voll weitläufiger Gebäude und geräumiger Plätze. In schauerlicher Tiefe unten ist das Bett der Salzach, jenseits östlich ein fast noch höheres Ufer in pralligen Wänden anstehend: zwischen beiden die Stadt Burghausen eingeklammert, einst unter den Städten Bayerns von hervorragender Bedeutung. In den Thürmen des Schlosses hatte Herzog Heinrich der Reiche von Bayern-Landshut seine ungeheuern Schätze an Gold und Silber aufgehäuft. Einen andern, edlern Schatz aber barg das Schloß: Herzog Heinrich ließ in der Burg

seinen Sohn Ludwig erziehen, der, als er zur Regierung gelangte, eine Zierde der Fürsten Deutschlands, ein wahrer Vater des Volkes, ein großmüthiger Beschützer der Wissenschaften wurde.

Ludwig, der Sohn des reichen Fürsten, hatte in seinen Knaben- und Jünglingsjahren viel mit Dürftigkeit zu kämpfen. Sogar an Kleidung ließ der karge Vater ihn Mangel leiden und an Rossen zu ritterlicher Uebung. So wuchs der junge Herzog heran, ohne andere Unterweisung, als das Schwert zu führen und mit der Lanze zu rennen. Doch trug er in sich ein frisches, kräftiges Gemüth, immerdar voll zärtlicher Liebe und tiefer Ehrfurcht gegen den strengen Vater.

Als Ludwig zum dreißigjährigen Manne gereift war und noch immer dieselbe harte Behandlung zu dulden hatte, riethen ihm Einige, seine Freiheit zu suchen und nach Wien zu gehen. Allein er wies solche Zumuthung zurück und sprach: „Das sei ferne, daß ich meinen Vater verlasse! Nicht mit einem Blicke meines Auges möchte ich ihm wehe thun!" — Ein Fürst, der so zu gehorchen verstand, verkündete, wie würdig er einst den Befehl führen werde. Er täuschte nicht.

Herzog Heinrich erkrankte und starb i. J. 1450. Sogleich eilte Ludwig hinweg von Burghausen an das Sterbebett des Greises, ehrte ihn durch ein prächtiges Begräbniß in Seligenthal und übernahm die Regierung.

Den ersten Tag seiner Herrschaft weihte der neue Herzog mit einem Befehle, der von der Güte seines Herzens zeugte: er ließ alle Armen der Stadt Landshut auf seine Kosten speisen. — In der Einsamkeit seines bisherigen Aufenthaltes hatte Ludwig die Leiden des Volkes kennen gelernt. Sein unablässiges Bestreben war nun, dieselben zu lindern und den Wohlstand auf jegliche Weise zu fördern. „Ich bin nur dann reich", sprach er, „wenn Bürger und Bauern es sein werden." Gegen Wucherer und Wegelagerer übte er strenge Gerechtigkeit; von den Schätzen, die sein Vater gesammelt hatte mit fast geizigem Sinne, machte er weisen Gebrauch und blieb dabei doch der reiche Ludwig. Galt es, ein

Recht zu verfechten, so zeigte er eisernen Willen und unerschütterlichen Muth.

Im Jahre 1462 gab's Händel um die Reichsstadt Donauwörth. Die Schlacht bei Giengen (an der würtembergischen Grenze) entschied den Streit. Ludwig führte seine Bayern. Ihn umgaben die tapfern Preisinger, Frauenberger und Fronhofer. Als diese ihm riethen, sich an einen sichern Ort zu begeben und seines Lebens zu schonen, rief er: „Heut, lebendig oder todt, bleib' ich bei meinem Volk!" Da stürmten die Reiter entflammt voraus, ihnen nach das Fußvolk mit Schlachtgesang. Die Reichsschaaren wurden geworfen; sie flohen Giengen zu und suchten Schutz hinter den Mauern. Die Bayern erbeuteten viel Feldgeräth; Büchsen und Pulver die Menge, das Panier des heiligen Reichs und vieler Fürsten und Städte Fahnen.

Großen Ruhm brachte Ludwig dieser Sieg; größern und dauernderen aber sichert dem edlen Fürsten die Gründung der Universität zu Ingolstadt, der ersten in Bayern. Sie wurde in der Folge eine der berühmtesten und ward 1800 nach Landshut und 1825 nach München verlegt.

Der Herzog fühlte, wie seine eigene Jugendzeit unter des Vaters Kargheit versäumt wurde; darum erzog er seinen einzigen Sohn Georg, einen hoffnungsreichen Knaben, voll zärtlichen Ernstes und hielt ihm Meister in allerlei Wissenschaft und Kenntniß. Bis in sein zwölftes Lebensjahr hatte er ihn zu Burghausen der mütterlichen Erziehung überlassen, dann holte er ihn an seinen Hof. Das war den Landshutern ein großer Freudentag, als sie das edle Kind an seines Vaters Seite daherreiten sahen. Sie eilten ihm in langem Feierzug entgegen, voran die Geistlichkeit mit dem Allerheiligsten, dann folgten Rath und Zünfte, die Edlen des Landes, Frauen und Jungfrauen, alle in Feierkleidern, mit brennenden Kerzen in der Hand, und die Schüler der Stadt, groß und klein, jeder ein Fähnlein vom Bayerland schwingend. In der Martinskirche erscholl unter dem Klange der Orgel des Volkes: „Herr Gott, dich loben wir!"

114. Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschliesst,
Und die Lippe überfliesst
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich lässt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen.
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in heller Gluth mit ein:
Lasst uns dem Herrn lobsingen!

Geibel.

---

115. Das Bauernhaus im Gebirge.

Ursprünglich war das Bauernhaus in gutdeutscher Weise ganz von Holz mit ausgehauenen Balken und innerer Vertäfelung erbaut. Jetzt findet man, selbst in ärmeren Gegenden, größtentheils Halbbauten, an welchen der Untertheil gemauert, der obere Gaden (Stockwerk), oder doch wenigstens die Frucht- oder Heueinlage, aus Holz aufgerichtet ist. Wo der Landmann aber im Wohlstande lebt, wie z. B. auf den grünen Höhen um Miesbach bis hinüber nach Reichenhall, sieht man schöne steinerne, oft mehrstöckige Gebäude, reinlich geweißt und manchmal von überraschender Zierlichkeit. Die Dächer dieser Häuser breiten sich in einem ziemlich flachen Winkel und mit breit überstehendem Vordache aus und sind fast durchweg mit Schindeln und großen Steinen, zur Befestigung der Schindeln, belegt. An dem Rande der Dächer befinden sich die sogenannten Windbretter, die rund herumlaufen und in der Regel mit frommen, sinnigen Sprüchen geziert sind. Am obersten Brett des Giebels prangt hier und dort in zierlichem Schnitzwerk ein aneinander stehendes, gekreuztes Paar Roßköpfe und zwischen ihnen ein Kreuz, das Zeichen des Christenthums zwischen den Sinnbildern altgermanischen Heidenthums. Rings um das Haus herum läuft eine Galerie — Söller, Laube — mit gewundenen, ausgebauchten Stäben. Der Fenster und Thüren sind viele, und auf ihre Einrahmung wird viel Schmuck und Farbe verwendet.

Meist sind die Häuser von einem Walde von Zwetschgen- und anderen Obstbäumen umgeben, und vor den Fenstern der Wohnstube ist fast immer ein Gärtchen, in dem mit besonderer Vorliebe Rosen, Malven, Eisenhut und Kapuzinerlein gepflegt werden, während man die würzigen Nelken in kleinen, tragbaren Truhen zieht, die dann auf die Laube gestellt werden.

*) „In seiner innern Eintheilung gibt solch ein Haus das übliche Gelaß, welches in Küche, Stube und Stall, und hie und dort in

---

*) Bavaria.

einem Nebenstüblein besteht. Der obere Stock enthält die eigentliche „Kammer", d. i. das Schlaf- und Prunkgemach, und die Nebenkammern für Kinder und Gesinde. Das Hintertheil des Hauses enthält die Räume für die Erntevorräthe, ferner die Dreschtennen und die Ställe.

Die Stube ist meist ganz getäfelt, oder doch zur Hälfte der Wandhöhe, und alle Decken sind Fachwerk. Um die Wände der Stube und um den Ofen laufen Holzbänke; eingemauerte Schränke sind beliebt. Ein Eck der Stube nimmt der Tisch ein, meist der Thür gegenüber; darüber erbaut die fromme Andacht der Bewohner den Hausaltar mit zahlreichen Bildern, Täfelchen, Blumenbüscheln und sonstigem Zierath, der sich eng um ein Crucifix zusammendrängt. Ein sogenannter „Heiliger Geist" — eine Taube aus gefaltetem Papier geformt — schwebt nicht selten an einer Schnur ober der Mitte des Tisches.

Ein vielfach beliebtes Geräth ist die Schwarzwälderuhr mit dem schreienden Kukuk als Wecker. Neben der Thür hängt der Weihbrunnkessel. Das Handtuch ist auf Rollen an der Thür aufgespannt, und der Dreikönigsname † C. † M. † B. sammt der Jahreszahl mit Kreide darüber geschrieben. Um den Ahorntisch stehen die noch immer in Ehren gehaltenen dreibeinigen Stühle; neben dem Ofen, welchen Trockenstangen umfassen, ist die „Ofenbruck", benutzt zum Lager für Kranke zur Winterszeit und für Gäste geringeren Ranges. Der Raum unter der „Bruck" ist gewöhnlich dem Hühnervolk angewiesen; unter der Ofenbank wird das Pfannenbrett bewahrt und der eiserne Schuhlöffel hängt dort an der Kette.

Auf dem Fensterbrett am Tisch steht die „Bütsche" — hölzerne Wasserkanne — und an einem der Wandkästen hängt der Kalender. Vielmals findet sich in einer Stubenecke eine Treppe, die zur Kammer führt. Ist sie mit Brettern verschlagen, so dient der hohle Raum darunter meist zum Milchkasten. Oft befindet sich auch in der Decke eine Art Fallthüre, durch welche man Nachts zur Winterszeit die Wärme in die ober der Wohnstube befindliche Schlafkammer entweichen läßt.

Die Kammer enthält das Zierlichste und Beste, was man an Möbeln besitzt. Das Hauptstück bildet eine Doppelbettlade, vielfach noch mit Säulen und Dach geziert und als solches „Himmelbett“ genannt. Fromme Bildwerke, besonders an der Decke ein Auge Gottes und die Herzen Jesu und Mariä am Fußbrett, fehlen darin niemals. Hochaufgethürmt werden die schweren Federbetten, hie und dort von Vorhängen umgeben.

Das Seitenstück zur Himmelbettstatt bildet der Kleiderschrank der Hausfrau, meist zur Hälfte mit „hauswirchener“, d. h. im Hause gesponnener Leinwand angefüllt. Die gerollten Stücke tragen alle in der Mitte eine hochrothe, gemachte Federrose, oder sind mit Heiligenbildern und Amuletten besteckt. Hier bewahrt die Bäuerin ihre besten Kleider und in dem Schublädchen die allenfallsigen Schatzgelder und den Silberschmuck. Ferner steht in den Kammern oft die Schaukelwiege und manche derbe alte Truhe und am „Schubladenkasten“, d. h. der Kommode, glänzen die Prachtstücke des Geschirres, Krüge, bemalte Gläser oder Kaffeetassen und besonders rothbackige Aepfel; in ihrer Mitte, meist in einem Glasschrank, ein wächsernes, mit Spitzen und Seide bekleidetes Christkind. So will's die gute, alte Sitte.“ —

---

116. Reichenhall.

Ringsum hat man einen prächtigen Bergkessel, dessen Wände aus den weiten Auen mächtig emporsteigen, während schön geformte Hügel wie bewaldete Eilande aus der grünen Fläche dieser Wiesen auftauchen. — Von den Bergen aber ist vor allen der Staufen zu nennen, der hoch und steil sich aufthürmt und drei nackte Spitzen gen Himmel reckt, deren mittlere die Reichenhaller jährlich um Peter und Paul mit einem Kreuzgang besuchen, und der Untersberg, der riesenhafte, sagenreiche, ehrwürdige, in dessen unterirdischer Halle Kaiser Karl am steinernen Tische sitzt. Zwischen diesen beiden Bergen zieht die Saala in die Ebene hinaus, deren blaue Hügel

ferne verschwimmen; wer aber ihren Lauf mit den Blicken aufwärts verfolgen will, der sieht zwischen andern Höhen durch auf die Reutalm, die mit gerad abschießender rother Steinwand von ungeheurer Höhe in das Thal hineindräut, wie ein Stück aus riesenhafteren Welten.

Von solch erhabener Umgebung bekränzt liegt in tiefem Wiesengrund, von alten Weidenbäumen verdeckt, das Städtchen Reichenhall, das Ursprung, Namen und Wohlstand den reichen Salzquellen verdankt, die aus den Tiefen des Gruttensteins unterirdisch hervorbrechen.

An diesen Quellen wohnten aber schon die Römer und freuten sich ihrer Trefflichkeit. Und als dann der heilige Rupertus zur Zeit der Agilolfinger in die Gegend kam, hatten auch die alten Bajuvaren bereits die Kunst gefunden, die edlen Wasser auszusieden, das Salz in Fässer zu schlagen und auf Saumrossen in die weite Welt zu senden. Zur selben Zeit entdeckte Rupertus, wenige Stunden von den Quellen, da wo die Salzach aus den Bergen kommt, die prachtvollen Trümmer einer großen Stadt, welche mit Moos bedeckt und von alten Tannen beschattet waren. Auf dem Schutte der gebrochenen Säulen, Tempelgemäuer, Siegesbogen und verfallenen Paläste vernahm er, hier habe einst eine Stadt längst verschwundener Völker gestanden, Juvavia geheißen.

Rupert erhielt von Theodo, dem Herzoge des Bayerlandes, die vergessene Römerstadt geschenkt und mit ihr den dritten Theil des Salzbrunnens, zwanzig Pfannen, nebst den Knechten, die sauren Quellen auszukochen. Dies alles mag vor zwölfhundert Jahren geschehen sein, und mit Recht behauptet daher die Saline zu Reichenhall, sie sei schon im grauesten Alterthume berühmt gewesen und überhaupt die älteste in Deutschland. — Im Jahre 803 verweilte Karl der Große zu Reichenhall und gründete daselbst das Kloster St. Zeno. Auch die südlich gelegene Burg Karlstein, jetzt nur mehr eine Ruine, soll damals ihren Namen vom Kaiser Karl erhalten haben.

Unter Maximilian I entdeckte man eine neue, sehr salzhaltige Quelle, dabei so reich, daß es bedenklich schien, ob die Forsten des

waldigen Berglandes auf die Länge hinreichen würden, die gesammte Flüssigkeit betriebsgemäß zu versieden. Da meinte Oswald Schuß, des Herzogs Hofrath, man solle die Wässer über Berg und Thal in andere Gegenden leiten. Dem Herzog gefiel der Rath, und sein Hofbaumeister Simon Reifenstuhl übernahm 1617 das Werk, welches er auch glücklich ausführte. In neuntausend bleiernen Röhren strömte bald die Salzfluth über das Gebirge nach Traunstein, wo die Pfannen schon hergerichtet waren, um sie rastlos auszusieden. — Später (1808) hat Georg von Reichenbach, der eigentlich auch die gezogenen Kanonen und die Spitzgeschosse erfand, zu der Soolenleitung noch manche Verbesserung hinzugethan. Jetzt besteht sie, wo die Wässer von selber abwärts laufen, aus hölzernen Deicheln, wo sie aber aufwärts getrieben werden, aus gußeisernen Röhren. Die höchste Höhe ist 828 Fuß. — Georg von Reichenbach war es auch, der, als der wachsende Holzbedarf zu neuer Vorsicht trieb, die neue Leitung ausführte (1808—1810), welche jetzt von Siegsdorf ab nach Rosenheim geht. In demselben Jahrzehnt (1816—18) stellte er auch die Verbindung mit dem Berchtesgadner Salzwerk her, so daß die süßen Wasser, welche dort zuerst in das Gestein gelassen werden und sich voll Salz ansaugen, durch eine andere kunstvolle Leitung bald an schroffen Felswänden, bald durch das Unterirdische nach Reichenhall heraus strömen und dann entweder dort in die Pfannen strömen oder auch, je nach Bedürfniß, wieder weiter nach Traunstein und Rosenheim rinnen.

Seit vielen Menschenaltern hat Reichenhall kein größeres Unglück betroffen, als der Brand im Jahre 1834, welcher das Brunnenhaus und 246 andere Gebäude verzehrte und einen Schaden von 1 000 000 fl. verursachte. Aber bald standen die Bürgerhäuser in verjüngter Schönheit wieder auf, und über den Salzquellen erhoben sich, ein großes Viereck umschließend, die neuen Salinengebäude sammt dem schönen Bethaus in einem sehr ehrwürdigen Style. Das Riesige der Maschinen und die Schönheit der Einrichtung macht einen tiefen Eindruck selbst auf den, der nichts davon versteht, und um so lieber wird dieser der von Sachverständigen ausgesprochenen

Meinung beitreten, daß die Salinen zu Reichenhall die großartigsten und die schönsten der Welt seien.

Zu den Brunnen kann man auch hinuntersteigen, und es ist ein eigenes Wehen in diesen unterirdischen Räumen, wo in labyrinthischen Schachten voll schwarzer Finsterniß die sauern Quellen rieseln, die süßen Bäche rauschen, die Druckwerke quirlen, ächzen und stöhnen, und bald Alles wieder so lautlos ist, und nur die gewaltigen Arme der Maschinen sich in den engen Gängen hin und her schieben, so leicht und ruhig, daß man sie mit dem kleinen Finger halten zu können vermeint, während sie Eichen knicken würden. Wundersam ist es, daß bei den Salzbrunnen in dieser Tiefe auch viele süße Quellen entspringen. Diese sammeln sich bald in einem mächtigen Bach, der durch einen langen Stollen in die Saala hinausfluthet. Ein kleiner Nachen ladet da zur unterirdischen Schifffahrt ein. Dieser Graben ist schon um's Jahr 1530 hergestellt worden. L. Steub.

117. Der Sommerabend.

O sieh, wie ist die Sonne müd,
Sieh, wie sie still nach Hause zieht,
O sieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Wie sie ihr Tüchelchen da nimmt,
Ein Wölkchen, blau mit roth vermischt,
Und sich damit die Stirne wischt.

Wahr ist es, sie hat schlimme Zeit,
Im Sommer gar! der Weg ist weit,
Und Arbeit find't sie überall.
Im Haus, im Feld, im Berg und Thal,
Drängt Alles sich nach ihrem Schein
Und will von ihr gesegnet sein.

Manch Blümlein hat sich ausstaffirt,
Mit Farben so scharmant geziert,

Dem Bienchen gab sie seinen Schluck
Und sagt zu ihm: „Hast auch genug?“
Kam noch ein Käferchen in Eil’,
Gewiß bekam es auch sein Theil.

Manch Samenhülschen sprengt sie auf
Und holt den Samen draus herauf;
Wie bettelten die Vögelchen,
Wie netzten sie die Schnäbelchen!
Und keins geht hungrig doch zu Bett,
Das nicht sein Theil im Kröpfchen hätt’.

Der Kirsche, die am Baume lacht,
Hat rothe Backen sie gemacht,
Und wo im Feld die Aehre schwankt,
Und wo am Pfahl die Rebe rankt,
Gleich kümmert sich die Sonne drum,
Hängt ihnen Laub und Blüthen um.

Und auf der Bleiche, seht doch an,
Macht sie sich Arbeit, wo sie kann.
Das hat dem Bleicher schon behagt,
Doch hat er nicht „Gott’s Lohn!“ gesagt.
Ist irgend Wäsche wo im Ort,
Sie trocknet hier, sie trocknet dort.

Und wirklich wahr, allüberall,
Wo irgend nur die Sens’ im Thal
Durch Gras und durch die Halmen ging,
Da macht sie Heu. Wie geht das flink!
Es will was sagen, meiner Treu!
Am Morgen Gras, am Abend Heu!

Drum ist sie jetzt so schrecklich müd’
Und braucht zum Schlaf kein Abendlied.

Kein Wunder ist es, wenn sie schwitzt;
Sieh, wie sie auf dem Berg da sitzt.
„Schlaft Alle wohl!“ so ruft sie jetzt,
Und lächelt noch zu guter Letzt.

Da ist sie weg! Behüt' dich Gott!
Der Hahn am Kirchthurm, seht, wie roth!
Er guckt ihr noch in's Haus hinein.
Du Naseweis, so laß das sein! —
Da hat er es! In guter Ruh
Zieht sie den rothen Vorhang zu.

Ich denk', wir gehen auch ins Nest!
Wen sein Gewissen ruhig läßt,
Schläft sicher ein auch ohne Lied,
Die Arbeit macht von selber müd';
So Manches ist doch heut vollbracht,
Gott geb' uns eine gute Nacht!

Nach Hebel.

---

118. Das Salz.

Wenn man bedenkt, wie das Salz als Speisewürze zum Einsalzen von Fleisch, Fischen und Vegetabilien dient, wie es in der Arzneikunde und im Gewerbsleben tausendfache Anwendung findet, wie es durch seine Anwesenheit im Meere die wohlthätigste Einwirkung auf das Klima ausübt, so muß man es als eines der werthvollsten Geschenke des gütigen Schöpfers betrachten, weit werthvoller, als die gesammten Edelsteine mit all ihrer Herrlichkeit. — Das Salz ist fast so wichtig als das Brod. Obwohl es für sich allein nicht nährt, so würden wir ohne seine Beihilfe gar viele Speisen schlecht verdauen; es würde ohne seinen Genuß unser Blut leicht in Fäulniß übergehen; ohne seine Würze wären die besten Fleischspeisen unschmackhaft. Darum darf denn auch auf der Tafel

des Reichsten wie des Aermsten das Salz nicht fehlen, und in der Küche hängt das Salzfäßlein ganz nahe beim Heerde, damit die Hausfrau ein Gewürz zur Hand habe, das sie alle Tage braucht. — Und wie viele Leidende haben durch jene Mineralwasser, welche Kochsalz enthalten, schon Linderung und Heilung gefunden! Die Namen Kissingen, Reichenhall, Ischl u. s. w. werden von Tausenden und Tausenden mit Segen ausgesprochen. Den hohen Werth des Salzes, dieses Gewürzes aller Gewürze, haben die Völker aller Zeiten und aller Bildungsstufen erkannt, und je mehr die Bildung sich entwickelt, desto höher steigt auch der Werth des Salzes. Bei dem Schmelzen der Metalle, bei der Reinigung der Gläser von fremden Farben, bei dem Glasiren der Thongeschirre, bei dem Kochen der Seife, bei der Bereitung des Leders — überall wird Salz gebraucht.

Weil eben das Salz ein so unschätzbares Gut für die Menschheit ist, so finden wir es in solcher Menge auf der Erde, daß auch der Aermste im Volke sich mit geringen Kosten die Gottesgabe verschaffen kann. Nicht bloß rinnt das Salz aus unzähligen Quellen des Festlandes, sondern es gibt auch ganze Gebirge, die fast nur aus Steinsalz gebildet sind, das mit geringer Mühe gereinigt und für die Küche brauchbar gemacht werden kann. Ja, würde alles Salz des Festlandes versiegen, das Meer würde ein unerschöpflicher Born für dasselbe sein. Man hat berechnet, daß man mit dem Kochsalz, welches das Meer enthält, das gesammte Festland der Erde mit einer Schichte Salz von 2000 Fuß Höhe überdecken könnte. —

Das Seesalz wird am liebsten zum Einsalzen der Fische verwendet. Um dasselbe zu gewinnen, legt man Salzgärten an; das sind flache Becken, mit niedrigem Damm umzogen, über den die Wogen zur Zeit der Fluth hinweggehen, worauf dann Wind und Sonne die allmähliche Verdampfung des Wassers bewirken und die Salzkrystalle auf dem Boden anschichten. Am kaspischen Meere und an andern Seeküsten setzt sich oft das Salz von selber aus dem Wasser ab und bildet an seichten Uferstellen große Massen, wie Grundeis, die man nur herauszustechen und vom Schlamme zu reinigen braucht, um sie genießbar zu machen. In den großen

Steppen zwischen dem kaspischen See und Aralsee, die früher vielleicht Meeresboden waren, ist Salz und Salpeter so reichlich vorhanden, daß es aus dem Boden herausblüht und ganze Strecken wie beschneit aussehen. — Warum aber hat wohl der Schöpfer das Meer so reich mit Salz gesättigt? Man hat beobachtet, daß Salzwasser weniger schnell verdunstet, als reines Wasser, und daß, je mehr es Salz enthält, desto langsamer die Abdampfung vor sich geht. Der Salzgehalt des Meeres verhindert also die zu rasche Verflüchtigung des Wassers. Wäre die See nicht salzig, so würde die Menge der aufsteigenden Dünste und folglich auch des Regens u. s. w. bei weitem beträchtlicher sein, und es ist wahrscheinlich, daß alsdann ein großer Theil der Erde durch furchtbare und anhaltende Regengüsse heimgesucht, sich minder gut zum Wohnsitze der Menschen eignen würde. — Noch wichtiger für die Bewohnbarkeit der Erde ist aber die Eigenschaft des Salzwassers, daß es die Bildung des Eises verzögert. Bestände der Ocean aus süßem Wasser, so würde das Polarmeer schon sehr frühzeitig mit einer dicken Eisrinde sich bedecken. So ermäßigt der Salzgehalt des Meeres die Strenge unseres nordischen Winters.

Das Steinsalz ist weich und durchsichtig und kommt farblos und auch von verschiedenen Farben vor, gelblich, roth, blau u. s. w. Besonders zu Hallstadt im Salzkammergut wird es in einzelnen Stücken von der schönsten saphirblauen Farbe gefunden. Die Bergleute schneiden dort aus weißem Steinsalz Kreuze, Bilderrahmen u. dgl. und legen zur Verzierung kleine Stückchen blauen Salzes ein. — Bedeutende Salzbergwerke sind zu Berchtesgaden, Hallein, Ischl, Hallstadt und Aussee im Salzkammergut und zu Hall in Tyrol. Wo das Steinsalz in größern Massen ansteht, wird es gebrochen und in Stücken und Blöcken gewonnen; wo es aber mit viel Thon gemengt ist, da löst man es mit Wasser auf, es wird ausgelaugt, und diese Auflösung, Soole, wird dann versotten, um das Wasser wieder zu entfernen. Zu diesem Zwecke werden in dem anstehenden Gebirge große Kammern ausgehauen und in dieselben süßes Wasser

geleitet. Das Wasser löst aus den Wänden das Salz auf und bleibt so lange stehen, bis es hinlänglich mit Salz gesättigt ist. Enthält es ungefähr 26 ½ Procent Salz, so leitet man die so gewonnene Soole nach den Sudpfannen und versiedet sie.

Die Kammern oder Sinkwerke haben oft eine so bedeutende Größe, daß die aus einer solchen Kammer enthaltene Soole manchmal bis zu 150,000 Centner Kochsalz liefert. Aus dem Salzbergwerke bei Berchtesgaden werden hauptsächlich zur Viehsalzbereitung und zu chemischen Fabriken jährlich 36,000 Centner Steinsalz gewonnen. Die durch den dortigen Bergbau erzeugte Soole wird aber nicht bloß nach der höher gelegenen Saline Frauenreith bei Berchtesgaden, sondern sogar über das Gebirg nach Reichenhall geleitet.

Das größte Salzlager, welches man kennt, findet sich in Galizien am Fuße der Karpathen bei Wieliczka und Bochnia. Es erstreckt sich gegen 100 Meilen in die Länge, ist 20 Meilen breit und hat eine Mächtigkeit bis zu 1200 Fuß. Das Steinsalz wird gebrochen und in Stücken bis zu 330 Pfund versendet. Der Bergbau von Wieliczka ist ein wahrer Riesenbau, aus fünf Stockwerken bestehend, die theils durch Treppengänge, theils durch senkrechte oder schräge Schachten mit einander verbunden sind. Die Gänge, Stollen und Gruben sind so viel, daß, wollte man alle durchwandern, man einen Weg von 86 deutschen Meilen zu gehen hätte. Wie in den Erzbergwerken wird da mit dem Spitzhammer und Bohrer gearbeitet, mit Pulver gesprengt. Das Bergwerk beschäftigt gegen 800—900 Menschen, die noch durch 40 Pferde unterstützt werden, und liefert jährlich gegen eine Million Centner Steinsalz. In dem Salzbergwerk sind Gruben wie große Säle. Ein frommer Bergmann hat eine Kapelle ausgehauen, worin alljährlich am 3. Juli Gottesdienst gehalten wird zum Andenken an die polnische Königin Kunigunde, welche das Bergwerk gründete. Der Altar und das Kruzifix, die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, selbst der Kronleuchter — Alles ist aus dem Salzfels gehauen und funkelt im Kerzenlicht wie lauter Sternchen und Edelsteine. Dem Reisenden, der zum ersten Mal in diese Wunderwelt tritt, und dem

von allen Seiten die Salzkrystalle entgegenfunkeln, wird es ganz feierlich zu Muthe, und er wird zur Andacht und Bewunderung der Herrlichkeit des Schöpfers gestimmt, der auch in den Tiefen der Erde seine Macht verkündet.

Die Natur selber hat aber auch ihre „Sinkwerke" angelegt und das Geschäft des Auslaugens übernommen. Entspringen nämlich Quellen in der Nähe von Steinsalzlagern, und haben sie Zeit, das Salz aufzulösen, so kommen sie als Soolquellen zu Tage, und die Menschen brauchen nur das Verdampfen des Wassers zu übernehmen. Solche Salzquellen sind in Norddeutschland zu Lüneburg mit 25 Procent, in unserm Vaterlande zu Reichenhall mit 23 Proc., zu Kissingen, zu Orb und zu Dürkheim. Die meisten dieser Quellen sind aber zu arm an Salz, als daß es sich lohnte, sie sogleich zu versieden. Man bringt sie daher zuerst auf Gradirwerke, damit auf diesen das überflüssige Wasser verdunste. Diese Gradirhäuser sind Gebäude mit hohen Dornwänden, auf deren Rücken das Salzwasser in langen Röhren läuft, doch so, daß es zu beiden Seiten herabtröpfelt. Auf dem spitzen, dornenvollen Pfade entweicht mancher Wassertropfen in die Luft, und wenn die Soole in den untern Behälter anlangt, ist sie bei weitem salzhaltiger, als da sie noch in höhern Regionen schwebte. So wird denn die Soole so lange gradirt, bis sie endlich reich genug an Salz ist, worauf sie dann in die Pfannen kommt und zu Salz versotten wird. In der Hitze des Kochens entweicht ein großer Theil des Wassers als Dampf; das Salz aber löst sich aus dem Wasser und schlägt sich in lauter kleinen Krystallen als Bodensatz nieder. Nun wird das Salz mit langen Stangen, an deren untern Enden sich Brettchen befinden, aus dem Wasser gezogen, zuerst in kegelförmige Körbe gebracht, um das noch übrige Wasser und die leicht zerfließenden Salze ablaufen zu lassen, und dann auf den Trockenöfen ausgebreitet, von wo aus die zahllosen weißen Krystallkörperchen ihre weite Reise in die Küchen und Keller, in die Fabriken und Fleischfässer der Menschen antreten.

Die Gradirhäuser in Reichenhall haben eine Länge von 3500

Fuß. Mit der ausgradirten, sudwürdigen Soole zu Reichenhall wird die von Berchtesgaden zugeleitete Soole zu einer 23 1/2 procentigen vermischt, und diese, so viel sie nicht für die Siederei in Reichenhall verwendet wird, weiter nach Traunstein und Rosenheim geleitet, wo wegen der wohlfeileren Benützung der ihnen nahe gelegenen Holzvorräthe Salinen errichtet wurden. Die ganze Länge dieser bewunderungswürdigen, über hohe Berge führenden Soolenleitung beträgt von Berchtesgaden bis Rosenheim 14 deutsche Meilen; auf der ganzen Strecke dieses Weges befinden sich 12 Druckwerke, welche die Soole zu einer senkrechten Höhe von 3456 bayrische Fuß heben. Die merkwürdigste dieser Hebemaschinen ist zu Illsang bei Berchtesgaden; diese hebt 135 Kubikfuß Soole in einer Stunde auf die senkrechte Höhe von 1218 Fuß.

Im Ganzen werden auf den vier südlichen Salinen Bayerns, zu Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein und Rosenheim jährlich erzeugt

784 000 Zentner Kochsalz,
60 000 Zentner Viehsalz,
10 000 Zentner Dungsalz,

und bei dieser Produktion mit Einschluß des Salzbergbaues sind 2160 Arbeiter beschäftigt. Das Salz wird theils in unverpacktem Zustande verkauft, theils in Fässel, Kufen und Säcke verpackt, mittelst Land- und Wasserfracht auf der Salzach, dem Inn und der Donau verführt.

---

119. Der heil. Rupert, Bischof von Salzburg.

Unter den Glaubenslehrern, die in Bayern und ganz besonders im südöstlichen Theile desselben um die Ausbreitung des Christenthums sich hochverdient gemacht haben, wird mit Ehrfurcht und Dankbarkeit der heil. Rupert (Rudbert, Ruprecht) genannt.

Rupert, Bischof von Worms, war aus dem Geschlechte der Könige von Franken und kam auf Einladung Theodo II.

(680—702) nach Bojoarien. Einige Geschichtschreiber jedoch setzen sein Erscheinen ein ganzes Jahrhundert früher und behaupten, er sei schon vor Eustasius und Emeram der erste Verkünder des Christenthums im südöstlichen Gebiete der Bojoarier gewesen, und ihm habe Bayern den Anfang der Kultur und die erste Begründung der kirchlichen Ordnung zu danken.

Welche Meinung auch die richtige sei, darin stimmen Alle überein, dass Rupert mit wahrhaft apostolischem Eifer unablässig bemüht war, nah und fern den Götzendienst auszurotten und die Erkenntniss und Verehrung des einen wahren Gottes auszubreiten. — Herzog Theodo und sein Hof hörten mit gläubigen Herzen die Lehren des heiligen Mannes, und so unterrichtete Rupert die nach dem Heile Verlangenden in den Wahrheiten des Glaubens und ertheilte dem Herzoge und seinem ganzen Hause die Taufe.

Dem Beispiele Theodo's und seiner Umgebung folgten auch die Unterthanen. Rupert reiste mit seinen Gefährten im Lande umher, predigte allenthalben und taufte die vom Götzendienste sich Bekehrenden.

Auf seinen apostolischen Wanderungen durch das Land kam er auch in jene Gegend, wo ehedem das alte Juvavia gestanden war, und wo jetzt Salzburg liegt. Herzog Theodo schenkte ihm die Stadt und Umgebung, und Rupert beschloss, hier seinen Bischofsitz aufzuschlagen. Er entfernte den Schutt von der verwüsteten Stätte und erbaute eine schöne Kirche und Wohnungen für sich und seine Mitarbeiter.

Damit aber das begonnene Werk fröhlich gedeihe, reiste er nach den nothwendigsten Anordnungen in seine Heimath zurück, um hier die erforderlichen Gehilfen für die reiche Arbeit zu suchen, deren er auch 12 an der Zahl gar bald um sich versammelte, die nun vereint mit ihm durch Lehre und That bis in sein hohes Alter wirkten.

Auch gründete er zu Salzburg eine Erziehungsanstalt für Geistliche und errichtete ein Kloster, in dem die Lehrer dieser

Zöglinge Gott dienen und den zeitlichen Unterhalt erhalten sollten. Es ist dies das Kloster St. Peter, das jetzt noch in Salzburg besteht und seit den Tagen des heiligen Rupert eine Pflanzschule der Gottseligkeit und der Wissenschaften gewesen.

Ausserdem erbaute er auch auf dem heutigen Nonnberge ein Kloster für gottgeweihte Jungfrauen und setzte demselben seine Nichte Ehrentrudis vor. Diese gab durch einen vollkommenen Lebenswandel und besonders durch Demuth und Nächstenliebe Allen das herrlichste Beispiel.

Als der hl. Rupert fühlte, dass der Ruf zu seiner himmlischen Heimath bald an ihn ergehen werde, weihte er Vitalis, einen Priester aus dem Frankenlande, zu seinem Nachfolger und übertrug ihm die Sorge für die neugegründete Kirche. Dann versammelte er seine Geistlichen um sich, ermahnte sie zur Treue und Ausdauer in dem begonnenen Werke und versicherte sie des göttlichen Beistandes, den sie bisher oft in wunderbarer Weise erfahren hatten, für alle Zukunft. Nun begann er zu beten, und betend gab er seinen Geist auf.

---

120. Das Königsseer Gebirge.

Den östlichen Zug der zu Bayern gehörigen Salzburger Alpen bilden die zwischen Saalach und Salzach liegenden Königsseer Alpen. Dicht an- und ineinander gedrängt stehen sie in einem ungeheuern, vielfachen Fels- und Hochgebirgskranz, in dessen Mitte der großartigste aller deutschen Seen, der Königssee, liegt, und bilden nebst den Algäuer Alpen, dem Wetterstein- und Karwendel-Gebirge das mächtigste Alpenrevier Bayerns.

Von Südwest nach Nordwest liegen die Reutalm 6400′, der Lattenberg und der Untersberg. Westwärts vom See ist der Watzmann 8348′, östlich der hohe Göll 7755′ und südlich das steinerne Meer und der ewige Schnee.

(Zeichnen und Beschreiben.)

121. Die Sage vom Untersberg.

Zwischen Reichenhall, Berchtesgaden und Salzburg erhebt sich in düsterer Majestät der Untersberg. Aus einer breiten, grünen Thalebene wächst er mit seinen Felsenwänden zu einer Höhe von 6069′ so plötzlich und gerade heraus, dass auch nicht die kleinste Höhe sich ihm als Vorberg nördlich anlegt. Aus dem Innern des Berges ertönt dumpfes Getöse, wie von fallenden Wassern. Das hat zu mannichfaltigen Sagen Veranlassung gegeben.

Der Berg, geht die alte Sage, ist im Innern ganz ausgehöhlt, mit Palästen, Kirchen, Klöstern, Gärten, Gold- und Silberquellen versehen; da hält Kaiser Karl der Grosse (Manche sagen Friedrich Barbarossa) seinen unterirdischen Hof. Zweimal dreihundert Mönche verrichten in dem Bergmünster an zweihundert Altären und unter dem Klang von dreissig Orgeln den Gottesdienst. Auf blumigen Wiesen lustwandeln verstorbene Fürsten, Männer und Frauen des Salzburger-, Berchtesgadener- und Bayerlandes. Nachts hört man in diesem Wunderberg Kriegsgetümmel und Schlachtgetön, und um 11 Uhr stürmt auch wohl reisiges Volk unter Trommelschlag und Trompetengeschmetter über das Blachfeld; mit scheidender Nacht aber eilen sie wieder in den Berg zurück, dessen eherne Pforte zwischen den eingestürzten Oefen (Felskluften) beim Hallthurm hinter den Trümmern der Burg Plain dem Wanderer nur selten und augenblicklich sichtbar wird. An marmornem Tisch sitzt im Berge, das Haupt auf den Arm gestützt, schlafend der alte Kaiser. Zweimal schon ist ihm der lichtweisse Bart durch und um den Tisch gewachsen; ist dieses zum Drittenmale geschehen, so wird der Kaiser erwachen, mit seinen Mannen aus dem Untersberg heraufsteigen und als Schutz- und Schirmherr deutscher Nation bei dem Birnbaum auf dem Walserfeld die gewaltige Siegesschlacht schlagen, welche Deutschland wieder einig, gross und herrlich machen soll. Dabei wird ein solches Blutbad entstehen, dass den Krie-

gern das Blut in die Schuhe rinnt, und da werden die bösen Menschen von den guten erschlagen werden.

Hin und wieder findet ein glücklicher Sterblicher den Berg offen; ein eisgrauer Mönch, ein Bergmännlein mit spitzem Bart, führt ihn hinein, zeigt ihm die ganze Herrlichkeit der Behausung und schlägt ihm auch wohl die alten Bücher auf, in denen die Geschicke der Zukunft verzeichnet stehen; auf unnütze Fragen aber erhält der Neugierige eine derbe Ohrfeige mit der Lehre, nach den Geheimnissen Gottes sei nicht zu forschen. Durch unterirdische Gänge ziehen oft die Bewohner des Untersberges um Mitternacht in benachbarte Kirchen und Kapellen, dort ihren Gottesdienst zu halten. So ziehen sie in den Dom zu Salzburg, nach St. Bartholomä, in die Stiftskirchen zu Berchtesgaden und Laufen, in die Kirchen zu St. Zeno, zu Gmain und Reichenhall, selbst nach Maria Eck und St. Salvator bei Prien wandern sie. Da sieht man dann in tiefer Nacht die Kirchen hell erleuchtet, voll schwarzgekleideter, kleiner Leute, jedes mit einem Lichte und alle in tiefer Andacht. Ein geistlicher Herr hält das Hochamt, und Orgel und volle Musik ertönet dabei.

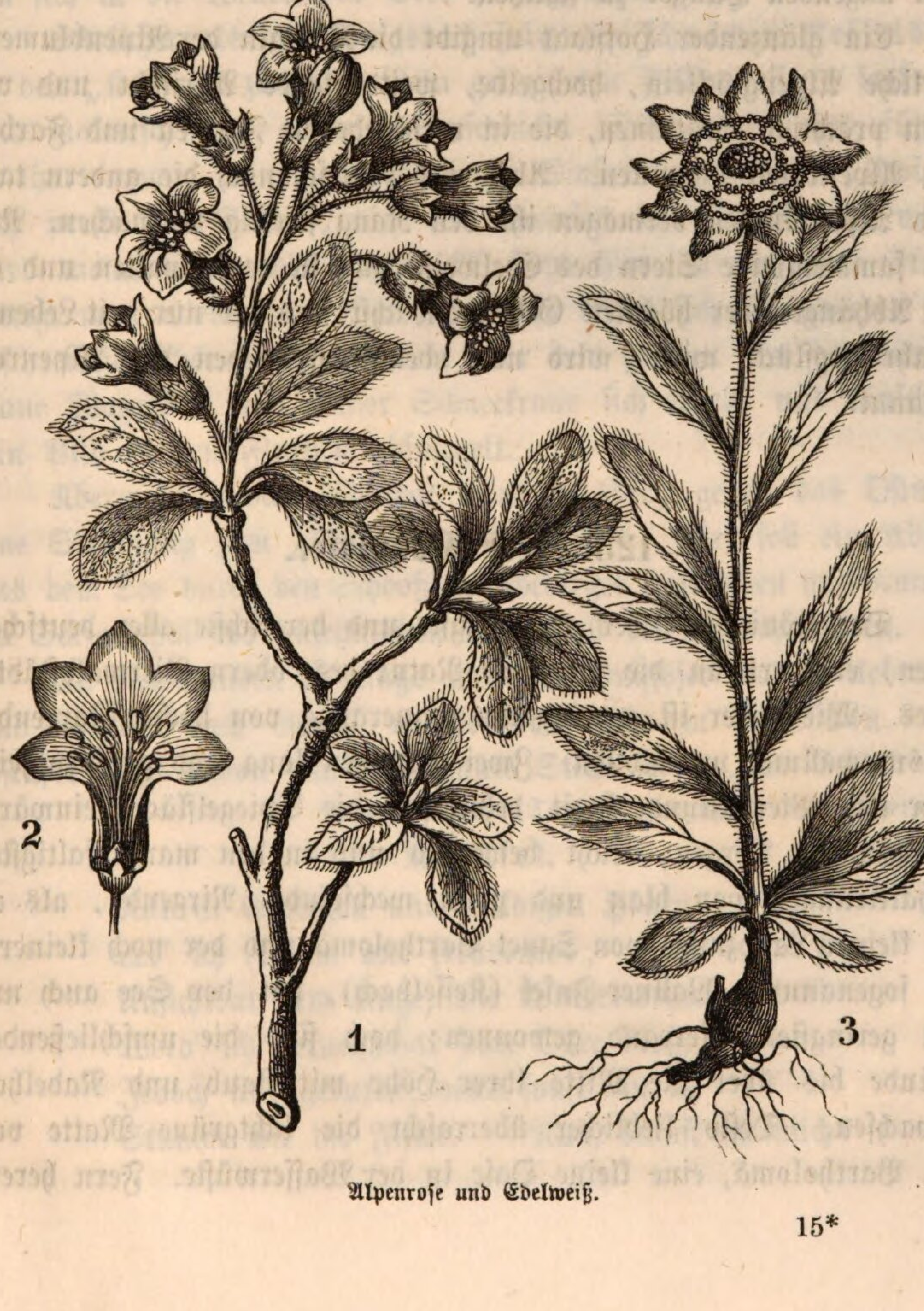
Die Untersbergermännlein lassen sich aber auch hier und da im Thale sehen, besuchen allenfalls die Hochzeiten ehrsamer Bauersleute, geben diesen fromme Ermahnungen und beschenken sie mit einigen kleinen Münzen, die sich dann in grosse Schätze verwandeln. Ueberhaupt denkt man sich diese Berggeister als ein freundliches Völklein, das gern mit den Menschen verkehrt und ihnen Gutes will.

---

122. Alpenrosen und Edelweiß.

In den obern Alpenrevieren, wo kein Baum mehr gedeiht und selbst die Legföhre nur selten mehr erscheint, nahe hinauf bis zur ewigen Schneegrenze, schmückt die kahlen, flechtenüberzogenen Felsen noch ein Strauch mit buchsartigen Blättern, aus denen die braunen Knospenzapfen und die zierlich gebildeten, karminroth leuchtenden

Glockensträußchen sich gar freundlich abheben. Es ist dies die Alpenrose, „Almenrausch," wie unsere Gebirgsbewohner sagen, die Königin aller Alpenblumen. Aber auch tiefer steigt sie hinab; ja in manchen Alpenthälern, wie zum Beispiel um Reichenhall, pflückt sie die Hand des entzückten Wanderers dicht neben der Landstraße. In einer Höhe von 4000—5000′ gedeiht sie am fröhlichsten.



Alpenrose und Edelweiß.

Da glüht sie bald einzeln als Rosenflamme, bald prangt sie gesellig unter dem vielfarbigen Flor der Alpen, bald überzieht sie mit ihrem Purpurteppich ganze Flächen des Berges.

Wie sie den Menschen mit ihren Blüthen erfreut und die Sennerinnen und Ziegenhirten in kalten Sommertagen mit Holz versieht, so bietet sie gleich freundlich im harten Winter dem sanften Volk der Alpenhühner ihre zarten Sprossen und Knospen, es vor dem nagenden Hunger zu schützen.

Ein glänzender Hofstaat umgibt die Königin der Alpenblumen; zierliche Alpenglöcklein, hochgelbe, weitduftende Aurikeln und vor allen prächtige Gentianen, die in verschiedenen Formen und Farben den Alpenrasen schmücken. Aber weder diese, noch die andern tausend Alpenblumen vermögen ihr den Rang streitig zu machen. Nur der sammetartige Stern des Edelweiß, das in den Spalten und an den Abhängen der höchsten Gebirge wächst und oft nur mit Lebensgefahr gepflückt wird, wird noch ebenbürtig neben der Alpenrose genannt.

---

123. Der Königssee.

Der Königssee, der großartigste und herrlichste aller deutschen Seen, erinnert an die erhabene Natur des obern Vierwaldstädter Sees. Wie dieser ist er ringsum mauerartig von hochaufstarrender Felsumwallung umschlossen. Zwei Stunden lang und größtentheils über eine Viertelstunde breit, dehnt sich die Spiegelfläche einwärts zwischen den Bergen, leicht beweglich und in den mannigfaltigsten Schattirungen von blau und grün wechselnd. Nirgends, als an der kleinen Landzunge von Sanct Bartholomä und der noch kleinern, der sogenannten Wallner-Insel (Kesselbach), hat der See auch nur den geringsten Uferrand gewonnen; doch sind die umschließenden Wände bis über die Mitte ihrer Höhe mit Laub und Nadelholz bewachsen. Desto lieblicher überrascht die lichtgrüne Matte von St. Bartholomä, eine kleine Oase in der Wasserwüste. Fern herein

ragen, nur wenig sichtbar, die Riesenhäupter der weitern Umgebung, vor allen ausgezeichnet im Westen die Doppelgipfel des Watzmanns.

An der Ostseite stürzt sich 240′ hoch ein Wasserfall, der Königsbach, über schroffe Felsen in die Spiegelfläche des Sees. Wo die Wogen wildbrausend auf das Steingeklüfte aufstürzen, wallt beständig schneeweißer Schaum auf, der sich bald wieder zu Wasser sammelt und dem vorangeeilten sodann mit tosender Eile nachstürzt, um sich in die Wellen des Sees zu begraben.

Südlicher als der Königsbach stürzt der schwächere Kesselbach in den „Kessel" zwischen schön gruppirten Felsenmassen, senkrecht und malerisch aus enger Felsenschlucht. Hübsche Anlagen führen zu ihm empor, an einer verlassenen Einsiedelei vorbei. „Ewiger, dich preist das Gestein, dich das Brausen des Gewässers; wann wird meine Seele dich schauen?" steht hier an passender Stelle. Steigt man wieder zum See hinab, so öffnet sich ein anderes unbeschreiblich schönes Bild, indem über dem grünen See der dunkelblaue Watzmann mit seiner Schneekrone sich erhebt und täuschend sein Bild in den Fluthen abspiegelt.

Abermals etwas südlicher wird im See, gegen das Ostufer, eine Strömung zum „Kuchler-Loch" sichtbar. Hier soll ein Abfluß aus dem See durch den Schooß des Gebirges stattfinden und draußen im Salzachthal den ansehnlichen Wasserfall bei Golling bilden.

An Felswänden ist rings um den Königssee wahrer Ueberfluß und deßhalb auch manch' wunderbares Echo zu vernehmen. Am Ostufer heißt davon eine allbekannte Stelle selbst „das Echo".

Nach Walthers „Topische Geographie von Bayern."

Räthsel.

Nur in Gebirgen und waldigen Höhen
Leb' ich einsam und freudenlos;
Unsichtbar dem Auge, wie Windeswehen,
Werd' ich vernehmbar dem Ohre bloß,
Jedoch nur gerufen; denn sonst bin ich
Stumm wie die Fische. — Nun, kennst du mich?

124. Die Schneekrähe oder Steindohle.

Die Einsamkeit der höchsten Berge wird besonders durch die lebhafte Steindohle oder Schneekrähe belebt. Sie ist leicht an ihrem dichten, bläulich schillernden, schwarzen Gefieder zu erkennen; ihr Schnabel ist zitronengelb wie beim Amselmännchen, die Füße röthlichgelb. Auf den höchsten Bergspitzen oder auf den Felsenvorsprüngen kahler Bergwände sitzen sie reihenweise in Schaaren beisammen, lassen sich vom Strahl der Sonne durchwärmen, oder zanken und schreien, fliegen dann plötzlich, schrill pfeifend, mit wenig Flügelschlägen in die Höhe, stürzen sich in schiefer Richtung pfeilschnell in die Tiefe, tauchen in einem weiten Bogen mit gewaltigem Schwunge wieder in die höchste Luft hinauf und umziehen in weiten Kreisen die Felsen, um sich bald wieder auf einen derselben niederzulassen. — Oft sieht man sie auf den Gletschern und Schneefeldern, die ewig die höchsten Berge bedecken, mit dem Schnabel eifrig im Eise graben und arbeiten, um die tief eingesunkenen und erfrorenen Insekten herauszuholen. Außerdem fressen sie, wie die übrigen Rabenarten, alles Genießbare; Land- und Wasserschnecken verschlucken sie sammt den Schalen; im Sommer suchen sie bisweilen die höchsten Bergkirschbäume auf; im Winter begnügen sie sich selbst mit Baumknospen und Fichtennadeln. Besonders gierig sind sie nach thierischen Ueberresten; angeschossene Hasen und Gemsen verfolgen sie laut pfeifend in großen Schaaren. Kleineren Vögeln, deren sie sich lebend bemächtigen, und gefallenen Thieren hacken sie zuerst die Hirnschale entzwei und fressen die Hirnhöhle gierig aus. Ihre Beute theilen sie nicht in Frieden. Schreiend und zankend jagen sie einander die Bissen ab und beißen und necken sich beständig. Doch scheinen sie, trotz ihrer Zänkereien, große Liebe zu einander zu haben; wird eine Bergdohle geschossen, so kreisen die übrigen lange mit lautem Klagegeschrei über dem getödteten Kameraden.

Ihre oft gemeinsamen Nester legen sie aus Grashalmen in den Spalten und Höhlen der unzugänglichsten Felskuppen an. Das

einzelne Nest ist flach und groß und enthält in der Brütezeit fünf hellgraue Eier mit dunkelgrauen Flecken.

Jung eingefangene Bergdohlen lassen sich leicht zähmen, fliegen im Hause aus und ein und gewähren durch ihr kluges und drolliges Benehmen ihrem Pfleger viele Freude. Eine zahme Schneekrähe verdeckte die Ueberreste ihres Fraßes stets sorgfältig mit Papier und vertheidigte dieselben unerschrocken gegen Menschen und Hunde. Ein besonderes Vergnügen hatte sie an dem Feuer; aus dem Kamine stahl sie glühende Kohlen und verschluckte sie ohne Schaden, eben so machte sie es mit dem brennenden Dochte, den sie aus der Lampe zog. Bemerkte sie ein Kohlenbecken, so suchte sie Papier, Lumpen und Späne, warf sie hinein, stellte sich davor und sah aufmerksam dem aufsteigenden Rauche zu. Gegen fremde Thiere schlug sie mit Flügel und Schwanz und krächzte rabenartig; gegen fremde Menschen schrie sie zum Taubwerden, während sie gegen Bekannte freundlich und zuthunlich gackerte. Ihre nähern Freunde begrüßte sie, indem sie mit halb offenen Flügeln auf sie zueilte, ihnen auf Hand, Kopf und Schultern flog und sie wohlgefällig von allen Seiten beguckte. Frühmorgens ging sie jedesmal in das Schlafzimmer ihres Herrn, rief ihn, setzte sich dann unbeweglich auf sein Kopfkissen und wartete, bis er sich regte oder erwachte, dann schrie und lärmte sie vor Freuden aus Leibeskräften.

Die Eigenthümlichkeit der Bergdohlen, Feuer und glühende Kohlen zu stehlen, wird vielfach bezeugt und rührt wohl daher, daß sie, wie alle Rabenarten, eine große Vorliebe für alles Glänzende haben und es zu verschleppen suchen. Mehr als einmal schon sollen Feuersbrünste dadurch entstanden sein, daß Bergdohlen in den offenen Almenhütten brennendes Holz vom unbewachten Herde stahlen.

125. Der Stein- oder Königsadler.

Von den Adlern des Gebirges ist der Steinadler der am allgemeinsten verbreitete und zugleich der reißendste. Er ist durch Größe

und Haltung ausgezeichnet, wird 3—3 ½ Fuß lang und mißt mit ausgespannten Flügeln gegen 8 Fuß. Das Männchen ist gewöhnlich etwas kleiner und lichter gefärbt als das Weibchen; es sieht von fern fast ganz schwarz aus, ist aber eigentlich schwarzbraun;


Stein- oder Königsadler.

der Schwanz ist an der Wurzel weiß, dann aschgrau und schwarzgefleckt, mit breiter, schwarzer Endbinde. Je älter der Vogel wird, desto mehr bräunt sich sein Gefieder ab; er wird deßhalb, wenn er alt ist, auch Goldadler genannt. Die Jungen sind kohlschwarz und haben weiße Federfüße. Der Schnabel des Adlers ist hornblau, mit gelber Wachshaut gesäumt und zwei Zoll lang; von der Wurzel an ist er gekrümmt, im Gegensatz zu den Geiern, deren

Schnabel bloß an der Spitze gebogen ist. Die Augen sind goldfarbig, im hohen Alter feuerfarben. Der Lauf ist bis an die Zehen mit kurzen, derben, lichtbraunen Federn dicht besetzt, was ihn von ähnlichen Arten sicher unterscheidet; die Zehen sind hellgelb, die Ballen groß und derb, die schwarzen Krallen groß und sehr spitz, die hintern fast 3 Zoll lang.

Der Steinadler ist kühner, rüstiger und lebhafter als der Lämmergeier, von dem er sich auch durch seinen hüpfenden Gang unterscheidet. Stundenlang scheint er in unermeßlicher Höhe am blauen Himmel zu hängen und ohne Flügelschlag in weiten Kreisen dahin zu schweben. Muthig, kräftig, klug, scharfsichtig und von so feiner Witterung, daß er hierin kaum vom Kondor übertroffen wird, ist er zugleich außerordentlich scheu und vorsichtig, meist einsam seiner Beute nachspähend, seltener auch mit seinem Weibchen. Sein helles „Pfülüf“ oder „Hiä-hiä“ klingt weit durch die Lüfte und erfüllt das kleinere Geflügel mit Schrecken. Wenn er sich seiner Beute nähert, stößt er oft ein „Kick-kack-kack“ aus, senkt sich allmählich, festen Blickes, auf sein Opfer und stößt dann blitzschnell in schiefer Linie auf dasselbe. Keines unserer kleineren Thiere ist vor seiner Kralle sicher. Rehkälber, Hasen, wilde Gänse, Lämmer, Ziegen, die er kühn vor Ställen und Häusern wegholt, Füchse, Dachse, Katzen, Feld- und Waldhühner, Hunde, Trappen, Störche, zahmes Geflügel, selbst Ratten und Mäuse sind ihm angenehm, vorzüglich aber Hasen, die er seinen Jungen stundenweit mit ungeschwächter Kraft zuträgt. Den Vierfüßer rettet der flüchtigste Lauf nicht, eher den kleinen Vogel der hastige Flug. Der Adler setzt seine Jagd mit eben so großer Beharrlichkeit, wie List fort und ermüdet das flinke Rebhuhn und die rasche Waldschnepfe durch unermüdete Verfolgung. Oft jagt er dem Wanderfalken seine Taube, dem Habicht sein Haselhuhn ab. Wo er einmal Beute gemacht, dahin kehrt er gern zurück. Im Winter stößt er oft auf Aas. In der Gefangenschaft kann er ohne völlige Erschöpfung 4—5 Wochen lang hungern.

An den unzugänglichsten Felsenrändern und lieber im Innern des Hochgebirges als in den Vorgebirgen, in alten Eichen- und

Kiefernwäldern, in der Nähe von Flüssen baut er aus groben Prügeln, Stengeln, Haidekraut und Haaren einen roh gefügten, glatten Horst, den er in der Niederung in den obersten Eichenästen, im Gebirge in einer überdachten Felsenspalte anlegt und mit 3—4 weißen, braungesprenkelten, sehr großen Eiern besetzt. Den Jungen bringen die Eltern allerlei Wildpret, besonders Hasen und Murmelthiere, und zerfleischen es vor ihren Augen am Rande des Nestes. Sie sollen ihnen sogar junge Reiher auf 3—4 Meilen zutragen.

Man hat oft gestritten, ob die Steinadler gelegentlich auch auf Kinder stoßen. So selten dies auch geschehen mag, so ist doch der Vogel muthig und stark genug dazu, und wenigstens ein verbürgtes Beispiel haben wir aus Graubündten dafür.

Dort, in einem einsamen Bergdorfe, schoß ein Steinadler auf ein zweijähriges Kind und trug es weg. Durch das Geschrei herbeigerufen, verfolgte der Vater den Räuber in die Felsen, und da die Last des Vogels ziemlich stark war, gelangte er nach großer Mühe dazu, ihm das übel zugerichtete Kind abzujagen, das an den Augen zerhackt, bald starb. Lange lauerte der Vater dem Mörder auf, der sich stets in der Gegend umhertrieb. Endlich gelingt es ihm, ihn in einer aufgestellten Fuchsfalle lebendig zu fangen. Ergrimmt eilt er auf ihn zu und packt ihn in der Wuth so unvorsichtig, daß ihn der Vogel mit seinem freien Fuß und Schnabel schwer verwunden kann. Einige Nachbarn erschlugen hierauf den gefangenen Adler mit Prügeln.

Oft fallen diese gierigen Adler in Gemeinschaft Schafe oder Ziegen an, und nur selten entgeht ihnen das Thier. Sie sind überhaupt Herren des Reviers. Kein Vogel wird ihnen gefährlich, überhaupt kein Thier, außer ihr eigenes Ungeziefer. Der Adler wird theils mit Kugeln oder starkem Schrot geschossen, theils mit Fallen und Netzen gefangen.

126. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da zieh'n die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Lasst meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Uhland.

---

127. Das Murmelthier.

In den Hochgebirgen um Berchtesgaden und Immenstadt trifft man noch hie und da eins der merkwürdigsten Thiere der Alpen,

das Murmelthier, Mankei oder Murmentl, wie es die Leute nennen. Auf den höchsten Steinhalden wohnt es, wo kein Baum, kein Strauch mehr wächst, und wohin kein Rind, kaum die Ziege und das Schaf mehr kommt. Da nährt es sich den Sommer über von den kräf-



Murmelthier.

tigen Kräutern der Muttern, dem besten Futter des Milchviehes, von Alpenklee, Alpenwegerich, Alpensauerampfer und andern in der Nähe seiner Sommerwohnung wachsenden Alpenpflanzen, mitunter auch von kleinen Vögeln und den Eiern derselben. Mitte Oktober aber, wenn rauhe Tage kommen, und Schnee und Eis bald alle Grasplätze verkümmern und bedecken, bezieht es sein noch höher gelegenes Winterquartier. Es rollt sich zusammen und verfällt in

eine todesähnliche Erstarrung; der Athem hört beinahe ganz auf; es schläft ununterbrochen 6—8 Monate, bis tief in den April hinein.

So ein Winterquartier ist stets für eine ganze Familie, 5—15 Stücke, angelegt und liegt 4 — 6 Fuß tief unter dem Rasen. Es besteht aus einer ungefähr 5 Fuß langen, rundlichen Kammer oder Höhle, die sorgfältig mit trockenem, weichem Heu ausgefüttert ist, welches die klugen, emsigen Thierchen mit Anfang Herbst im Maule in den Bau trugen, nachdem sie das alte Heu größtentheils aus demselben entfernt hatten. Ein solcher Kessel enthält manchmal so viel Heu, daß ein Mann dasselbe kaum wegzutragen vermag. Zu dem Kessel führt ein langer, sehr enger Gang, Röhre genannt, der an seinem Ende meist etwas aufwärts führt und von dem Thierchen mit Erde, Steinchen und Heu zugemauert wird, wenn die Familie den Winterbau bleibend bezogen hat.

Da liegen nun die Murmelthiere traulich neben einander im unterirdischen, warmen Kämmerchen, verschlafen den harten Winter und wissen nichts von Frost und Hunger, während draußen der eisige Sturm den Berg umsaust und alles Leben vernichtet. Sollte ein milder Frühlingstag sie vor der Zeit aus dem schützenden Schlafe wecken, so muß der Wärmepolster als nährende Vorrathskammer herhalten.

Besonders lustig ist das Sommerleben dieser Thiere. Da graben sie sich ihre Sommerwohnungen auf trockenen Rasenplätzen, die von Schutt und Abgründen umgeben sind, und wohnen paar- oder familienweise beisammen. Jede Familie hat ihren eigenen Aetzplatz und leidet keinen Eindringling. Kommt ein benachbartes oder wanderndes Murmelthier ihr ins Gehege, so gehen nicht selten die Angesessenen auf dasselbe los und versetzen ihm mit den Vorderpfoten tüchtige Hiebe auf Kopf und Rücken, worauf das gezüchtigte unter erbärmlichem Geschrei die Flucht ergreift. — Den ganzen Tag wird gegessen, gespielt und geruht; kommt ein Feind, so flüchten sie rasch in ihren Bau. Mit Anbruch des Morgens erscheinen zuerst die Alten vor der Wohnung; vorsichtig stecken sie das Köpfchen aus der Röhre, gucken mit ihren hellen, scharfen Augen umher und spähen und

horchen, ob nichts Gefährliches in der Nähe ist. Endlich wagen sie sich langsam hervor, entfernen sich behutsam einige Schritte vom Bau, machen Männchen, gucken und horchen wieder, und nun, wenn sie das Feld rein gefunden, lassen sie sich an das Essen. Bald erscheinen auch die sorglosen Jungen, um zu frühstücken. Mit großer Behendigkeit laufen sie hin und her, weiden das kurze Gras ab und wedeln dabei voll Vergnügen taktmäßig mit dem kurzen Schwänzchen. Nachdem dieses wichtige Geschäft vollendet ist, legt sich die ganze Familie auf einen nicht zu fernen, sonnigen Fleck, um von der Anstrengung auszuruhen.

Die jungen Murmelthiere mögen aber nicht lange stille liegen, sondern fangen bald an zu spielen. Das ist ein gar lieber, drolliger Anblick! Die muntern Thierchen setzen sich auf die Hinterfüße, kratzen und kämmen sich, putzen sich und wichsen den Bart; dabei wird nicht vergessen, fleißig herumzuspähen. Dann laufen sie einander nach, machen die lustigsten Sprünge und treiben allerlei Kurzweil; ja, man hat schon gesehen, wie die muntern Jungen versuchten, aufrecht auf den Hinterfüßen einige Schritte weit fortzukommen.

Unterdessen liegen die Eltern auf einem flachen Felsen ganz behaglich in der Sonne und bewachen aufmerksam die Gegend. So scharf sind ihre glänzend schwarzen Augen, daß sie einen Menschen in einer Entfernung entdecken, aus welcher derselbe das Thierchen kaum mit dem besten Fernrohr erspähen kann. Kommt etwas Verdächtiges vor, ein Raubvogel, ein Fuchs, ein Mensch, und wäre es noch Stunden weit entfernt, so pfeift das erste Murmelthier, das dessen gewahr wird, so kräftig und durchdringend, daß es weit durch das Gelände hallt. Der Warnungsruf unterbricht das Spiel und fordert zur Wachsamkeit auf. Alle Murmelthiere der ganzen Umgegend forschen nun unausgesetzt nach dem Feinde. Hat eines ihn entdeckt, so ertönt augenblicklich sein gellender Signalruf; bald kann man von allen Planken und Halden das Zeichen hören, daß der Feind auch dort gesehen worden sei. Naht die Gefahr, oder eilt

das pfeifende Murmelthier der Röhre zu, so flüchten alle dahin und verschwinden rasch in dem Bau.

Bei rauher Witterung kommen die Murmelthiere oft Tage lang nicht aus ihrer Wohnung, eben so wenig des Nachts. Ist die Sonne gesunken, so sind alle Spiel- und Weideplätze leer, im Herbst schon bald nach Mittag. Um diese Jahreszeit gehen sie auch nicht leicht mehr am gleichen Tage aus dem Bau, wenn sie mit Pfeifen eingefahren sind.

Das Murmelthier wird nicht größer als ein derbes Kaninchen und sieht fast komisch aus. Sein Körper ist kurz, beinahe viereckig und mit einem grobhaarigen, dicken Pelz bekleidet, der auf dem Rücken gelblichgrau, am Bauche röthlichbraun ist. Auf dem kurzen Halse sitzt ein ziemlich großer, flacher Kopf, dessen oberer Theil eine schwarze Haarplatte schmückt, während die Schnauze und das schwarze Näschen weißlich eingefaßt ist. Die kleinen rundlichen Ohren liegen enge an; unter den langen, aufrechtstehenden Haaren der Augenbrauen gucken ein Paar schwarze, kluge Augen hervor; die aufgedunsenen Backen sind mit langen Haaren, die gespaltenen Oberlippen mit einem starken Schnurbart besetzt. Durch die Spalte der Oberlippe sieht man die zollgroßen, keilförmigen, stark gekrümmten Nagezähne, die bei den Alten goldgelb, bei den Jungen weißlich sind. Mit denselben können sie in kurzer Zeit die dicksten Bretter durchnagen und tüchtig beißen. Die Vorderfüße sind kürzer als die Hinterfüße und mit starken Scharrnägeln zum Graben versehen; der zweizeilig behaarte Schwanz ist ungefähr 6 Zoll lang, rothbraun und in einen Haarbüschel auslaufend.

Das Murmelthier murmelt und murrt, schnurrt und knurrt, wie ein Kätzchen, wenn ihm wohl zu Muth ist; daher auch sein sonderbarer Name.

Die Jagd auf Murmelthiere gewährt nur ganz geringen Nutzen; man sollte daher dieses harmlose, unschädliche Thierchen schonen.

Außer den Menschen wird das Murmelthier besonders von Adlern und Alpenfüchsen verfolgt. Ebenso gefährliche Feinde haben

sie an ihren Eingeweidewürmern, die sich oft in erstaunlicher Menge vorfinden.

In Savoyen werden die Murmelthiere jung eingefangen und zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Einen solchen Künstler in einem Kästchen auf dem Rücken, wandert der arme Savoyardenknabe in die Welt hinaus, nach Paris und in andere große Städte, zeigt seinen sonderbaren Reisegesellen für Geld und kehrt dann mit dem Ersparten in seine heimathlichen Thäler wieder. — Man kann nicht ohne Theilnahme das Alpenthierchen anschauen, das wider seinen Willen auf Reisen gehen muß, aber ebenso geduldig und genügsam ist, wie der kleine Mensch, der es zu seinem Diener gemacht hat. Ein armer Schlucker hilft da dem andern, und man sieht, wie der liebe Gott unerschöpflich an Hilfsmitteln ist, die er seinen Menschenkindern durch die Geschöpfe des Thierreichs an die Hand gibt.

---

128. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir, oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Uhland.

---

129. Alpenvieh.

Das vergnügteste Leben führt das Rindvieh, wenn es auf der Alpe ist. Wenn die Sennerin im Frühjahr die Heerdenglocken, welche bei der Fahrt auf die Alm und bei der Rückkehr ihre weittönende Stimme erschallen lassen, unter die Viehherde im Thale bringt, so erregt dies gleich die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Kühe sammeln sich brüllend in freudigen Sprüngen und meinen, das Zeichen der Abfahrt zu vernehmen. Und hat diese wirklich begonnen und erschallen die Alpenlieder und das jauchzende Jodeln der Sennerinnen weithin durchs Thal, so muß man den trefflichen Humor beobachten, in dem die gut-, oft übermüthigen Thiere sich in den Zug reihen und brüllend den Bergen zumarschiren. Im Thale zurückgehaltene Kühe folgen oft unversehens auf eigene Faust den Gefährten auf entfernte Alpen.

Freilich ist es bei schönem Wetter auch für eine Kuh gar herrlich hoch oben im Gebirge. Das Frauenmäntelchen, das Mutterkraut, der Alpenwegerich bieten dem schnobernden Thiere die trefflichste und würzigste Nahrung. Die Luft ist nicht so schwül und heiß, wie im Thale. Die lästigen Bremsen quälen das Thier während des Mittagsschläfchens nicht, und leidet es vielleicht noch von dem Ungeziefer, so sind die zwischen den Thieren ruhig herumlaufenden Staare und gelben Bachstelzen stets bereit, es von demselben zu befreien. Die gute, freie Luft schmeckt ihm auch besser, als der stinkende Qualm der dumpfigen Ställe, und die stetige Bewegung, das würzige Futter, von dem es frißt, wenn es Lust hat und was ihm zusagt, alles dies trägt dazu bei, das Vieh munter, frisch und gesund zu erhalten.

Man meint nicht mit Unrecht, das Vieh des Hochgebirges sei klüger und munterer als das des Thales. Das naturgemäße Leben bildet den natürlichen Instinkt besser aus. Das Thier, das fast ganz für sich sorgen muß, ist aufmerksamer, sorgfältiger, hat

mehr Gedächtniß, als das stets verpflegte. Die Alpkuh weiß jede Staude, jede Pfütze, kennt genau die bessern Grasplätze, weiß die Zeit des Melkens, kennt von fern den Ruf der Sennerin und folgt ihm ebenso bereitwillig als zutraulich; sie weiß, wann sie Salz bekommt, wann sie zur Hütte oder zur Tränke muß. Sie spürt das Nahen des Ungewitters, unterscheidet genau die Pflanzen, die ihr nicht zusagen, bewacht und beschützt ihr Junges und meidet achtsam gefährliche Stellen. Letzteres aber geht bei aller Vorsicht doch nicht immer gut ab. Der Hunger drängt oft zu den noch unberührten, fetten, aber gefährlichen Rasenstellen, und indem sich die Kuh über die Geröllhalde bewegt, weicht der lockere Grund, und sie beginnt bergab zu gleiten. Sowie das Thier bemerkt, daß es sich selber nicht mehr helfen kann, läßt es sich auf den Bauch nieder, schließt die Augen und ergibt sich geduldig in sein Schicksal, indem es langsam fortgleitet, bis es in den Abgrund stürzt, oder von einer Baumwurzel aufgehalten wird, an der es gelassen die hilfreiche Dazwischenkunft der Sennerin abwartet.

Während die Rindviehheerden sonst oft scheu und wild sind, scheinen die Alpenrinder manche Eigenschaften von dem gutmüthigen Alpenvolke angenommen zu haben. Der Wanderer, der eine Alpe besteigt, sieht sich nicht selten den Weg versperrt von blanken Kühlein, die sich gemüthlich über den Pfad gelegt haben, mit ihren großen Augen den Fremden gar klug und traulich anblicken und ihm das Ausweichen überlassen. Streichelt man sie, so lassen sie ruhig gewähren und hören zu fressen auf. Nur dem Stier ist niemals ganz zu trauen. Da steht er am Wege mit seinem gedrungenen, markigen Körperbau, seinem breiten Kopf mit krausem Stirnhaar und mißt alles Fremdartige mit stolzen, zornigen Blicken. Besucht ein Fremder, namentlich in Begleitung eines Hundes, die Alp, so bemerkt ihn der Heerdenstier schon von Weitem und kommt langsam, mit dumpfem Gebrülle, heran. Er beobachtet den Menschen mit Mißtrauen und Zeichen großen Unbehagens, und reizt ihn an der Erscheinung desselben zufällig Etwas, vielleicht ein rothes Tuch oder ein Stock, so rennt er gerade aus mit tiefge-

haltenem Kopfe, den Schwanz in die Höhe geworfen, in Zwischenräumen, wobei er öfters mit den Hörnern Erde aufwirft und dumpf brüllt, auf den vermeintlichen Feind los. Für diesen ist es nun hohe Zeit, sich zur Hütte, hinter Bäume oder Mauern in Sicherheit zu bringen; denn das gereizte Thier verfolgt ihn mit der hartnäckigsten Leidenschaftlichkeit und bewacht den Ort, wo es den Gegner vermuthet, oft stundenlang. Es wäre in diesem Falle thöricht, sich vertheidigen zu wollen. Mit Stoßen und Schlagen ist wenig auszurichten, und das Thier läßt sich eher in Stücke zerhauen, ehe es sich vom Kampfe zurückzöge.

Die „Heerkuh“, welche die größte Schelle trägt, ist nicht nur die schönste, sondern auch die stärkste der Heerde und nimmt bei jedem Umzug den ersten Platz ein, indem keine andere Kuh es wagt, ihr voranzugehen. Ihr folgen die „stärksten Häupter“, gleichsam die Standespersonen der Heerde. Wird ein neues Stück zugekauft, so hat es unfehlbar mit jedem Gliede der Genossenschaft einen Hörnerkampf zu bestehen und nach dessen Erfolgen seine Stelle im Zuge einzunehmen.

Die Gesangliebe der Sennerinnen ist nicht ohne Einfluß auf ihr Vieh geblieben, das dem Gesange gern zuhorcht und während desselben beim Melken ruhig steht. Sowie die Sennerinnen aber ihr Vieh durch den steten Gesang und durch die wohlklingenden Glocken und Schellen, die sie ihnen umhängen, musikliebend gemacht haben, so ist es auch durch ihr Bekränzen eitel geworden. Dies wird besonders bei den Abfahrten von der Alm bemerkbar, wo die Kühe in ihrem prächtigen Blumen- nnd Bänderschmuck mit sichtlichem Stolze einherschreiten.

Nach Tschudi.

---

130. Alpenhirt.

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnige Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnige Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Fr. v. Schiller.

---

131. Mustersätze für den deutschen Sprachunterricht.

1. Die Zeit entflieht. 2. Blüthen werden Früchte. 3. Nachrede schläft nicht. 4. Wahl macht Qual. 5. Viele Streich' fällen die Eich'. 6. Frieden dünget den Acker wohl. 7. Aufrecht ist Gott lieb. 8. Mit Schweigen verräth sich Niemand. 9. Endlich bleibt nicht ewig aus. 10. Kreuz ist des Glaubens Probe. 11. Feuer beim Stroh brennt lichterloh. 12. Zorn ohne Macht wird verlacht. 13. Vor der That halte Rath. 14. Graue Haare sind auf des Tugendhaften Haupt eine schöne Krone. 15. Des Herrn Ritt über die Felder läßt goldene Spuren zurück.

16. Dreifach ist der Schritt der Zeit: zögernd kommt die Zukunft hergezogen; pfeilschnell ist das Jetzt entflogen; ewig still steht die Vergangenheit. 17. Bis Abend glänzt kein Morgenroth; drum spare für die Zeit der Noth. 18. Worte sind gut; sie sind aber nicht das Beste. 19. Leiden sollen läutern; sonst hat man gar

nichts von ihnen. 20. Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns; sondern wir müssen uns nach ihr richten.

21. Aus der Wolke quillt der Regen, strömt der Segen. 22. Den Menschen macht sein Wille groß und klein. 23. Die Pillen muß man verschlucken, aber nicht im Munde zerdrucken. 24. Nicht Reichthum, sondern Tugend bringt wahres Glück. 25. Ein Roß ohne Zaum und ein Junge ohne Ruth' thaten niemals gut.

26. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last. 27. Wer besitzt, der lerne verlieren; wer im Glück' ist, der lerne den Schmerz. 28. Die beste Antwort auf Verleumdung ist, daß man sie stillschweigend verachtet. 29. Wer auf Gott vertraut, der hat wohl gebaut. 30. Früh übt sich, was ein Meister werden will. 31. Wen Viele fürchten, der muß Viele fürchten. 32. Der ist der Glücklichste, der am wenigsten Bedürfnisse hat. 33. Sich selbst besiegen, das ist der schwerste Sieg. 34. Deine Sorge sei, der Unsterblichkeit zu leben. 35. Das Sicherste ist immer, das Nächste zu thun. 36. Es ist eine große Kunst, stets zufrieden zu bleiben.

37. Halte getreu, was du versprochen. 38. Der Mensch bedenke, daß ihm sein Ende nahe sein kann. 39. Die Blume im Garten lehrt, wie lange Schönheit währt. 40. Der Mensch weiß nicht immer, warum Gott Etwas geschehen läßt. 41. Genieße, was dir Gott beschieden; entbehre gern, was du nicht hast. 42. Wer wahrhaftig ist, dem glaubt man. 43. Der Weise strebt darnach, seine Leidenschaften zu beherrschen. 44. Alle seine Zwecke zu erreichen, ist unmöglich.

45. „O Sonne, scheine mir nicht zu heiß; ich muß vor Mattigkeit und Schweiß bei meiner Arbeit schier erliegen!" rief der Esel. — „Dank für deinen heitern Schein, o Sonne!" sprach die Schlange, mit Vergnügen lege ich mich stundenlang hinein." — Die Eule schrie: „Verschone mein Gesicht mit deinem mir verhaßten Licht!" —

46. Wahrheit ist die Pforte, die zum Himmel führt. 47. Die Religion ist eine goldene Kette, welche den Erdball am Throne des

Ewigen festhält. 48. Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt. 49. Die Eigenliebe ist ein Dieb, so uns das richtige Urtheil stiehlt. 50. Versäumt die Zeit nicht, die gemessen ist. 51. Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht. 52. Ein Herz, von Edelmuth bewohnt, ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt. 53. Ein Augenblick, von einer guten That bezeichnet, ist vor Gott ein Jahr.

54. Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. 55. Wo Treue Wurzel schlägt, macht Gott einen Baum daraus. 56. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten. 57. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke. 58. Wohin das gläubige Auge schaut, dich Herr und Vater es findet. 59. Da, wo die Pflicht und Rechtschaffenheit es fordert, darf dein Mund nie zum Unrecht schweigen.

60. Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast. 61. Es schlägt nicht immer ein, wenn es donnert. 62. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. 63. Wenn die Noth am größten ist, ist die Hilfe Gottes am nächsten. 64. Wahrheit und Irrthum sind im Streite gewesen, so lange Menschen auf der Erde leben. 65. Wenn's an zu dämmern fängt, so ist der Tag nicht ferne: deß tröst' ich mich, wenn ich was Schwerbegriffenes lerne.

66. Wie du hineinrufst in den Wald, die Stimme dir entgegen hallt. 67. Trägheit kommt so langsam voran, daß gar bald Armuth sie einholt. 68. Laß dir eine Kleinigkeit nicht näher treten, als sie werth ist. 69. Wie man sich bettet, so schläft man. 70. Der leichtsinnige Mensch genießt, ohne sich nach dem Geber umzusehen. 71. Lerne Beleidigungen verschmerzen, ohne sie zu ahnden.

72. Sei mäßig in der Jugend, daß du gesund seiest im Alter. 73. Die Vorsehung läßt oft unsere Thorheit geschehen, damit wir weise werden. 74. Gar Manchem ist es schlecht ergangen, weil er zu viel auf And're baute. 75. Gott hat dem Menschen die Zukunft in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei. 76. Wohlthätig ist des Feuers Macht, wenn

sie der Mensch bezähmt, bewacht; doch furchtbar ist die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft. 77. Es ließe sich Alles trefflich schlichten, könnte man eine Sache zweimal verrichten. 78. Ein heiliger Wille lebt, wie auch (ungeachtet) der menschliche wanke. 79. Ein kleines Ungemach zu meiden, stürzt Mancher sich in größ're Leiden. 80. Jeden Morgen erwache, zu meistern, zu bessern, zu loben.